

Ludwig-Maximilians-Universität München

1997
1998
1999
2000

Chronik

Die Chronik umfasst den Zeitraum von
1. Oktober 1997 bis 30. September 2000

Herausgeber: Das Rektoratskollegium
der Ludwig-Maximilians-
Universität München

Redaktion: Referat Dokumentation und Information
Dietmar Schmidt (Leitung)
Doris Bayer

Geschwister-Scholl-Platz 1
80539 München

Mitarbeit: Katharina Lorens

Fotos: Autorenangaben beim Bild.
Ohne Angaben privat bzw. von den im jeweiligen
Text genannten Einrichtungen.

Copyright: Nachdruck – auch
auszugsweise – nur mit
Genehmigung der Redaktion

ISSN 0179-5473
ISBN 3-922480-20-9

Herstellung: Verlag Lutz Garnies
Haar/München

Typographie: Büro Rolf Müller
München

Wieder

419 002 254 500 16



32

Die neue Chronik der Ludwig-Maximilians-Universität berichtet über die letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts. Trotzdem ist sie auch heute noch höchst aktuell. Sie entwirft ein Bild vom pulsierenden Leben einer großen deutschen Hochschule mit weltumspannenden Interessen. Schon die Einweihung des Hobby-Eberly Teleskops in den Davis Mountains im Südwesten von Texas im Oktober 1997 ist der Beweis einer erfolgreichen Kooperation mit führenden amerikanischen Universitäten. Im gleichen Monat konnte die Partnerschaft mit der Kaiserlichen Universität Tokyo besiegelt werden, die eine Spitzenstellung im gesamten Fernen Osten besitzt. Die Zusammenarbeit mit den japanischen Kollegen hat sich seither sehr gut entwickelt. In den gleichen Zusammenhang gehört der Start des „Harvard-Modells“ im Lehrprogramm der Medizinischen Fakultät im Wintersemester 1997/98, das die Ausbildung unserer Medizin-Studenten revolutioniert hat.

Aber auch das „Innenleben“ der Universität hat sich im Berichtszeitraum sehr positiv entwickelt. Im November 1997 haben wir das neue „Gartengebäude“ in der Oettingenstraße offiziell in Betrieb genommen, das u. a. der Politischen Wissenschaft, der Kommunikationswissenschaft und der Informatik eine neue Wirkungsstätte bietet. Knapp zwei Jahre später, im Juni 1999, konnten wir die modernen Neubauten für die Fakultät für Chemie und Pharmazie in Großhadern einweihen – ein Meilenstein in der Pflege der Naturwissenschaften in der Ludwig-Maximilians-Universität. Dass unser Herz dennoch weiterhin in der Max-Vorstadt schlägt, beweist die Eröffnung des schönen neuen Historicums an der Ecke von Schelling- und Amalienstraße im November 1999. Im Jahr darauf konnten wir auch den dazu gehörigen kleinen Park im ehemaligen Salinenhof der Öffentlichkeit übergeben. Er ist ein neues Schmuckstück des ganzen Stadtviertels. Schließlich durften wir im Februar 2000 auch eine prachtvolle Villa in der



Kaulbachstraße 45 in unseren Gebäudebestand übernehmen. Sie wird vor allem den Wirtschaftswissenschaften zur Verfügung stehen.

Aber der Erfolg einer Universität liegt selbstverständlich nicht in der Arrondierung ihrer Nutzungsflächen. Entscheidend sind die Fortschritte in Forschung und Lehre. Sie vollziehen sich zu meist ganz unspektakulär durch kompetente und hoch motivierte Arbeit in Hörsälen, Instituten, Kliniken, Bibliotheken und Labors. Eine Chronik kann darüber naturgemäß nicht informieren. Sie muss sich auf die medienwirksamen Ereignisse beschränken. Wir wollen aber nicht vergessen, dass damit nur einige wenige Schlaglichter auf das wissenschaftliche Leben der Ludwig-Maximilians-Universität geworfen werden. Es stand und steht auch an der Schwelle des neuen Jahrtausends in voller Blüte.

A. Heldrich

Prof. Dr. A. Heldrich
Rektor

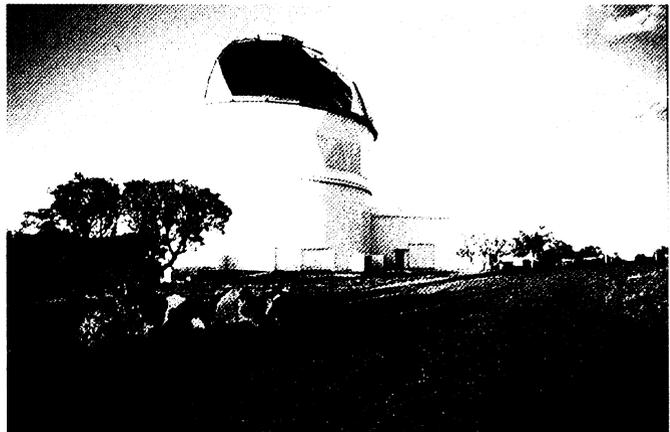
Inhaltsverzeichnis

Vorwort	3		
Aus dem Leben der Universität			
1997		1998	
Griff nach den Sternen: LMU-Beteiligung am weltweit größtem Teleskop	6	Trennung siamesischer Zwillinge	24
Notärzte von München und Südtirol arbeiten zusammen	7	Humanwissenschaftliches Zentrum	25
Kooperation mit Japans Spitzen-Universität	8	Zwei neue Verfassungsrichter aus der LMU	26
Alle Jahre wieder: das Research-Festival in Großhadern	9	Gedächtnisvorlesung „Weiße Rose“ 1998	27
Bayerischer Habilitationspreis (1997–2000)	10	Prof. Heldrich zum Rektor wiedergewählt	40
LMU: Neue Lernstruktur nach Harvard-Muster	11	Bayerisch-Französisches Hochschulzentrum	41
Erste Münchner Mentoren-Börse an der Universität	12	Neue Klinik für Strahlentherapie und Radioonkologie eingeweiht	42
Studium Ost- und Südosteuropa an der LMU erweitert	12	Center for Digital Technology and Management	43
Der Geschwister-Scholl-Preis (1997–1999)	13	Universität erhält Lenbach-Gemälde	43
An der Stelle von US-Sendern nun Universität	14	Gedenkstein für den Islandforscher Professor Konrad Maurer	44
Aktion „PATE“: LMU-Patent-Service für ihre Wissenschaftler	17	Der Münchner Public-Health-Löwe	47
Lyrik-Bibliothek an der Universität	18	Richtfest für die Historiker	48
Felix-Wankel-Tierschutz-Forschungspreis (1997–1999)	19	Wiedereröffnung des Altbaus der Psychiatrischen Klinik	49
Forum für Wissenschaftsgeschichte	20	Universitätsstiftungsfest 1998	53
Für die Frauenförderung an der Uni: die neue „Therese von Bayern-Stiftung“	21	Amerika Haus wird Bayerisch-Amerikanisches Zentrum	65
75 Jahre Universitätsgesellschaft	22	Universitäts-Ruderregatta	66
Fliegende Edelsteine	22	Sommerfest	67
Neuer Sonderforschungsbereich für Zellforschung	23	40 Jahre Geschwister-Scholl-Institut	67
		100 Jahre Zahnklinik	69
		Gedenkfeier: Entzug der Approbation aller jüdischen Ärzte	78
		Die Universität hat ihren Hochschulrat	78
		1999	
		125 Jahre Maximilianeum	80
		1000 DM Gebühren für Zweitstudium	81

Woche der französischen Sprache	81		
100 Jahre Lehrstuhl für Bayerische Geschichte	81	2000	
Gedächtnisvorlesung „Weiße Rose“ 1999	82	Studientag zur Profilbildung	132
Dies Academicus: 200. Geburtstag von Ignaz von Döllinger	94	Ein neues Haus für die Wirtschaftswissenschaft	134
Die elektronische Patientenakte	95	5-Euro-Business – Gründerwettbewerb	134
Kinderambulanz in Großhadern	95	Die Apsisfiguren in der Großen Aula	135
Prorektoren gewählt	96	Gedächtnisvorlesung „Weiße Rose“ 2000	143
Das neue Friedrich-Baur-Institut	97	Die Universitäten der Zukunft aus deutscher und japanischer Sicht	144
50 Jahre Amerika-Institut München (1949–1999)	97	Das neue Gefäßzentrum	144
Chemie und Pharmazie verstärken den HighTechCampus ^{LMU}	98	Wechsel an der Spitze der Uni-Bibliothek	145
Universitätsstiftungsfest 1999	106	Neues Domizil in alter Villa – Die Politikforscher sind umgezogen	146
75 Jahre Kommunikationswissenschaft	111	Erstes Diplom in orthodoxer Theologie	147
Universitätskliniken vereinigt	111	Manuskriptum	148
75 Jahre Doktordiplom – Erinnerungen	112	Grün in der Universität – Neueröffnung des Salinenhofs	148
5 Millionen Mark jährlich für Depressions- und Suizidforschung	116	Die letzten Ordensschwwestern	149
BR-Intendant Scharf ist neuer Vorsitzender des Kuratoriums	117	Studientag: Bachelor und Master	149
50 Jahre Universitätschor	118	Universitätsstiftungsfest 2000	150
Universität erhält brasilianischen Stiftungslehrstuhl	119	Philip Morris-Preis für LMU-Professor	165
Verlust der Forstwissenschaftlichen Fakultät	120	Enthüllung der Hans-Leipelt-Gedächtnistafel	166
„Hochschule und Marketing“ – Hochschulpressereferenten tagen in München	121	Erfolg beim Business-Plan-Wettbewerb 2000	167
Der Heinrich-Wieland-Preis und Heinrich Wieland – Persönliche Erinnerungen von Hildegard Hamm-Brücher	121	Ein Jahr Hochschulrat	168
LMU eröffnet neues Historicum – das Münchner Zentrum für Geschichte und Archäologie	127	Gemeinsames Promotionsverfahren der LMU mit französischen Universitäten	169
		Kurzbiographien	170
		Ehrungen und Preise	194
		Verstorbene	216
		Abschied	219

Griff nach den Sternen: LMU-Beteiligung am weltweit größtem Teleskop

Für die Astronomen der Ludwig-Maximilians-Universität München hat sich ein neues Tor zum Himmel geöffnet: Am 8. Oktober 1997 wurde das weltweit größte Teleskop im US-Bundesstaat Texas eingeweiht. An Bau und Entwicklung des Hobby-Eberly-Teleskops (HET) haben sich der Freistaat Bayern sowie die Universität München mit insgesamt 1,5 Millionen Mark beteiligt. Die Wissenschaftler des Instituts für Astronomie und Astrophysik der LMU sind damit den Sternen ein großes Stück näher gekommen. Sie haben sich per Vertrag fünf Prozent der Gesamtbeobachtungszeit (etwa 18 Nächte pro Jahr) an dem Riesen-Teleskop gesichert. Zeit genug für eine wahre Datenflut. Per Kassette gelangen diese Daten an die Universitäts-Sternwarte München. Für die Münchner Wissenschaftler steht fest: HET ist ein gelungenes Beispiel für eine erfolgreiche internationale Zusammenarbeit von Universitäten. Denn das nach dem ehemaligen texanischen Vizegouverneur William P. Hobby und dem Mäzen Robert E. Eberly benannte Gerät ist ein Gemeinschaftsprojekt der University of Texas at Austin, der Pennsylvania State University, der Stanford University, der Ludwig-Maximilians-Universität München und der



Georg-August-Universität Göttingen. Das HET wurde auf dem Mount Fowlkes errichtet, in den Davis Mountains, wo auch das McDonald-Observatorium der University of Texas stationiert ist. Die Sternwarte ist berühmt für den dunkelsten Nachthimmel in ganz Nordamerika, bietet also auch deshalb optimale Bedingungen.

Das HET dient ausschließlich spektroskopischen Untersuchungen schwach leuchtender Objekte. Das heißt: Das aufgefangene Licht dieser Objekte wird in einzelne Spektren (Regenbogenfarben) zerlegt. Das HET soll unter anderem Erkenntnisse liefern über den Zustand und die Entstehung von Galaxien, über den Ursprung der chemischen Elemente in der Milchstraße, über die Eigenschaften Schwarzer Löcher und über mögliche Planeten bei anderen Sternen. Das Hobby-Eberly Teleskop läutet eine neue Ära extrem großer Geräte ein, die dennoch besonders kostengünstig sind. Mit nur 13,5 Millionen US-Dollar (rund 24 Millionen Mark) kostet das HET nur etwa ein Fünftel vergleichbarer Teleskope. Die Kosten konnten unter anderem dadurch gesenkt werden, dass der Spiegel nicht aus einem Guss besteht, sondern aus 91 sechseckigen Einzelsegmenten. Internet-Informationen dazu finden Sie unter: <http://www.usm.uni-muenchen.de/people/hopp/het.html>



Intensivstation in der Berghütte

Notärzte von München und Südtirol arbeiten zusammen

Im Herbst 1997 unterzeichnete in München die Arbeitsgemeinschaft Südtiroler Notärzte und der Arbeitskreis für Notfallmedizin und Rettungswesen an der Ludwig-Maximilians-Universität München einen Vertrag, der eine enge Zusammenarbeit beider Organisationen beschließt. Das Abkommen umfasst eine Kooperation bei der Aus- und Weiterbildung von Notärzten und nicht-ärztlichen Rettungsdienstpersonal sowie bei wissenschaftlichen Studien. Gemeinsames Ziel ist es dabei, die Qualität des Rettungsdienstes zu optimieren.

Zur Aus- und Weiterbildung des rettungsdienstlichen Personals wurden vom Arbeitskreis Notfallmedizin und Rettungswesen an der LMU in wissenschaftlicher Forschung spezielle Konzepte entwickelt, die sich bereits bei vielfachen Ausbildungsvorhaben in der ganzen Bundesrepublik bewährt haben. Sie finden nun auch in Südtirol ihren Einsatz. Das Weiße Kreuz der autonomen Provinz Südtirol hat einen Instruktoren-„pool“ geschaffen, d. h. Ausbilder, welche die vom ANR entwickelten Ausbildungsrichtlinien und -programme

weitertragen können. Die meisten der Südtiroler Instruktoren sind bereits Mitglieder im Arbeitskreis Notfallmedizin und Rettungswesen. Ausbildungsschwerpunkte des gemeinsamen Programmes stellen die „Frühdefibrillation“ und die „Cardiopulmonale Reanimation“, zu denen der ANR wesentliche Richtlinien und Algorithmen beigetragen hat.

Kooperation mit Japans Spitzen-Universität

Der Rektor der Ludwig-Maximilians-Universität München, Prof. Dr. Andreas Heldrich, hat im Oktober 1997 einen Partnerschaftsvertrag mit Japans Hochschule Nummer eins, der Kaiserlichen Universität Tokyo, abgeschlossen. Die Vereinbarung bildete den Höhepunkt einer ganzen Serie von Kooperationen der Universität München mit insgesamt sieben japanischen Hochschulen, unter anderem mit den kaiserlichen Universitäten in Kyoto, Osaka und Fukuoka. Damit ist die LMU ihrem Ziel, als internationale Spitzen-Universität die Kontakte zu anderen, in ihren Ländern ebenfalls führenden Hochschulen weiter auszubauen, ein bedeutendes Stück nähergekommen. Die neue Partnerschaft soll außerdem dazu beitragen, die Universität München noch stärker als bisher für ausländische Studierende und Dozenten attraktiv zu machen. In dem Kooperationsvertrag wurde die Zusammenarbeit in Forschung und Lehre vereinbart. Dabei geht es insbesondere um gemeinsame Projekte, Symposien und Studienaufenthalte von Wissenschaftlern, Stipendiaten und Studieren-

den. Zusätzliche Kosten fallen für die jeweiligen Hochschulen nicht an. Der Vertrag ist zunächst auf fünf Jahre befristet. Mit dem Japan-Zentrum verfügt die Universität München über eine zentrale Forschungseinrichtung, die sich intensiv dem modernen Japan widmet. Daher ist das Zentrum auch Hauptansprechpartner für die Kaiserliche Universität in Tokyo, die ebenso wie die LMU ein breites Fächerspektrum von Natur- und Geisteswissenschaften wie auch wirtschaftswissenschaftlichen Disziplinen anbietet. Neben den Partnerschaftsverträgen unterhält die Ludwig-Maximilians-Universität mit Japan rund 50 weitere Kontakte auf der Ebene einzelner Institute.

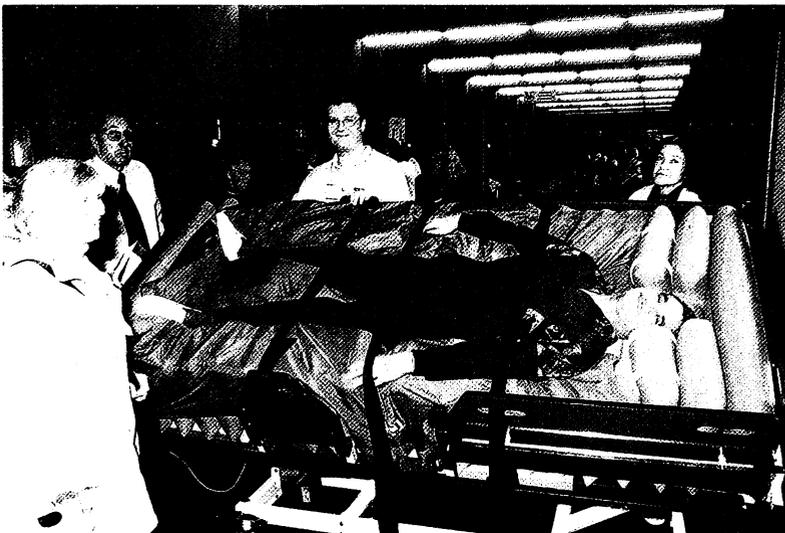


Der Rektor der Kaiserlichen Universität in Tokyo im Gespräch mit Studenten
Foto: Prof. Hikaru Tsuji

Alle Jahre wieder: das Research-Festival in Großhadern

Das Research-Festival, die große Forschungsschau aller wissenschaftlichen Einrichtungen im Bereich Großhadern, die jedes Jahr im Oktober stattfindet, ist seit 1997 noch publikumsfreundlicher geworden: die Institute und Kliniken bieten beim Tag der offenen Tür unterschiedliche Informationstouren zur Besichtigung von Medizinischen Einrichtungen und Forschungslabors an, die alle beim

„Tourenbahnhof“ im Hörsaaltrakt des Klinikums beginnen. Das Research-Festival ist eine Gemeinschaftsaktion aller Forschungseinrichtungen im Bereich Großhadern, d. h. des Universitätsklinikums, des Hämatologikums der GSF, des Genzentrums und der Max-Planck-Institute nebenan in Martinsried. Die beteiligten Wissenschaftler stellen ihre Arbeiten gegenseitig vor, es gibt Posterausstellungen, öffentliche Vorträge hochkarätiger Wissenschaftler, Podiumsdiskussionen, Video-präsentationen und vieles mehr. Das Festival endet jeweils am Sonntag mit einem Benefiz-Fußballturnier.



Bayerischer Habilitationspreis

Der Bayerische Habilitationspreis wird seit 1994 vom Bayerischen Wissenschaftsminister in bestimmten Fächern, die jährlich neu festgelegt werden, an besonders förderungswürdige Nachwuchswissenschaftler verliehen. Der Förderpreis mit einer Förderungshöchstdauer von drei Jahren besteht aus einem monatlichen Stipendium von 5500 DM. Daneben kann ein Sachkostenzuschuss von bis zu 15 000 DM jährlich bewilligt werden. Der Universität kann vom Ministerium für eine

ergänzende Ausstattung, die dem Preisträger zugute kommt, ein einmaliger Betrag von bis zu 50 000 DM gewährt werden. Von der Ludwig-Maximilians-Universität waren dabei:

1997

Dr. Hans Christoph Grigoleit, Rechtswissenschaften;
 Dr. Bettina Grunst, Rechtswissenschaften;
 Dr. Christian Hofmann, Betriebswirtschaftslehre;
 Dr. Christoph Schmid, Rechtswissenschaften;
 Dr. Kay Severin, Chemie.

1998

In diesem Jahr wurden die Preise nur für Frauen ausgeschrieben. Wie Minister Zehetmair erklärte, wollte er mit dieser Maßnahme zur deutlichen Erhöhung des Frauenanteils an Professorinnen beitragen. Ziel des Preises sei, hochqualifizierte promovierte Frauen für eine Weiterqualifikation an den Hochschulen zu gewinnen und so in den kommenden Jahren eine hervorragende Besetzung frei werdender Professuren mit Frauen zu gewährleisten.

Dr. med. Eva Maria Grasbon-Frod, Neuropathologie;
 Dr. phil. Birgit Lodes, Musikwissenschaft;
 Dr. phil. Adelheid Otto, M.A., Vorderasiatische Archäologie.

1999

Dr. rer. nat. Irmgard Frank, Physikalische Chemie;
 Dr. rer. nat. Alexandra Kiemer, Pharmazeutische Biologie;
 Dr. med. Claudia Schoch, Experimentelle Medizin;
 Dr. phil. Sabine Vogt, Klassische Philologie;
 Dr. med. Juliane Winkelmann, Neurologie.

2000

Dr. Johannes Adolff, Rechtswissenschaften;
 Dr. Marianne Müller, Medizin/Neurobiologie;
 Dr. Kim Weber, Medizin/Molekularbiologie.



Die Preisträgerinnen mit Minister Zehetmair.
 Von der LMU dabei: Dr. Alexandra Kiemer (vorne rechts), hinter ihr Dr. Juliane Winkelmann. In der 2. Reihe links Dr. Sabine Vogt, hinter ihr Dr. Claudia Schoch.
 Foto: Hans Süß

LMU: Neue Lernstruktur nach Harvard-Muster

Die Medizinische Fakultät startete zum Wintersemester 1997/98 mit einem völlig neuen Ausbildungsprogramm: Im Rahmen der 1996 geschlossenen Allianz zwischen der Medizinischen Fakultät der LMU und der Harvard Medical School in Boston fand vom 4. bis 27. November 1997 erstmals ein Modellkurs für alle 224 Medizinstudenten der LMU im 1. Klinischen Semester (fünftes Studiensemester) statt. Es handelte sich um ein bundesweit einmaliges Projekt. Ziel dieses Kurses ist es, neue Lehrformen in der medizinischen Ausbildung, die an der Harvard Medical School eingesetzt und teils dort entwickelt wurden („New Pathways“), mit bewährten Strukturen des Medizinstudiums in München zu verknüpfen.

Das Münchner Modell zur Reform des Medizinstudiums (MMM) möchte die positiven Aspekte des klassischen deutschen Bildungssystems mit neuen Unterrichtsformen so vereinen, dass damit

eine neue Dimension der Ausbildung erreicht werden kann. Im Rahmen dieses Programms sollen die Studenten interaktiv und interdisziplinär arbeiten lernen, um auf diese Weise in die Lage versetzt zu werden, lebenslang offen zu bleiben für die wechselnden Bedürfnisse ihrer Patienten und die Entwicklungen in der Wissenschaft. Es wird darin die Chance gesehen, mit der hohen Kompetenz vieler Dozenten und Studierender der Fakultät eine neue Lehr- und Lernkultur zu etablieren. Im Rahmen des Münchner Modells wird anhand von problemorientiertem Lernen (problem-based learning) eine neue, fächerübergreifende, studentenbezogene, aktive Form der Wissensvermittlung und des Lernens eingeführt. Um dieses Ziel zu erreichen, wird in vier der sechs klinischen Studiensemester (1. bis 6. klinisches Semester) jeweils ein etwa dreiwöchiger Blockkurs eingerichtet. Diese Blockkurse behandeln interdisziplinär zentrale Anteile des Stoffes der im jeweiligen Semester behandelten Fachgebiete in Kleingruppen auf der Grundlage von Krankengeschichten. Durch dieses Vorgehen bleibt die Ausbildung konform mit der bisherigen Studien- und Prüfungsordnung.



Praktische Übung

Erste Münchner Mentoren- Börse an der Universität

„Was heute Abend passiert“, sagte Prorektor Prof. Dr. Dr. Dieter Adam zu den rund 60 Teilnehmern an der ersten Münchner Mentorenbörse, die am 3. November 1997 stattfand, „ist ein Novum in der deutschen Universitätsgeschichte“. Erfreulich viele Ehemalige der Ludwig-Maximilians-Universität München hatten sich bereit erklärt, einen Studierenden bis zum Berufseinstieg zu coachen, das heißt über einen längeren Zeitraum hinweg beruflich zu beraten und zu fördern. Im Senatssaal, dem repräsentativen Saal der Universität, kamen ein Teil dieser Ehemaligen mit Studierenden zusammen, die sich einen Mentor wünschten. Man konnte sich gegenseitig beschnuppern, erste Beratungspartnerschaften kamen zustande. „Ohne persönliches Kennenlernen hätte ich mich nie auf einen Mentor eingelassen“, sagte eine Studentin der Betriebswirtschaft danach, „schließlich muss die Chemie ja stimmen“.

Das Mentorenmodell ist eine der Maßnahmen, mit denen die Universität die Kooperation mit ihren Ehemaligen ausbauen will. Ziel ist es, dem Studium stärkere Impulse aus der Praxis zu geben und den Studierenden dabei zu helfen, den schwieriger gewordenen Berufseinstieg vorzubereiten.

Die Mentorenidee geht auf eine Initiative einer Münchner Zeitung zurück und wird vom Institut „Student und Arbeitsmarkt an der LMU“ im Rahmen eines Modellversuches mit finanzieller Unterstützung durch das Programm Hochschule-Wirtschaft des Bayerischen Staatsministeriums für Wirtschaft erprobt.

Studium Ost- und Südosteuropa an der LMU erweitert

Die Universität hat mit dem Wintersemester 1997/98 ein erweitertes Studium „Ost- und Südosteuropa“ eingerichtet. Nach diesem Programm können Studierende, die sich in ihrem Kernfach mit Ost- und Südosteuropa beschäftigen, auch an Instituten anderer Fakultäten eine Erweiterung und Spezialisierung, bezogen auf andere Fächer Ost- und Südosteuropas oder das eigene Fachgebiet, erreichen. So kann im Rahmen dieses Schwerpunktstudiums z. B. ein Slawist zusätzlich eine Kompetenz in einer Turksprache erwerben und sich mit juristischen Spezialgebieten beschäftigen. Dabei spielt die Erlernung zusätzlicher Ostsprachen eine wichtige Rolle. Bei Erfüllung des Mindestprogramms wird eine Bescheinigung über die erbrachten Leistungen erteilt.

Mit diesem Programm, das Angebote aus 5 Fakultäten umfasst, soll den weitreichenden Veränderungen in Ost- und Südosteuropa, die immer mehr durch Ausdifferenzierung, nationale Besonderheiten und Eigenwege bei der Entwicklung zu modernen demokratischen und marktwirtschaftlichen Systemen gekennzeichnet sind, auch in den Studien über diesen Raum Rechnung getragen werden. In der Praxis, aber auch in der Wissenschaft wird heute der allgemeine Osteuropaspezialist weitgehend ersetzt durch Spezialisten für einzelne Länder und für differenzierte Fachgebiete; diese sollen über eine spezielle Sprach- und Sachkompetenz verfügen, dabei aber doch die allgemeinen historischen und kulturellen Grundlagen beherrschen.

Der Geschwister-Scholl-Preis

Seit 1980 verleihen die Landeshauptstadt München und der Verband der Bayerischen Verlage und Buchhandlungen gemeinsam den Geschwister-Scholl-Preis, seit 1988 findet die Preisverleihung alljährlich im November in der großen Aula der Universität statt. Sinn und Ziel dieses gemeinsam vergebenen Preises ist es, jährlich ein Buch auszuzeichnen, das von geistiger Unabhängigkeit zeugt und geeignet ist, bürgerliche Freiheit, moralischen, intellektuellen und ästhetischen Mut zu fördern und dem verantwortlichen Gegenwartsbewusstsein wichtige Impulse zu geben. Das Preisgeld beträgt 20 000 DM.



Bild oben:

Preisträger des Jahres 1997 Ernst Klee (2. von rechts) für das Buch „Auschwitz, die NS-Medizin und ihre Opfer“ mit Laudator Ellis Huber, Oberbürgermeister Christian Ude und Dr. Christoph Wild, Vorsitzender des Verbandes der Bayerischen Verlage und Buchhandlungen.

Bild mitte:

1998 erhielt Saul Friedländer (2. von rechts) den Preis für das Buch „Das dritte Reich und die Juden – die Verfolgung der Jahre 1933–1939“. Rechts im Bild der Laudator Dr. Jan Philipp Reemtsma.

Bild unten:

Peter Gay (Mitte) erhielt den Geschwister-Scholl-Preis 1999 für das Buch „Meine deutsche Frage – Jugend in Berlin 1933–1939“.

Fotos: Christine Strub



An der Stelle von US-Sendern nun Universität

Die Universität München hat 26. November 1997 das „Gartengebäude“ genannte große Institutsgebäude am Rande des Englischen Gartens in München offiziell eröffnet. Bis Mitte 1995 war hier der Standort für die US-Sender Radio Free Europe und Radio Liberty, die Rundfunksendungen nach Osteuropa ausgestrahlt haben. In den vorangegangenen zwei Jahren war das Gebäude, zum Teil bei schon bei laufendem Universitätsbetrieb, renoviert und den Bedürfnissen von Lehre und Forschung entsprechend umgebaut worden.

Jetzt befinden sich hier rund ein Dutzend Institute, Abteilungen und sonstige Einrichtungen aus sechs Fakultäten und zwei Zentrale Einrichtungen der Universität. Alle neuen Nutzer des „Gartengebäudes“ waren bisher in angemieteten Räumen – über das Stadtgebiet verteilt – untergebracht. Mit

dem Umzug in das staatseigene Gebäude spart die Universität jährlich 3,36 Mio. DM Mietkosten. Ein erwünschter Nebeneffekt der Mischung von Instituten und Einrichtungen in diesem Gebäude sollen neue Formen interdisziplinärer Zusammenarbeit in Lehre und Forschung werden. In den Fächern, die hier eine neue Heimat gefunden haben, sind rund 4500 Hauptfach-Studierende eingeschrieben.

Oettingenstraße 67 ist die neue Adresse für: das Centrum für Informations- und Sprachverarbeitung (CIS), das Japanzentrum, den Lehrstuhl für Japanologie des Ostasieninstituts, das Geschwister-Scholl-Institut für Politische Wissenschaft, das Institut für Kommunikationswissenschaft, das Institut für Informatik, das Institut für Völkerkunde und Afrikanistik, die Abteilung Psycholinguistik des Instituts für Sprachliche Kommunikation, die Medizinische Optik und für Teilbereiche aus der Soziologie, Neuropsychologie, Statistik sowie für Radio 94,5, den AFK (Aus- und Fortbildungskanal), an dem die Universität beteiligt ist.

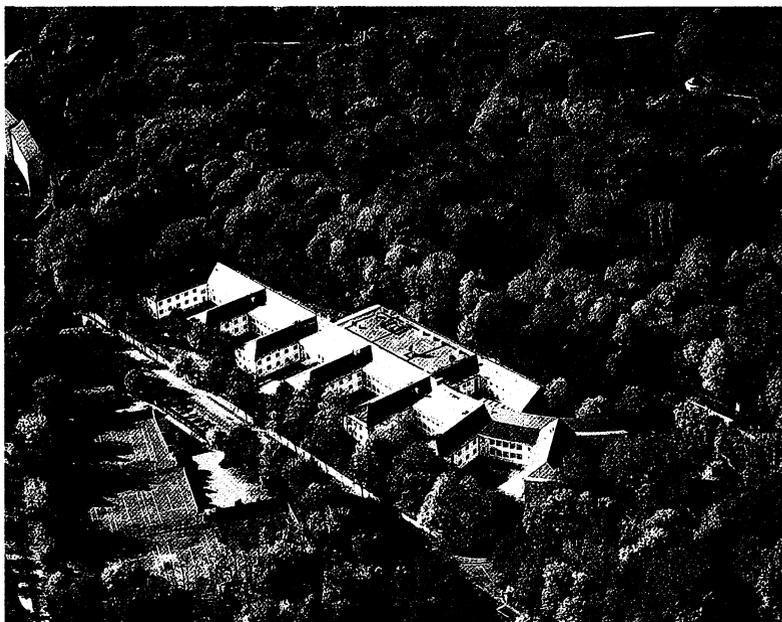


Foto: Luftbild Bertram

Bei der Eröffnungsfeier sprachen: Rektor Prof. Dr. Andreas Heldrich, Ministerialrat Ulrich Hörlein vom Bayerischen Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst, Ministerialrat Dr. Werner Böhme vom Bayerischen Staatsministerium der Finanzen, Prof. Dr. Heinz-Gerd Hegering für die künftigen Nutzer des Gebäudes.

Die Rede von Dr. Martin Bachstein, ehem. Deputy Direktor des Radio Free Europe, die wir im folgenden abdrucken, wurde wegen Erkrankung von seiner Frau vorgetragen. Baudirektor Pfab vom Universitätsbauamt übergab zum Abschluss der Feierstunde den symbolischen Schlüssel des Gebäudes an Rektor Prof. Heldrich.

Dr. Martin Bachstein:

Als ich vor einigen Monaten fast heimlich durch dieses Gebäude ging und mir so meine Gedanken über sein Schicksal machte, war ich überrascht von den eigentlich geringen Veränderungen in den mehr als zwei Jahren seit dem Umzug der Sender nach Prag. Und ich dachte, dass dies gut und begrüßenswert sei, denn hinsichtlich der Aufgaben einer Hochschule und eines Rundfunkunternehmens wie es RFE/RL ist und war, besteht doch im Grunde genommen kein großer Unterschied. Dies mag überraschen – ich glaube aber nicht bei genauem Hinschauen.

Diese Sender entstanden in den späten vierziger und frühen fünfziger Jahren im Gefolge der politischen Auseinandersetzungen zwischen Ost und West. Beide Seiten schufen damals externe Rundfunksysteme, um die jeweils andere über die Richtigkeit ihres Kurses zu informieren. Vielleicht nicht überraschend suchte damals, und zwar vom ersten Tage an, nur der Osten die Sendungen der Konkurrenz mit einer Barrage von Störsendern zum Schweigen zu bringen. Dieses sogenannte Jamming betraf RFE/RL genauso wie die BBC, die Stimme Amerikas, Kol Israel, oder die Deutsche Welle.

Diese Sender und ihre Programme hatten offenbar etwas zu bieten, welches in den Empfangsländern nicht vorhanden war und nach welchem große Nachfrage bestand: nämlich zuverlässige Informationen über Entwicklungen in den politischen Gesellschaften in Ost und West; Informationen, welche die Menschen in die Lage versetzen sollten, sich selbst über Politik, Wirtschaft und Kultur im eigenen Lande und weltweit ein unabhängiges und sicheres Urteil bilden zu können. Das Hauptanliegen von RFE/RL war immer ein eigentlich sehr einfaches: die nicht vorhandene freie Presse und die gegängelten anderen Nachrichtenmedien in den Empfangsländern zu ersetzen. Oberstes Gebot war hierbei, dass zum Beispiel jedes Thema einer Nachrichtensendung auf mehr als einer voneinander unabhängigen Quelle beruhen musste, und dass Berichte ihre Quellen zu identifizieren hatten. Das thematische und geistige Spektrum dieser Sendungen war immens und es wurde in mehr als 20 Sprachen gesendet.

Es steht außer Zweifel: die Programminhalte der Sendungen waren insgesamt in ihrer Vielfalt mit dem Lehrangebot einer Universität durchaus vergleichbar. Dieses Haus beherbergte überdies ein weltweit geachtetes Forschungsinstitut für Osteuropa und die frühere Sowjetunion, welches vielen Universitäten zur Ehre gereicht hätte. Dies alles sind triftige Gründe, weshalb die heutige Verwendung des Gebäudes am Englischen Garten durch Institute der Universität München zu begrüßen und zu beglückwünschen ist.

Ich darf in Parenthese erwähnen, dass auch ich in den sechziger Jahren als Bürger der Vereinigten Staaten durch die Universität nach München kam und anschließend durch die LMU zu RFE/RL fand. Schon als amerikanischer Soldat hatte ich Franz Schnabels große Vorlesungen über den Vormärz gehört und fand später bei Karl Bosl und Nikolaus Lobkowicz als Doktorand Anleitung und Betreuung. Ich bin diesen Lehrern und der Universität noch heute dankbar.

Doch zurück zum eigentlichen Thema: Wie ist der Erfolg und die millionenfache Hörerschaft der

Sender eigentlich zu erklären? Obwohl schwer zu messen würde ich den intellektuellen Appeal der Sendungen an erster Stelle erwähnen. Es ist noch heute faszinierend, mit welcher Gründlichkeit in den fünfziger Jahren die Vor- und Nachteile des jugoslawischen Modells diskutiert wurden, die Thesen Milovan Djilas' über die Neue Klasse, oder die Schriften Leszek Kolakowskis. In den sechziger und siebziger Jahren vermittelten die Sender die Gedanken und Schriften von Dissidenten unterschiedlichster Richtungen, von Solzhenitsyn und Sakharov bis Paul Goma und Vaclav Havel. Sie begleiteten den Prager Frühling, Charta 77, Solidarnosc und die Vielschichtigkeit der Dissidentenbewegung in der früheren Sowjetunion. Zahlreiche Regimekritiker fanden Anstellung in diesem Hause. In Krisenperioden wie 1968 in der Tschechoslowakei, 1981 in Polen oder nach den verheerenden Erdbeben in Rumänien und Armenien wirkten die Sender vermittelnd und beruhigend. Diese Liste ist beliebig erweiterbar. Der Beitrag der Sender beim Zusammenbruch der totalitären Systeme in Osteuropa und der Sowjetunion war sicherlich bedeutend.

Die Tätigkeit der Sender ermöglichten nicht nur die Bürger der Vereinigten Staaten. Ich glaube, ein

Tag wie heute sollte daher auch Anlass sein, der Bundesrepublik Deutschland, dem Land Bayern und der Stadt München für die großartige Gastfreundschaft, Hilfe und Sympathie zu danken, welche jahrzehntelang und von allen großen politischen Parteien gezeigt und geleistet wurden. Es wurden immer annehmbare Lösungen gefunden. Diese Unterstützung erstreckte sich über das ganze Spektrum politischer und administrativer Tätigkeit und involvierte Institutionen wie das Bundespresseamt, das Bonner Innenministerium, bayerische Finanzbehörden, das Ausländeramt der Stadt München und andere Stellen. Sie alle verdienen unseren aufrichtigen Dank.

Der Umzug der Sender nach Prag ist zu bedauern, aber er war auch der Anlass für den begrüßenswerten Einzug der Universität in dieses Gebäude. Es hätte nach meinem Dafürhalten keine bessere Lösung geben können. Ich hoffe und wünsche deshalb mit meinen ehemaligen Kollegen von RFE/RL, dass Sie sich hier inzwischen genau so wohl fühlen wie Ihre Vorgänger. Nichts wäre schöner, als wenn auch Sie ein wenig von dem Geist der ursprünglichen Bewohner dieses Hauses berührt würden und in diesem Sinne fortfahren könnten.

Aktion „PATE“: LMU-Patent-Service für ihre Wissenschaftler

Von der Erfindung zum Patent ist der Weg weit und kostspielig. Viele Erfindungen werden an deutschen Universitäten gemacht. Doch deren Wert wird oft nicht erkannt oder (noch) nicht genutzt. Die Ludwig-Maximilians-Universität München will nun ihren zahlreichen hervorragenden Forschern den Weg zum Patent ebnen.

Auf Initiative der Universitätsverwaltung fand daher vom 17. bis 21. November 1997 eine Informations-Woche zum Thema „Patente in der Hochschulforschung“ an der LMU statt. Damit sollte bei den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaft-

lern das Bewusstsein für die Anmeldung und Nutzung von Patenten geschärft und der Wissenstransfer von der Wissenschaft in die Wirtschaft weiter gefördert werden.

Über die Aktivitäten in der Patent-Info-Woche hinaus baut die LMU mit ihrem Aktionspaket PATE (PATent-Information und Erfinderberatung) einen Basis-Service für Erfinder auf. Das PATE-Programm will Beratungen durch Patentanwälte und Aktivsenioren sowie betreute Patent-Recherchen anbieten. Ziel ist es, verschiedene Dienststellen der LMU, wie etwa die Kontaktstelle für Forschungs- und Technologietransfer (KFT), mit externen Einrichtungen wie der Patentstelle der Deutschen Forschung der Fraunhofer-Gesellschaft zu vernetzen – ein Netzwerk also von „Paten“ für die Wissenschaftler.

Lyrik-Bibliothek an der Universität

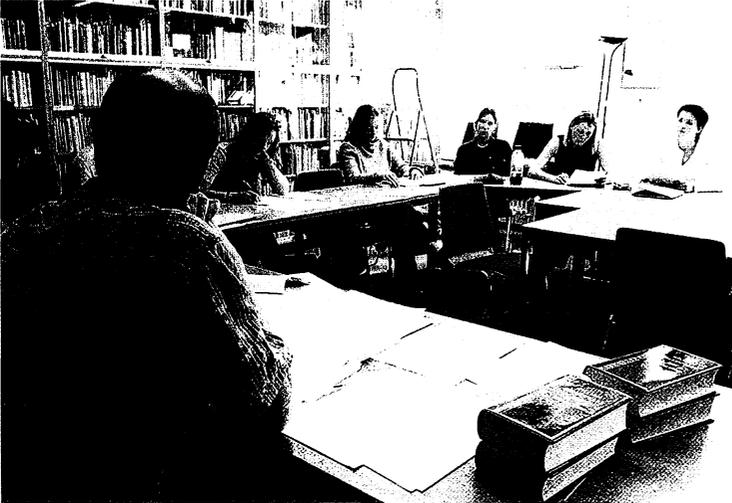


Foto: Angelica Fuss

Die Lyrik-Bibliothek des Lyrik-Kabinetts e.V. hat beim Institut für Allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft (Komparistik) eine neue Bleibe gefunden. Die feierliche Eröffnung war am 1. Dezember 1997. Das Lyrik-Kabinettt, eine renommierte Einrichtung im Münchener Kulturleben, war längere Zeit auf der Suche nach einer neuen Unterkunft gewesen. Pläne, ins Literaturhaus zu ziehen, hatten sich zerschlagen. Das Institut verwaltet nun die Lyrik-Bibliothek als Dauerleihgabe und nutzt sie zur Förderung von Forschung, Lehre und Studium. Sie ist in den Semi-

narräumen des Instituts in der Schellingstraße untergebracht. Der Bestand wird – im Namen und auf Rechnung des Vereins – katalogisiert sowie laufend fachgerecht ergänzt und ausgebaut, einschließlich des originalsprachigen Bestandes. Die Neuerscheinungen sowie die Literaturzeitschriften sind in der gemeinsamen Institutsbibliothek der Germanisten und Komparatisten jeweils unmittelbar zugänglich. Auch Veranstaltungen des Lyrik-Kabinetts finden nun in der Universität statt.

Felix-Wankel-Tierschutz-Forschungspreis

Die Verleihung des Felix-Wankel-Tierschutz-Forschungspreises in der Universität gehört zu den jährlich wiederkehrenden Ereignissen in den ersten Wochen des Wintersemesters. Der 1972 von dem bekannten Erfinder (u. a. des Kreiskolbenmotors) gestiftete Preis ist nicht nur der älteste Tierschutz-Forschungspreis in Deutschland, sondern auch – mit bis zu 50000 DM- einer der höchst dotierten. Die Mitglieder des Kuratoriums, das über die Preisvergabe zu entscheiden hat, werden zu einem Teil von der Felix-Wankel-Stiftung, zum anderen Teil von der Tierärztlichen Fakultät bestellt. Vorsitzender des Kuratoriums ist der Rektor, der auch die Preise überreicht. Für die Preisverleihungen konnten prominente Festredner wie Prof. Dr. Ernst-Ludwig Winnacker (1997), Prof. Dr. Julian Nida-Rümelin (1998) und Jane Goodall, CBE (1999) gewonnen werden.

Im Jahr 1997 wurde der Preis geteilt. Prof. Dr. Dr. h. c. Christian Winter, Zoologe aus Frankfurt/Main, und Dipl.-Ing. Wolfgang Kuck aus Rosenheim wurden für eine Apparatur ausgezeichnet, die von ihnen entwickelt und auf den Markt gebracht worden ist, mit der die Versuche mit Fröschen, wie sie bisher im physiologischen Praktikum üblich waren, entbehrlich werden. Die zweite Preisträgergruppe, Dr. Karin Kunzi-Rapp

und Dr. Angelika Rück vom Zentrum für Lasermedizin in Ulm, haben ein Verfahren entwickelt, bei dem durch Transplantation von Gewebestückchen menschlicher Haut in ein befruchtetes Hühnerrei Reaktionen auf bestimmte Stoffe getestet werden können. Damit werden Tests an Mäusen ersetzt.

Ein Forscherteam von der Universität Ulm mit Prof. Dr. Eberhard P. Hofer, Dr. Christoph Ament, Dipl.-Ing. Jürgen Heeks und der Vorstandsvorsitzende des Münchner Tierparks Hellabrunn, Prof. Dr. Henning Wiesner erhielten den auch im Jahr 1998 geteilten Felix-Wankel-Tierschutz-Forschungspreis. Die Forscher aus Ulm haben ein mathematisches Modell der Knochenheilung entwickelt, mit dem Tierversuche, z. B. an Schafen, weitestgehend überflüssig werden, und der Münchner Tierparkchef hat ein Verfahren perfektioniert, um Tiere aus der Distanz zu betäuben, ohne sie dabei zu verletzen.

Den Felix-Wankel-Tierschutz-Forschungspreis 1999 erhielt Michel André, Ph.D., Assistenzprofessor an der Universidad de Las Palmas de Gran Canaria für seine Arbeit über die Schädigung des Hörvermögens der Pottwale durch den Schiffsverkehr, die Folgen und Abhilfemöglichkeiten.



Jane Goodall und der Preisträger von 1999 Michel André
Foto: Hans Süß

Forum für Wissenschaftsgeschichte:

LMU, TU und Bundeswehrhochschule gründen gemeinsames Zentrum mit dem Deutschen Museum

Die drei Münchner Universitäten und das Deutsche Museum forschen in Zukunft auf dem Gebiet der Wissenschafts- und Technikgeschichte gemeinsam: Am 5. Dezember 1997 wurde das neue „Münchner Zentrum für Wissenschafts- und Technikgeschichte“ (ZWT) als Verbundprojekt der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU), der Technischen Universität München (TUM), der Universität der Bundeswehr München (UBwM) und dem Deutschen Museum offiziell begründet. Ziel dieser Kooperation ist es, die bestehenden Forschungsaktivitäten und Lehrangebote zur Erforschung der Geschichte, insbesondere der Naturwissenschaften und der Technik, zusammenzuführen und damit den Wissenschaftsstandort München zu einem führenden Forum für die Historie unserer wissenschaftlich-technischen Kultur auszubauen.

Die Abstimmung von Forschung und Lehre gibt dem Münchner Zentrum ein Fundament, wie es in dieser Form und in diesem Umfang weltweit nur noch in London, Paris und Washington anzutref-

fen ist. Neu ist vor allem das Angebot eines interuniversitären Magister- und Promotionshauptstudiengangs „Wissenschafts- und Technikgeschichte“. Das erweiterte Lehrprogramm schließt außerdem Sommerkurse und ein Graduiertenkolleg ein. Damit soll nicht zuletzt der Hochschulstandort München für ausländische Studierende noch attraktiver werden als bisher.

Das neue Zentrum arbeitet überwiegend interdisziplinär. Beteiligt sind das Forschungsinstitut für Technik- und Wissenschaftsgeschichte des Deutschen Museums, das Institut für Geschichte der Naturwissenschaften sowie weitere historische Institute der LMU, das Zentralinstitut für Geschichte der Technik der TUM und die Professur für Wissenschaftsgeschichte der Universität der Bundeswehr München. Das Zentrum arbeitet an der Vorbereitung eines sozialwissenschaftlichen Sonderforschungsbereichs (SFB) mit. Langfristig soll ein eigenständiger Sonderforschungsbereich für Wissenschafts- und Technikgeschichte eingerichtet werden.

Mittelpunkt und Sitz der Geschäftsstelle des neuen Zentrums ist das Deutsche Museum. Die beteiligten Institute verbleiben zwar weiter unter dem Dach ihrer jeweiligen Universität, doch über die bereits auf der Münchner Museumsinsel residierenden Institute hinaus sollen weitere Lehrstühle und Professoren in dem neuen Zentrum aufgenommen werden können. Dafür stellt das Deutsche Museum zusätzliche Räumlichkeiten zur Verfügung.

Für die Frauenförderung an der Uni: die neue „Therese von Bayern-Stiftung“



Foto: Therese von Bayern-Stiftung

Der Frauenförderung in der Wissenschaft soll eine neue Stiftung dienen, die unter dem Namen „Therese von Bayern-Stiftung“ an der Ludwig-Maximilians-Universität München eingerichtet wurde. Die Namensgebung erfolgte in Erinnerung an die weitgereiste Naturforscherin Prinzessin Therese von Bayern, die vor hundert Jahren, am 8. Dezember 1897, als erste Frau eine Ehrendoktorwürde an der Universität München erhalten hatte. Neben der Habilitationsförderung und der Förderung von wissenschaftlichen Projekten vergibt die Stiftung auch den „Therese von Bayern-Preis für hervorragende Leistungen junger Akademikerinnen“. Mit der erstmaligen Verleihung dieses Preises trat die Stiftung am 9. Dezember 1997 an die Öffentlichkeit. Preisträgerin ist die 33jährige Zoologin Dr. Barbara Fruth vom Max-Planck-Institut für Verhaltensphysiologie in Seewiesen. Sie arbeitet

auf dem Gebiet der Sozialverhaltensforschung von Schimpansen und Bonobos und hat hierzu mehrere Jahre Feldstudien in Afrika betrieben. Der Preis ist mit DM 10000,- dotiert.

Die Therese von Bayern-Stiftung zur Förderung der akademischen Karrieren von Frauen wird aus privaten Mitteln finanziert. Die Einrichtung der Stiftung wurde vor allem von der früheren Frauenbeauftragten der Universität, Dr. Hadumod Bußmann, betrieben. Die Erträge der Stiftung sollen auf dreierlei Wegen die Förderung von Frauen in der Wissenschaft ermöglichen: durch Unterstützung von Nachwuchsstellen zur Habilitationsförderung, durch Förderung von wissenschaftlichen Projekten im Rahmen der Erforschung des Geschlechterverhältnisses (gender Studies) und durch die jährliche Verleihung des Therese von Bayern-Preises für herausragende Leistungen junger Akademikerinnen. Als besonders preiswürdige Auswahlkriterien gelten außerordentliche wissenschaftliche Erfolge, insbesondere in einem transdisziplinär konzipierten Forschungsvorhaben, sowie ein akademischer Karriereverlauf, der Vorbildfunktionen für junge Wissenschaftlerinnen besitzt.

Therese von Bayern, eine Tochter von Prinzregent Luitpold und Prinzessin Auguste, wurde am 14. November 1850 geboren. Ihre vielseitige Ausbildung erwarb sie zum Teil als Autodidaktin. Sie war nicht nur politisch und naturwissenschaftlich sehr interessiert, sondern zudem sehr sportlich und auch sprachenbegabt: sie lernte im Laufe der Jahre elf Sprachen. Ihre Forschungsreisen führten sie in fast alle Kontinente und brachten ihr hohe fachliche Anerkennung, die sich nicht nur in der Ehrendoktorwürde der Universität München, sondern auch in der Ehrenmitgliedschaft der Bayerischen Akademie der Wissenschaften dokumentierte. Bis zu ihrem Tod 1925 hat sie 29 wissenschaftliche Publikationen verfasst.

75 Jahre Universitätsgesellschaft

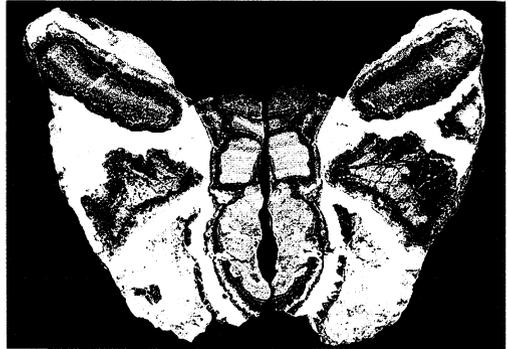
Die Gesellschaft der Freunde und Förderer der Universität München, kurz Münchener Universitätsgesellschaft, beging am 8. Dezember 1997 mit einer Festveranstaltung ihr 75jähriges Bestehen. Rund 700 Gäste waren der Einladung in die Große Aula gefolgt.

Die Münchener Universitätsgesellschaft war 1922 gegründet worden, um die Universität in den Jahren großer wirtschaftlicher Not zu unterstützen. Ziel war und ist es, schnell und unbürokratisch mit finanzieller Unterstützung der Forschung und Lehre an der Universität zu helfen. In den vergangenen zehn Jahren konnte die Universitätsgesellschaft über 100 Mio. DM an freien und zweckgebundenen Mitteln für Projekte zur Verfügung stellen. 1. Vorsitzender ist Dr. Detlef Schneidawind, Mitglied des Vorstands der Münchner Rückversicherungs A.G., 2. Vorsitzender ist traditionell der jeweilige Rektor der Universität.

Nach der Begrüßung durch Rektor Prof. Dr. Helldrich und der Ansprache des Vorsitzenden der Münchener Universitätsgesellschaft Dr. Schneidawind hielt Prof. Dr. Ernst-Ludwig Winnacker den Festvortrag zum Thema: „Die Biologie als neue Leitwissenschaft. Perspektiven und Konsequenzen in den Naturwissenschaften.“ Gelegenheit zum Gespräch gab es beim anschließenden Empfang im Senatsaal. (Ein ausführlicher Bildbericht zur 75. Jahrfeier der Universitätsgesellschaft findet sich in deren Jahresbericht für 1997).

Die Geschäftsstelle befindet sich in der Münchener Rückversicherung in der Königinstraße 107.

Fliegende Edelsteine



Blei-Zink-Vererzung von Bleiberg in Kärnten
Foto: Mineralogische Staatssammlung München

Juwelen am Himmel und in der Erde zeigte eine Sonderausstellung im Museum Reich der Kristalle (11. 12. 97–19. 4. 98).

Auf den ersten Blick scheinen sie kaum etwas miteinander zu tun zu haben: Die Edelsteine aus der Tiefe unserer Erde, wie Diamanten, Saphire, Rubine und viele andere und die Edelsteine der Lüfte, die in allen Farben schillernden Schmetterlinge und Käfer. Betrachtet man sie aber genauer, so sieht man doch Gemeinsamkeiten – nicht nur im ästhetischen Anblick, sondern z. B. auch in den Prinzipien der Farbgebung in Mineral- und Tierreich.

In der Sonderausstellung „Fliegende Edelsteine“ im Museum Reich der Kristalle wurde dies zum ersten Mal ausführlich dargestellt und erläutert. Zahllose Exponate aus Mineral- und Tierreich ließen den Besucher in Farben schwelgen, ausführliche Erläuterungen boten ganz unerwartete Einblicke in die Zusammenhänge zwischen „toter“ und belebter Natur.

Neuer Sonderforschungsbereich für Zellforschung

Mit den molekularen Grundlagen für die extrem schnellen Veränderungen im Zellskelett und ihrer Regulation soll sich ein neuer Sonderforschungsbereich „Dynamik und Regulation Zytoskelett-abhängiger Bewegungsvorgänge“ (SFB 413) an der Ludwig-Maximilians-Universität München beschäftigen, der im Dezember 1997 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft bewilligt wurde und mit jährlich über 2 Millionen Mark gefördert wird.

Analog dem Knochenskelett des menschlichen Körpers hat das Zytoskelett der Zelle zwei Hauptaufgaben: es dient als Stützgerüst und Bewegungsapparat zugleich. Im Gegensatz zum Skelettsystem ist es jedoch außerordentlich dynamisch und unterliegt ständigen Veränderungen der dreidimensionalen Anordnung und Zusammensetzung, z.T. innerhalb von wenigen Millisekunden. Die Aufrechterhaltung dieser Dynamik erfordert ein komplexes System von Regulatoren, die dem Zytoskelett schnelle und lokal begrenzte Reaktionen auf interne und externe Reize ermöglichen. Mit grundlegenden Aspekten dieses hochkomplexen Systems befasst sich dieser Sonderforschungsbereich.

Es werden sich von Seiten der Universität München Wissenschaftler des Instituts für Genetik und Mikrobiologie, des Instituts für Zellbiologie, des Instituts für Zoologie, des Max-von-Pettenkofer-Instituts, des Instituts für Physiologische Chemie und Physikalische Biochemie, von Seiten der Technischen Universität München das Institut für Biophysik sowie das Max-Planck-Institut für Biochemie in Martinsried beteiligen. Insgesamt sind 15 Teilprojekte vorgesehen. Sprecher des SFB ist der Inhaber des Lehrstuhls Zellbiologie im Adolf Butenandt-Institut der Universität, Prof. Dr. Manfred Schliwa.

Im Bewilligungsschreiben der Deutschen Forschungsgemeinschaft heißt es: „Die Attraktivität des neuen Sonderforschungsbereichs geht von seinem Thema, aber auch von seiner fächerübergreifenden Zusammensetzung aus, die seine komplexe zentrale Fragestellung, nämlich die Bewegungsvorgänge des Zytoskeletts reflektiert. Bemerkenswert sind sowohl die gute Auswahl der Untersuchungsobjekte, die von der Säugetierzelle bis zu pflanzlichen Zellen reichen, sowie die Vielfalt der anzuwendenden und weiterzuentwickelnden Methoden. Aus dieser Zusammenführung verschiedener Fächer können sich zahlreiche Synergieeffekte ergeben.“

Trennung siamesischer Zwillinge

In der Kinderchirurgischen Klinik des Dr. von Haunerschen Kinderspitals im Klinikum Innenstadt wurde am 26. Januar 1998 erneut ein siamesisches Zwillingepaar getrennt. Die beiden 5 Monate alten Mädchen waren im Dezember 1997 von den Eltern mit Hilfe der „Stiftung RTL – Wir helfen Kindern e.V.“ aus der Türkei nach München gebracht und hier seitdem auf die Trennungsoperation vorbereitet worden. Die Trennung wurde in einer 4½-stündigen Operation von einem Team von 6 Kinderchirurgen unter der Leitung von

Prof. Dr. Ingolf Joppich und 6 Kinderanästhesisten unter der Leitung von Oberärztin Dr. Brigitte Carrier-Taqi durchgeführt; außerdem waren 9 Operations- und Anästheseschwestern beteiligt.

Die Kinder waren im Brust- und Bauchbereich zusammengewachsen. Sie hatten in einer gemeinsamen Bauchhöhle eine gemeinsame Leber. Es gelang, die Leber so zu teilen, dass nunmehr jedes Kind über ein eigenes, voll funktionsfähiges Organ verfügt. Es war die 13. erfolgreiche Trennung von siamesischen Zwillingen, die im traditionsreichen und bekannten Dr. von Haunerschen Kinderspital mit einer der besten kinderchirurgischen Abteilungen in Deutschland erfolgreich durchgeführt werden konnte.



Prof. Joppich mit den siamesischen Zwillingen am Tag vor der Trennungsoperation
Foto: Dr. von Haunersches Kinderspital

Humanwissenschaftliches Zentrum

Das Humanwissenschaftliche Zentrum der Universität wurde mit einer feierlichen Eröffnungsveranstaltung am 27. Januar 1998 der interessierten Öffentlichkeit vorgestellt. Nach Fachvorträgen von Professoren, die in dem Humanwissenschaftlichen Zentrum mitarbeiten werden, wurde durch Rektor Prof. Heldrich, Staatssekretär Rudolf Klinger aus dem Kultusministerium und Initiator und Geschäftsführer Prof. Ernst Pöppel das Humanwissenschaftliche Zentrum feierlich eröffnet. In einer Pressemitteilung stellte sich das Humanwissenschaftliche Zentrum so vor:

Die Universität München hat ein Humanwissenschaftliches Zentrum (HWZ) gegründet, in dem Forschung über den Menschen aus verschiedenen Fachgebieten, insbesondere aus den Geistes- und Naturwissenschaften, zusammengeführt wird. Mit dem HWZ hat sich die Universität ein Instrument gegeben, das in Deutschland einmalig ist.

Interdisziplinäre Forschung schafft die Grundlage für die Bewältigung der großen Herausforderungen der Zukunft. Fragen, die uns alle bewegen, halten sich nicht an Fachgrenzen in den Wissenschaften; Antworten sind nur möglich, wenn Spezialisten mit verschiedenen Kompetenzen zusammenarbeiten.

Das HWZ will des weiteren dazu beitragen, die Grenzen zwischen den „Teil-Kulturen“ unserer Gesellschaft – den Wissenschaften, der Wirtschaft, den Medien, der Politik, oder den Künsten – zu überwinden; interdisziplinäre Forschung und

Lehre verbessert die Diskursfähigkeit zwischen Mitgliedern verschiedener Fakultäten oder Repräsentanten der einzelnen „Teil-Kulturen“.

Die Arbeit des HWZ ist dadurch gekennzeichnet, dass nicht nur Wissenschaftler aus der Universität, sondern auch aus anderen Einrichtungen (Universitäten, Max-Planck-Instituten, Helmholtz-Zentren oder der Industrie) als außerordentliche Mitglieder mitwirken können. Neben die Interdisziplinarität tritt die Internationalität: Kooperationen gibt es bisher mit Kollegen aus Indien, Israel, Japan, Korea und den USA. Das HWZ ist eine offene Institution.

Das HWZ wird getragen vom Enthusiasmus vieler Wissenschaftler aus der Universität; in seiner praktischen Arbeit ist das HWZ aber abhängig von Förderung durch andere. Der Beginn war möglich durch die Unterstützung der Universität selbst, des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst und der Max-Planck-Gesellschaft; gedeihen wird das HWZ dann, wenn Stiftungen und Mäzene von der Bedeutung der selbstgestellten Aufgaben in Forschung und Lehre überzeugt sind und die Arbeit unterstützen.

Ein wesentlicher Bestandteil des HWZ ist die ehemalige Forschungsstelle für Humanethnologie von Prof. Irenäus Eibl-Eibesfeldt, dessen bedeutendes Filmarchiv Mitarbeiter des HWZ in Zukunft nutzen können.

Leitmotiv des HWZ ist das Wechselspiel von Integration und Differenzierung in der Erkenntnis des Humanen – von anthropologischen Universalien und kulturellen Spezifika – oder einfacher: „Was eint uns? Was trennt uns“?

Zwei neue Verfassungsrichter aus der LMU



Prof. Dr. Hans-Jürgen
Papier
Foto: privat

Prof. Dr. Hans-Jürgen Papier wurde am 4. Februar 1998 zum Richter am Bundesverfassungsgericht und am 6. Februar zum Vizepräsidenten dieses Gerichtes gewählt.

Der gebürtige Berliner wurde 1992 auf den Lehrstuhl für Öffentliches Recht mit dem Schwerpunkt Deutsches und Bayerisches Staats- und Verwaltungsrecht an der Universität München berufen. Von 1994 bis 1996 war er Mitglied des Senats und Prodekan der juristischen Fakultät. Vor seinem Wechsel nach München hatte der Spezialist für Fragen des Umweltrechts den Lehrstuhl für Öffentliches Recht an der Fakultät für Rechtswissenschaften der Universität Bielefeld inne.



Prof. Dr. Udo Di Fabio
Foto: Porträt-Studio
Meinen

Am 16. 12. 99 wurde Prof. Dr. jur. Dr. sc. pol. Udo Di Fabio zum Richter am Bundesverfassungsgericht gewählt. Prof. Dr. jur. Dr. sc. pol. Udo Di Fabio (Jahrgang 1954) ist seit 1997 als Nachfolger von Prof. Dr. Peter Lerche Professor (C4) für Öffentliches Recht und Verfassungsgeschichte. Er kam von der Universität Trier, zuvor war er Professor an der Universität Münster. Als Verwaltungsbeamter in einer nordrhein-westfälischen Stadtverwaltung hat er an einem Abend-Gymnasium sein Abitur erworben und dann das juristische Studium aufgenommen, später auch ein Studium der Sozialwissenschaften. Er promovierte in beiden Fächern in Bonn, wo er sich auch habilitierte.

Gedächtnisvorlesung „Weiße Rose“ 1998

Seit 1983 finden regelmäßig im Februar die Gedächtnisvorlesungen für die „Weiße Rose“ statt. Es war bewusst die Vorlesung, als eine der Universität angemessene Form, für das Gedenken an die studentische Widerstandsaktion „Weiße Rose“ gewählt worden. Im Februar 1943 waren die Geschwister Hans und Sophie Scholl und Christoph Probst hingerichtet worden, in den folgenden Monaten Alexander Schmorell, Willi Graf und Prof. Kurt Huber, Hans Leipelt folgte im Januar 1945. Viele andere Mitglieder der Widerstandsgruppe erhielten Zuchthausstrafen.

Die Gedächtnisvorlesung für die Weiße Rose im Jahr 1998 hielt am 12. Februar der Münchner Altbürgermeister und frühere Bundesminister Dr. Hans-Jochen Vogel.

Dr. Hans-Jochen Vogel:

**Zur Notwendigkeit des Erinnerns.
Über den Umgang mit der jüngeren deutschen
Geschichte**

1.

Am 18. Februar 1943 – also fast auf den Tag genau vor 55 Jahren – wurden wenige Meter von hier entfernt ein Student und eine Studentin verhaftet; er 25 Jahre, sie 22 Jahre alt. Es waren Hans und Sophie Scholl. Sie legten Flugblätter, in denen zum Widerstand gegen Hitler und sein

Gewaltregime aufgefordert wurde, zunächst in den noch menschenleeren Fluren des Universitätsgebäudes aus und ließen sie dann von der Empore des Lichthofs herabfallen. „Im Namen der ganzen deutschen Jugend fordern wir“ – hieß es in diesen Flugblättern – „von dem Staat Adolf Hitlers die persönliche Freiheit, das kostbarste Gut des Deutschen, zurück, um das er uns in der erbärmlichsten Weise betrogen hat.“ Und an anderer Stelle „Es gilt den Kampf jedes einzelnen von uns um unsere Zukunft, unsere Freiheit und Ehre in einem seiner sittlichen Verantwortung bewussten Staatswesen“. Es war das sechste Blatt einer Folge von Aufrufen, die sie seit dem Frühsommer 1942 zusammen mit ihren Kommilitonen Willi Graf, Christoph Probst und Alexander Schmorell und beraten von Kurt Huber – dem einzigen akademischen Lehrer in ihrem Kreise – verfasst und mit Unterstützung verschiedener Helfer und Helferinnen, zu denen der heute hier anwesende, damals noch nicht 20 Jahre alte Franz Josef Müller, gehörte, außer in München auch an anderen Orten des seinerzeitigen Reiches, darunter in Hamburg, Berlin und Wien verbreitet hatten.

Vier Tage später – am 22. Februar 1943 – waren Hans und Sophie Scholl und Christoph Probst vom sogenannten Volksgerichtshof unter Vorsitz des berüchtigten Roland Freisler im Sitzungssaal

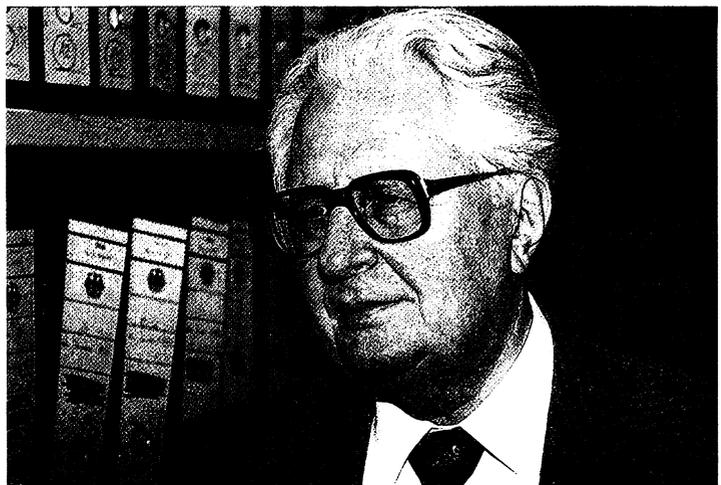


Foto: AdsD d.FES/Bernd Raschke

216 des Münchner Justizpalastes zum Tode verurteilt und noch am gleichen Nachmittag in Stadelheim enthauptet. Wenig später folgten ihnen Willi Graf, Kurt Huber und Alexander Schmorell und im Januar 1945, als letzter, Hans Leipelt, in den Tod. Die Denkstätte, die vor einiger Zeit in diesem Gebäude eingerichtet worden ist, will das Andenken an diese Männer und Frauen und an die Botschaft, die sie uns hinterlassen haben, das ganze Jahr über lebendig halten. Dafür ist allen, die an der Schaffung der Denkstätte mitgewirkt haben, zu danken. Stellvertretend für viele möchte ich diesen Dank bei dieser Gelegenheit einmal mehr Franz Josef Müller, dem langjährigen Vorsitzenden der Stiftung „Weiße Rose“, und der Ludwig-Maximilians-Universität abstaten.

Es ist gut, dass außerdem seit 1980 alljährlich in einer Gedächtnisvorlesung an diese Männer und Frauen erinnert und der Versuch unternommen wird, ihr Vermächtnis denen nahe zu bringen, die heute so alt sind wie sie damals waren. Und ebenso sinnvoll und notwendig ist der weitere Versuch, sich bei dieser Gelegenheit mit aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen auseinander zu setzen und darüber nachzudenken, wie die, die damals ihr Leben geopfert haben, heute wohl auf diese Herausforderungen antworten würden.

Das alles hat mit Erinnern zu tun und damit, wie wir mit unserer jüngeren Geschichte und auf ihrem Hintergrund mit Erscheinungen umgehen, in denen sich endgültig überwunden geglaubte Denk- und Verhaltensweisen aufs Neue zeigen. Darin steckt eine durchaus aktuelle Problematik – eine Problematik, die keine Gleichgültigkeit trägt. Mit ihr will ich mich unter dem Titel

„Zur Notwendigkeit des Erinnerns. Über den Umgang mit der jüngeren deutschen Geschichte“

im folgenden beschäftigen.

Ich gestehe, dass mir dieses Thema auch ganz persönlich am Herzen liegt. Zähle ich doch zu der geringer werdenden Zahl von Angehörigen der älteren Generation, die die Zeit zwischen 1933 und

1945 selbst noch als Kinder und Jugendliche – ich war 1933 sieben Jahre alt – miterlebt haben. Und die sich deshalb fragen müssen, ob sie nicht auch als Jugendliche schon das Verbrecherische des Regimes hätten erkennen und daraus bereits damals Konsequenzen hätten ziehen können. Dies umso mehr, als ich Ende April 1943 bis zu meiner Einberufung zur Wehrmacht im Juli 1943 als 17-jähriger an der hiesigen juristischen Fakultät immatrikuliert war und die Vorgänge, von denen ich eingangs sprach, damals erst wenige Wochen zurücklagen. Sie wurden seinerzeit unter den Studenten durchaus diskutiert. Aber eher verschlüsselt und verdeckt. Und nicht mit der Folge, dass wir den Mut aufgebracht hätten, ebenso zu handeln wie die Mitglieder der „Weißen Rose“. Dafür hatte uns das Gewaltsystem bei allen Zweifeln und Bedenken, die wir mit uns herumtrugen und auch äußerten, noch zu fest im Griff. Und dafür lag uns der Gedanke, man sei selbst zum Widerstand auch gegen den Staat verpflichtet, noch zu fern. Es wäre mir nicht redlich erschienen, das bei dieser Gelegenheit nicht anzusprechen. Zumal wir uns in einem Saal befinden, in dem ich damals des öfteren saß.

2.

Mit dem, was ich soeben sagte, habe ich versucht, mich zu erinnern. Was eigentlich heißt erinnern? Landläufig wird es als Wiederhervorbringen eines Bewusstseinsinhalts durch das Gedächtnis definiert. Und das Gedächtnis seinerseits als die Fähigkeit zur Reproduktion früherer Erlebnisse im Bewusstsein. Das sind wissenschaftlich korrekte, aber wertfreie Erklärungen. Die soziale Bedeutung des Erinnerns bringt uns ein Satz des großen amerikanischen Literaten und Philosophen George Santayana näher. Er lautet: „Wer sich nicht an die Vergangenheit erinnern kann, ist dazu verdammt, sie zu wiederholen.“ Schlichter drückt es die alte Volksweisheit aus, dass – nur? – das gebrannte Kind das Feuer scheut, das heißt aber das Kind, das sich noch an die unerfreuliche, zumeist erschreckende Erfahrung mit dem Feuer erinnert. Der Gedanke findet sich übrigens auch im vierten Flugblatt der „Weißen Rose“. Darin heißt es gleich

zu Beginn unter Anspielung auf die sich schon im Herbst 1942 verschlechternde Kriegslage „Es ist eine alte Weisheit, die man Kindern immer wieder aufs Neue predigt, dass, wer nicht hören will, fühlen muss. Ein kluges Kind wird sich aber die Finger nur einmal am heißen Ofen verbrennen“.

In diesen Erkenntnissen klingt schon etwas vom Wert des Erinnerns an. Und in der Tat: Was wäre der Mensch, wenn er die Fähigkeit des Erinnerns nicht besäße? An Geschehnisse, die er selbst erlebt hat, aber auch an Dinge, die vor seiner Lebenszeit geschehen sind? Und was wäre ein Volk, wenn es nicht seine Sprache besäße oder sich seiner Geschichte nicht bewusst wäre? Oder die Menschheit, wenn ihr das kollektive Gedächtnis an das Vergangene und das Vorvergangene abhanden käme? Wenn also die Fähigkeit, das, was in das kollektive Gedächtnis eingegangen ist, zu reproduzieren, wieder hervorzubringen, erlöschen würde? Der große katholische Gelehrte Johann Baptist Metz, der mit dem Entwurf einer politischen Theologie hervorgetreten ist und damit auf die lateinamerikanischen Befreiungsbewegungen einen wesentlichen Einfluss genommen hat, spricht in diesem Zusammenhang von der Notwendigkeit einer anamnetischen Kultur. Und er verweist darauf, dass die jüdische und auch die christliche Religion Erinnerungsreligionen sind, für die einerseits die Erinnerung an den Bund mit JAHWE und die daraus folgenden Geschehnisse und andererseits die Erinnerung an das Leiden und Sterben Christi, aber auch an seine Sorge für die Armen, die Schwachen und die Außenseiter zentrale Bedeutung besitzen. Zu Recht spricht auch Hans Jonas davon, dass Menschen dann einen zweiten und endgültigen Tod erleiden, wenn sie aus dem Gedächtnis der Lebenden verschwinden und sich niemand mehr an sie erinnert.

Denken und Erinnern hat also etwas mit Orientierung zu tun. Im Sinne des Wissens, woher man kommt. Und nur, wer weiß, woher er kommt – so sagt eine andere Weisheit –, weiß, wo er sich befindet und wohin sein Weg führt. Aber auch im Sinne des Bewertens. Also der Folgerung für das eigene Tun und Unterlassen. Wer auf diese Orientierung

verzichtet, reagiert stets nur aus dem Augenblick heraus, bestenfalls instinktiv. Er gleicht einem Schiff, das ziel- und steuerlos auf dem Meer umhergetrieben wird. Genau das hat Goethe auf seine Weise so ausgedrückt: „Wer nicht von dreitausend Jahren sich weiß Rechenschaft zu geben, / Bleib’ im Dunkeln, unerfahren, / Mag von Tag zu Tage leben.“ Das gilt für die individuelle Erinnerung ebenso wie für die kollektive Erinnerung, an der der Einzelne kraft seiner Zugehörigkeit zu einer Personengesamtheit, sei es eine Familie, ein Volkstamm, ein Volk, eine Nation oder die Menschheit, partizipiert oder doch nach dem Maß seiner Bildung, seiner Erziehung und seiner eigenen Anstrengungen partizipieren kann. Und ohne Erinnerung, ohne Inanspruchnahme des kollektiven Gedächtnisses wird es auch dem einzelnen nicht gelingen, seine Persönlichkeit zu gestalten und aus einem Individuum zu einer Individualität zu werden. Das wird dann gerade auch in Anlehnung in der Auseinandersetzung mit überkommenen Traditionen geschehen müssen.

3.

Das sind generelle Erwägungen. Sie gelten für die guten wie die schlechten Erfahrungen eines Individuums. Und sie gelten nicht minder für die hellen und strahlenden Kapitel wie für die dunklen und finsternen Phasen unserer Geschichte. Kein Kapitel und keine Phase darf ausgeblendet werden. Natürlich auch die guten Abschnitte nicht, in denen von Deutschland Frieden, Verständigung und Fortschritt, insbesondere geistige, wirtschaftliche und kulturelle Fortschritte, ausgegangen sind. Wobei es schon ins Gewicht fällt, welchen Kategorien bestimmte Ereignisse und Personen zugeordnet werden. Bekanntlich haben solche Einschätzungen im nachhinein auch Änderungen erfahren. Vor Zeiten als leuchtende Vorbilder gefeierte Personen wurden so später zu abschreckenden Gestalten und umgekehrt. Schon deshalb übrigens lässt sich auch mit der Geschichte Politik machen. Wer sie schreibt und erst recht wer sie definiert und bewertet, übt Macht in der Gegenwart aus.

Was folgt aus all dem für unsere jüngste Ge-

schichte? Für mich folgt daraus die Notwendigkeit, sie im Bewusstsein unseres Volkes zu halten. Denn zu dieser jüngeren deutschen Geschichte gehört die größte Katastrophe, die unser Volk je erlebt hat. Gehören Verbrechen, deren Ausmaß alles übersteigt, was bis dahin auch nur für möglich gehalten wurde. Gehört der Abfall von allen wertbezogenen Traditionen und Prinzipien unserer eigenen Vergangenheit. Und auch die Verstrickung unseres Volkes und – wie wir heute wissen – nicht nur die Verstrickung, sondern die Beteiligung nicht weniger Deutscher an dem, was damals an Furchtbarem geschah.

Manche widersprechen dem. Einige, weil sie die Fakten bestreiten, andere – und die sind zahlreicher – meinen, ein solcher Umgang mit unserer jüngeren Geschichte nähere nur einseitige Schuld-komplexe oder gar den Selbsthass. Andere Völker hätten in ihrer Geschichte auch dunkle Flecken. Man sollte endlich einen Schlussstrich ziehen und die Vergangenheit historisieren, also künftig allein der Wissenschaft überlassen.

Dem muss mit großem Ernst und aller Entschiedenheit widersprochen werden.

Dass auch von Angehörigen anderer Völker schlimme Verbrechen begangen und Menschen in großer Zahl gequält worden sind und dass die Schrecken des Krieges am Ende auch uns Deutsche in bedrückender Weise heimgesucht haben – das ist wohl wahr. Aber das kann den Holocaust und die übrigen Verbrechen der NS-Gewaltherrschaft nicht relativieren, geschweige denn in einem milderen Licht erscheinen lassen. Es geht um unsere Geschichte und nicht um die Geschichte anderer Völker. Ein wechselseitiges Aufrechnen von Verbrechen verbietet sich ohnehin für alle, die es mit der Achtung der Menschenwürde und der Gott-Ebenbildlichkeit jedes einzelnen Menschen ernst meinen.

Außerdem muss man stets die zeitliche Aufeinanderfolge der Ereignisse im Auge behalten – also die Frage, was kam zuerst und was folgte daraus. Es geht auch nicht darum, kollektive Schuldkomplexe

zu konservieren. Schuld ist ohnehin ein individueller Begriff, und niemand kann von den Nachgeborenen verlangen, dass die sich für Taten schuldig fühlen, die Angehörige früherer Generationen begangen haben.

Auf einem anderen Blatt allerdings steht, ob unter dem, was die Berliner Politologin Gesine Schwan in einem kürzlich erschienenen bemerkenswerten Buch das „Beschweigen der Schuld durch die Tätergeneration“ nennt, nicht auch noch die Generationen der Kinder und der Enkel leiden. Und ob das „Beschweigen der Schuld“ auf diesem Wege nicht unsere Demokratie bis in die Gegenwart hinein schädigt. Für diese These hat Gesine Schwan in ihrem Buch eindrucksvolle Argumente entwickelt. Fast jeder von uns weiß ja wohl aus persönlicher Erfahrung, wie belastend bereits das andauernde Schweigen über Schuld sein kann, die man sich im Umgang mit Menschen in der eigenen Umgebung vorzuwerfen hat. Es könnte also schon deshalb wichtig sein, sich zu erinnern, um dieses Beschweigen zu überwinden. Um beispielsweise gefährliche Mentalitätsbestände abzubauen, die aus der Zeit der NS-Gewaltherrschaft überdauert haben. Und die ja ohne Erinnerung und das daran anknüpfende Gespräch nicht aufgelöst werden können.

Aber unabhängig davon ist es auf jeden Fall aus einem anderen Grunde wichtig, dass wir uns erinnern. Wohl gemerkt: Erinnern, nicht hin und wieder ein Betroffenheitsritual zelebrieren, weil es sich nun einmal so schickt. Nein – wir sollen uns und die Nachfolgenden erinnern, weil diejenigen, die nicht wissen, wie leicht Menschen sich verführen oder zumindest zur Passivität bringen lassen, die nicht wissen, wessen Menschen in ihrem Fanatismus und in ihrer Mordlust fähig sind, diejenigen, die auch die Warnzeichen nicht erkennen, die auf drohendes Unheil hinweisen, neuerlichen Gefahren gegenüber weniger wachsam und weniger widerstandsfähig sind als diejenigen, denen die Verbrechen der Vergangenheit und die Katastrophen unserer jüngeren Geschichte vor Augen stehen. Gewiss: Auch wer von all dem nie irgendetwas gehört hat, könnte und sollte erkennen, wohin

es führt, wenn die Menschenwürde und die Verbindlichkeit von Grundwerten gelehrt wird und sich Menschen in gotteslästerlicher Weise für allmächtig erklären. Aber in den Endjahren der Republik von Weimar hat dies Vermögen, das den Menschen angeboren sein sollte, eben nicht ausgeübt. Und als die Diktatur schon begründet war, als breiter Widerstand geboten gewesen wäre, erst recht nicht. Die Nachgeborenen könnten der Einsicht und der Entschlossenheit, dieser Einsicht gemäß zu handeln – wenn auch aus anderen Gründen – vielleicht ebenso ermangeln, wenn ihnen das Wissen über die Katastrophe ihrer Vorfahren verloren geht. Wenn ihnen nicht vor Augen steht, dass es sich dabei – um mit Jakob Burckhardt zu sprechen – um Grundfragen des Menschseins handelt.

Nun könnte einer sagen: So etwas kann sich doch nicht wiederholen. Das ist doch ein für allemal vorbei. Ich bin mir da nicht so sicher. Gewiss: Es wird keine einfache Kopie, keinen Reprint des Tausendjährigen Reiches und seines Zustandekommens geben. Das meint auch Santayana nicht, wenn er davon spricht, dass sich die Vergangenheit wiederholen könnte. Aber bestimmte Prozesse könnten sich durchaus wiederholen. Und die Dämme könnten ein weiteres Mal, wenn auch auf ganz andere Weise, brechen – etwa durch den Missbrauch neuer Erfindungen und Technologien oder die Verabsolutierung des ökonomischen Prinzips. Denn die Flut, die uns ins Verderben riss, war kein Naturereignis, sondern sie war von Menschen gemacht. Und auch eine neue Flut wäre Menschenwerk. Werk derer, die handeln, und ebenso derer, die untätig und gleichgültig beiseite stehen.

Jedenfalls gab und gibt es bei uns schon wieder Ansätze zu partiellen Wiederholungen einzelner Verhaltensweisen und einzelner Motivationen aus jener Zeit. Etwa die Welle rechtsextremistischer Gewalttaten, die seit 1991 über unser Land hinweggegangen und bis heute nicht verebt ist. Im Gegenteil! Immer wieder erleben wir Ausbrüche von Ausländerhass und Chauvinismus bei Brandanschlägen auf Synagogen und Kirchen und Schändungen jüdischer Friedhöfe. Die antisemitischen Straftaten haben in letzter Zeit sogar wieder

zugenommen. Oder die erneute Verteufelung von Minderheiten und die erneute Propagierung von Gewalt als Mittel der Politik. Aber auch die Wiederbelebung eines Freund-Feind-Denkens, das im Konkurrenten nicht den demokratischen Wettbewerber im Ringen um die bessere Lösung sieht, sondern den Feind, den es zu vernichten gilt.

Lassen Sie mich als Beleg für meine Sorge einige Zeitungsüberschriften zitieren, die ich kürzlich in einer einzigen Woche gesammelt habe. Da hieß es unter anderem:

- „Organisation propagiert in Druckschriften die reine Lehre des Nationalsozialismus“ (FAZ)
- „Die Rechtsextremisten im Norden sammeln sich“ (FAZ)
- „Eine Neonazi-Karriere endet im Amoklauf“ (SZ)
- „Ermittlungen gegen 110 Soldaten wegen rechtsradikaler Vorgänge“ (SZ)
- „Mobile Gruppen gegen Neonazis im Nordosten“ (FAZ)
- „Ähnlichkeit zwischen rechtsradikalem Professor und Rosenbergs Mythos des 20. Jahrhunderts“ (SZ)
- „Naziparolen gegen Demonstranten“ (SZ)

In hohem Maße besorgniserregend sind auch die Vorgänge bei der Bundeswehr. Auch wenn sie teilweise schon länger zurückliegen und erst jetzt bekannt geworden sind, müssen sie sehr ernst genommen werden. Ich will nichts verallgemeinern. Und zu Recht hat sich die Bundeswehr im vergangenen Jahr insbesondere durch ihren Katastropheneinsatz im Überschwemmungsgebiet der Oder hohes Ansehen erworben. Aber wenn neonazistische Entgleisungen und rohe Gewaltdarstellungen in so dichter Reihe aufeinanderfolgen, wenn ein wegen Sprengstoffanschlägen mit 13 Jahren Haft vorbestrafter fanatischer Rechtsextremist

sogar in der Führungsakademie der Bundeswehr einen Vortrag halten kann, dann sind die Warnsysteme mangelhaft und nicht nur strafrechtliche und disziplinäre Maßnahmen, sondern breite und dauerhafte Aufklärungs- und Bildungsanstrengungen dringend geboten.

Auch bestimmte Wahlergebnisse erfordern nach wie vor Aufmerksamkeit. Sicher: Die Stimmenzahlen der rechtsextremistischen Parteien waren auf das gesamte Bundesgebiet gerechnet rückläufig – auch wenn nicht übersehen werden darf, dass die Republikaner am 24. März 1996 in Baden-Württemberg mit 9,2% erstmals die Rückkehr in einen Landtag schafften und die sogenannte Deutsche Volksunion in Hamburg den Einzug in die Bürgerschaft im September 1997 nur ganz knapp verfehlt hat. Und wenn auch die Stimmen für die PDS bei weitem nicht alles Stimmen für diejenigen in dieser Partei waren – und die gibt es dort – die zum Stalinismus oder doch zum Kommunismus zurückkehren wollen, sind auch sie ein Zeichen, das nicht übersehen werden darf. Erst recht sollte niemand sicher sein, dass die Millionen Arbeitslosen ihr Schicksal weiterhin so geduldig akzeptieren wie bisher. Dass nicht eines Tages ein Demagoge vom rechts- oder linksextremen Rand unseres politischen Spektrums bei denen, die mit ihrem Selbstwertgefühl auch ihre Hoffnung verlieren oder schon verloren haben, Gehör findet.

Zudem entwickelt sich am Rande des politischen und kulturellen Spektrums unserer Gesellschaft neben den Neonazis der verschiedensten Spielarten, die sich ganz offen zu den Parolen der Vergangenheit bekennen, ein Geflecht, das sich selbst als „Neue Rechte“ bezeichnet. Diese „Neue Rechte“ fordert unter anderem den „Primat der Nation“, klassifiziert das größer gewordene Deutschland als „Hegemonialmacht“ oder als „Vormacht Europas“, propagiert den „Bruch mit der Westbindung“ und will den Deutschen ganz allgemein die „Angst vor der Macht“ nehmen. Gleichzeitig laden einzelne Historiker in neueren Veröffentlichungen zur Identifikation mit der subjektiven Erlebniswelt der öffentlichen Schauseiten des NS-Regimes ein, wie das der Kölner Historiker Jost

Dülfer formuliert hat. Oder sie entkleiden die Verbrechen des Regimes dadurch ihres spezifischen Charakters, dass für die Verfolgung von Künstlern nach 1933 der an Bismarcks Auseinandersetzung mit der katholischen Kirche erinnernde Begriff „Kulturkampf“ und für den damaligen Rückgang der Arbeitslosigkeit der aus der Zeit Ludwig Erhards populäre Begriff des „Wirtschaftswunders“ verwandt wird. Ein weiterer Publizist, der sich als Historiker bezeichnet, wagt es sogar, von Auschwitz als von der „Gasangelegenheit“ zu sprechen.

4.

So viel zum Warum des Erinnerns. Woran aber soll nun erinnert werden? Ich meine, an dreierlei: An die Verbrechen, die Täter und die Opfer der Gewaltherrschaft (A), an den Widerstand, der der Gewaltherrschaft geleistet wurde (B) und an die Ursache, die zur Katastrophe geführt haben (C). Erinnert werden muss aber auch an die zweite Diktatur auf deutschem Boden (D).

A.

Das Ausmaß der Verbrechen brauche ich hier nicht im Einzelnen zu schildern. Allein dem Holocaust, also der planmäßigen Ausrottung der Juden im deutschen Machtbereich, sind rund 6 Millionen Menschen zum Opfer gefallen. Die Zahl der getöteten Polen wird auf 6 Millionen, die der Sinti und Roma auf 250 000 bis 400 000 geschätzt. In den KZ's sind zwischen 700 000 und 800 000 Menschen umgekommen. Von den sowjetischen Kriegsgefangenen haben annähernd 3,3 Millionen die Gefangenschaft nicht überlebt, ein großer Teil deshalb, weil er bewusst dem Tod überantwortet wurde. Insgesamt wird die Zahl der Menschen, die im Verlauf und als Folge des 2. Weltkrieges ihr Leben verloren haben, auf rund 55 Millionen veranschlagt.

Was die Opfer und ihre furchtbaren Leiden angeht, ist an eindringlichen Schilderungen und tief anrührenden Selbstzeugnissen wahrlich kein Mangel. Ich nenne nur aus der jüngsten Zeit das Buch von Anita Lasker-Wallfisch „Ihr sollt die Wahrheit

erben“, das Buch von Solly Ganor „Das andere Leben“, die Arbeit von Thomas Sandkühler über „Die Endlösung in Galizien“ sowie den Film „Schindler’s Liste“. Und aus früheren Jahren das Tagebuch der Anne Frank oder die aus den USA übernommene Fernsehserie über die Geschichte der Familie Weiß. Wie sehr auch Menschen, die schließlich überlebten, in unserer Mitte gequält wurden, haben uns die Tagebücher Victor Klemperers in bedrückender Weise vor Augen geführt.

Die Täter blieben – von Hitler und seiner engsten Umgebung abgesehen – lange merkwürdig gesichtslos. Zuerst war nur von Organisationen, etwa der Gestapo, den Einsatzgruppen und der Waffen-SS die Rede. Auch die Justiz hat in den Nachkriegsjahren Einzelpersonen nur zögernd und aus manchen Bereichen – etwa dem der Gerichtsbarkeit des Dritten Reiches – überhaupt nicht zur Rechenschaft gezogen. Dass an den Verbrechen in beachtlicher Zahl auch „ganz normale“ Deutsche beteiligt waren, die der NSDAP oder ihren Gliederungen gar nicht angehörten und auch keine Nationalsozialisten waren, hat schon der Historiker Christopher Browning dargetan. Erst durch das Goldhagen’sche Buch ist es indes breiter in unser Bewusstsein gedrungen.

B.

Der deutsche Widerstand hat das Unheil nicht abwenden und unser Volk und Europa nicht von der Gewaltherrschaft befreien können. Das ist erst den Alliierten mit einem gewaltigen Aufgebot militärischer Macht und großen Blutopfern gelungen. Dennoch haben wir allen Anlass, uns derer zu erinnern, die sich unter Einsatz ihres Lebens gegen die Gewaltherrschaft erhoben haben, und uns mit ihren Lebenswegen und ihren Motivationen vertraut zu machen. Denn sie haben den Beweis geliefert, dass auch ein scheinbar perfektes und allumfassendes Unrechtssystem das Verlangen nach Freiheit und Gerechtigkeit nicht auslöschen kann. Dass selbst ein schier grenzenloser Allmachts-wahn eben doch an Grenzen stößt.

Die „Weiße Rose“ steht uns dabei heute und an

diesem Ort vor allem vor Augen. Andere Namen kann ich jetzt schon aus Zeitgründen nicht nennen. Vor dem Vergessen bewahren sollten wir aber gerade auch diejenigen, die nicht zu nationaler Bekanntheit gelangt sind; die in ihrem alltäglichen Umfeld ganz auf sich gestellt das taten oder unterließen, was Millionen hätten tun oder unterlassen sollen und dafür selbst den Tod auf sich nahmen. Und die eben deshalb an die Nachgeborenen immer aufs neue die Frage richten, wie sie sich wohl unter ähnlichen Umständen verhalten und ob sie wohl gefährlichen Entwicklungen schon entgegengetreten würden, solange dies noch ohne existenzielles Risiko möglich wäre.

Wir sollten auch keine Richtung derer, die Widerstand geleistet haben, von vornherein in unserer Erinnerung ausschließen. Mit bestimmten Motivationen und Zielen mag, ja muss man sich kritisch auseinandersetzen. Auch damit, dass Einzelne später selbst andere Diktaturen unterstützten und ihnen gedient haben. Aber tuschweigen darf man sie nicht. Und auch sie haben ihr Leben aufs Spiel gesetzt, als andere dem Gewaltherrscher noch jubelten oder ihm noch Gefolgschaft leisteten.

C.

Bleibt die Erinnerung an die, besser noch die beständige Auseinandersetzung mit der Frage nach den Ursachen, die Schritt für Schritt ins Verderben führten. – Und das nicht erst, als Hitler schon an der Macht war. Denn wer wollte im Ernst bestreiten, was Richard von Weizsäcker 1985 in seiner historischen Rede ausgeführt hat, dass nämlich dem 8. Mai 1945 der 30. Januar 1933 vorausging. Und dass Wurzeln der Gewaltherrschaft bis ins 19. Jahrhundert zurückreichen.

Warum also ist die Weimarer Republik gescheitert? Warum ist Hitler an die Macht gelangt? Warum stimmten im März 1933 nur 94 Abgeordnete des Deutschen Reichstags gegen das Ermächtigungsgesetz? Wie kam es im zeitlichen Ablauf der 12 Jahre des sogenannten Tausendjährigen Reiches zunächst zur Unterdrückung und Verfolgung der innenpolitischen Gegner, zur Ausgrenzung

und Vernichtung der Juden, der Sinti und Roma erst in Deutschland, dann im gesamten deutschen Herrschaftsbereich? Wie zur Vernichtung des „lebensunwerten Lebens“ unter dem euphemistischen Tarnwort der „Euthanasie“? Und wie zur Entfesselung des Angriffskrieges in Europa? Es hat ja an frühen Warnungen wahrlich nicht gefehlt. Das Wahlplakat mit der im nachhinein fast prophetisch erscheinenden Warnung „Wer Hitler wählt, wählt Krieg!“ hing ja 1932 im damaligen Deutschen Reich an vielen Litfasssäulen. Auch die Gewalt, die in der Reichspogromnacht gegen die Juden und ihre Gotteshäuser verübt wurde, vollzog sich doch in allen Städten und in zahllosen anderen Orten vor aller Augen und unter Missachtung selbst der damals geltenden Gesetze. Jeder Erwachsene konnte sehen, dass der Staat und seine Organe nicht etwa die Opfer schützten, sondern denen halfen, die das – auch damals geltende – Recht brachen. Und dass dennoch kein einziges Strafverfahren gegen einen der Beteiligten eingeleitet wurde – das wussten auch viele – oder sie konnten es wissen.

Aber warum – und dieser Frage sind dankenswerterweise vor einigen Jahren die katholischen Bischöfe der Bundesrepublik, der damaligen DDR und Österreichs in einer gemeinsamen Erklärung und ebenso die Evangelische Kirche in Deutschland nachgegangen – schwiegen damals auch die Kirchen, obwohl sie doch zuvor ihre Stimme gegen die rassistischen Irrlehren des Nationalsozialismus erhoben hatten? Und warum schwieg die Generalität? Oder auch die Hochschullehrerschaft, die ja nicht nur aus überzeugten Nationalsozialisten bestand? Warum schwieg die Generalität – von wenigen Ausnahmen abgesehen – auch später? Etwa, als Hitler in Osteuropa einen Krieg begann, als dessen Ziel er vor der Generalität schon im März 1941 ganz unverhüllt die Vernichtung des sogenannten bolschewistischen Untermenschentums und der Juden bezeichnete? Ja, warum schwieg sie nicht nur, sondern beteiligte sich – von Ausnahmen abgesehen – mittelbar oder auch unmittelbar an diesen Verbrechen?

Die Geschwister Scholl haben es noch schärfer

formuliert und 1942 in ihrem zweiten Flugblatt gefragt „Warum verhält sich das deutsche Volk angesichts all dieser scheußlichsten, menschenunwürdigsten Verbrechen so apathisch?“.

Wie konnte das alles geschehen? Im Lande Goethes und Schillers, Kants und Lessings – aber auch eines August Bebel, eines Ludwig Windhorst und eines Friedrich Naumann? In einem Land, zu dessen geistiger, wirtschaftlicher und auch politischer Entwicklung Deutsche jüdischen Glaubens einen so wesentlichen Beitrag geleistet haben und das nicht müde wurde, sich seiner christlichen Tradition zu rühmen? Warum folgten Hitler so viele, selbst noch in den späten Kriegsjahren, in denen Millionen aus keinem anderen Grund einen sinnlosen Tod starben als dem, das nichtswürdige Leben des Diktators und seiner Komplizen noch um eine kurze Frist zu verlängern? Und warum wirkten nicht wenige an den Verbrechen der Gewalt Herrschaft auch da mit, wo sie sich dem ohne eigene Lebensgefahr hätten entziehen können? Warum auch schwiegen so viele, als sie hätten reden sollen? Es sind Fragen, die wir nicht unterdrücken dürfen. Fragen, die ich – dies sagte ich schon – auch an mich selbst richte.

Einigen genügt als Antwort der Hinweis auf den Versailler Vertrag, auf die Weltwirtschaftskrise und die Massenarbeitslosigkeit sowie der Vorwurf, dass die westlichen Demokratien Hitler zu spät entgegengetreten seien und ihm zu lange freie Hand gelassen hätten. Jeder dieser Punkte mag für den Aufstieg Hitlers eine gewisse Rolle gespielt haben. Für die Erklärung des Ganzen, vor allem dessen, was nach der Machtübernahme geschah, reichen sie keinesfalls. Im Gegenteil: Sie führen, für sich allein genommen, in die Irre, weil sie das Spezifische der Entwicklung, insbesondere das Spezifische des geistig-moralischen Nährbodens für diese Entwicklung außer acht lassen.

Es würde den Rahmen dieser Veranstaltung sprengen, wenn ich auf die Gesamtheit der Antworten, die im Laufe der Zeit auf diese Fragen erarbeitet worden sind, umfassend und im einzelnen eingehen wollte. Ich beschränke mich deshalb auf die

Frage nach den Wurzeln, die weiter zurückreichen, und nenne insoweit

– den gerade auch auf christlichen Traditionen beruhenden, teils latenten, teils ganz offenen Antisemitismus, den es schon im späteren 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts gab und der in bestimmten Gebieten und in bestimmten Schichten lange vor den Anfängen des Nationalsozialismus wirksam wurde. Dabei wurden von Literaten, Philosophen und Germanisten bereits sehr früh Begriffe und Worte wie „jüdische Brut“, „Reinheit des Blutes“ oder „ausmerzen“ und „ausrotten“ als ganz selbstverständlich verwendet. Dieser Antisemitismus spielte beispielsweise in Wien schon um die Jahrhundertwende eine erhebliche Rolle, und zwar in der speziellen Form, die ihm dort Männer wie Georg von Schönerer und Karl Lueger, Wiener Bürgermeister von 1897 bis 1910, gaben. Aus einer grundlegenden Arbeit von Brigitte Hamann wissen wir, wie sehr dieser spezielle Antisemitismus Hitler in seinen Wiener Jahre geprägt hat. Aus diesen Wurzeln erwuchs dann die nationalsozialistische Rassenideologie, die mit dem fundamentalen Prinzip der Gleichberechtigung aller Menschen brach und mit der Unterscheidung zwischen Herrenmenschen und Untermenschen den so Klassifizierten das Lebensrecht nahm und auf diese Weise ihrer Auslöschung den Weg bereitete. Ich nenne

– die ablehnende Haltung gegenüber der Demokratie und der Republik von Weimar, vor allem im Lager der deutschen Rechten. Eine Ablehnung, die bald in offene Feindseligkeit überging und sich gegenüber der Republik und der sie vor allem tragenden Sozialdemokratie auch in der bezeichnenden Schmähung der „Judenrepublik“ und der „Verjudung“ äußerte. Nicht zu vergessen die sogenannte Dolchstoßlegende; also die von der sogenannten nationalen Rechten, darunter auch von Hindenburg und Ludendorff propagierte Unwahrheit, Deutschland sei im 1. Weltkrieg im Felde unbesiegt geblieben und habe ihn nur verloren, weil aus der Heimat der Front, vor allem von den Demokraten und Republikanern, der Dolch in den Rücken gestoßen worden sei. Dann aber auch die Spaltung der Arbeiterbewegung und die in-

transigente Haltung der Kommunisten, die auf Stalins Geheiß die Sozialdemokratie als Hauptfeind bekämpften, taten ein übriges. Eine Haltung, für die die deutschen Kommunisten danach zwischen 1933 und 1945 im Widerstand, aber auch – soweit sie in die Sowjetunion geflüchtet waren – als Opfer der Stalin'schen Säuberungen einen hohen Blutzoll entrichteten. Ich nenne außerdem

– die obrigkeitstaatliche Tradition aus der Zeit des Kaiserreichs, der Gehorsam als eine absolute Tugend und Zivilcourage eher als etwas Undeutsches erschien. Damit verband sich unter dem Einfluss des NS-Regimes die Vorstellung, Mitgefühl und Mitleid widersprechen dem Männlichkeitsideal der Härte.

Ernst Reuter hat einen wesentlichen Teil dieser Aspekte 1947 in einem Brief an seinen ehemals völkisch gesinnten Bruder so beschrieben:

„Die Entpolitisierung des früher durchaus freiheitlich gesinnten Bürgertums, Bismarcks verhängnisvolles Erbe, die Absonderung der Universitäten, die Institution des Reserveoffiziers, die Kastenmethode innerhalb der Beamten-schaft, die Hinwendung des Bürgertums zum reinen Geldverdienen und der Intellektuellen zu unpolitischer Loslösung vom wirklichen Leben: Aus tausend Kanälen wurde diese katastrophale Grundhaltung der deutschen Mittelschichten gespeist, die sie unpolitischen, rein emotionellen Erregungen gegenüber so anfällig machte und die den Sieg des Faschismus durch die vollständige Aufsaugung so gut wie aller bürgerlicher Wählermassen ermöglichte.“

Das sind harte Worte. Ein anderer, nämlich Konrad Adenauer, hat noch härter geurteilt. Er schrieb im Februar 1946 an einen katholischen Geistlichen in Bonn unter anderem:

„Nach meiner Meinung trägt das deutsche Volk und tragen auch die Bischöfe und der Klerus eine große Schuld an den Vorgängen in den Konzentrationslagern. Richtig ist, dass nachher vielleicht nicht viel mehr zu machen war. Die

Schuld liegt früher. Das deutsche Volk, auch Bischöfe und Klerus zum großen Teil, sind auf die Nationalsozialistische Agitation eingegangen. Es hat sich fast widerstandslos, ja zum Teil mit Begeisterung ... gleichschalten lassen. Darin liegt seine Schuld. Im übrigen hat man aber auch gewusst – wenn man auch die Vorgänge in den Lagern nicht in ihrem ganzen Ausmaße gekannt hat –, dass die persönliche Freiheit, alle Rechtsgrundsätze, mit Füßen getreten wurden, dass in den Konzentrationslagern große Grausamkeiten verübt wurden, dass die Gestapo, unsere SS und zum Teil auch unsere Truppen in Polen und Russland mit beispiellosen Grausamkeiten gegen die Zivilbevölkerung vorgingen.“

Soweit Ernst Reuter und Konrad Adenauer. Auch wer ihren Feststellungen nicht in allen Punkten zustimmen will, wird sich mit dem, was sie gesagt haben, auseinandersetzen müssen. Denn sie waren Zeitzeugen besonderer Art. Und ihre Urteilsfähigkeit wird wohl schon deshalb niemand ernsthaft in Zweifel ziehen.

Noch etwas hat den Nationalsozialismus befördert. Kurt Schumacher hat das in einer großen Rede im Deutschen Reichstag im Februar 1932, in dem die Nationalsozialisten seit der Reichstagswahl des Jahres 1930 bereits mit 107 Abgeordneten vertreten waren, angesprochen, als er die NS-Politik als einen dauernden Appell an den inneren Schweinehund im Menschen charakterisierte. Darunter verstand er die in der menschlichen Natur angelegte Versuchung, für alles Übel Sündenböcke verantwortlich zu machen und das Gefühl eigener Überlegenheit dadurch hervorzuheben und zu steigern, dass man auf Minderheiten, auf schon Gebrandmarkte, auf solche, die schon am Boden liegen, erst verbal und dann auch mit physischer Gewalt einschlägt und sich an ihren Leiden berauscht. Diese menschliche Gefährdung und Schwäche hat der Nationalsozialismus in teuflischer Weise instrumentalisiert. Wir sollten übrigens nicht so sicher sein, dass diese Gefährdung nicht auch heute noch eine Rolle spielen und zu politischem Missbrauch einladen könnte.

D.

Bisher habe ich mit der NS-Gewaltherrschaft befasst. Gründe gibt es aber auch, die Erinnerung an die zweite Diktatur auf deutschem Boden in diesem Jahrhundert, an die Leiden, die das kommunistische Regime nach 1945 in der Sowjetischen Besatzungszone und dann in der ehemaligen DDR vielen Menschen zugefügt hat, an den Widerstand, der gegen dieses System geleistet wurde und an die Ursachen lebendig zu halten, die zur Etablierung des kommunistischen Regimes und zu seinen verschiedenen Erscheinungsformen geführt haben.

Dabei dürfen die Unterschiede zur vorhergehenden Diktatur nicht übersehen werden. Immerhin hatte das in der Sowjetischen Besatzungszone und dann in der DDR existierende Regime ja keine Massenmorde und keine Angriffskriege zu verantworten. Und auch sonst gilt es zu vergleichen ohne gleichzusetzen. Aber die Menschenwürde und die Menschenrechte sind auch von diesem System in gravierender Weise verletzt worden. Ich denke dabei an die Verfechter freiheitlicher Gesellschaftszustände, die vor 1945 in den Konzentrationslagern des NS-Gewaltregimes saßen und bald wieder in Lagern – nicht selten in denselben Lagern – eingesperrt wurden, an die Waldheim-Prozesse, an das Elend der in Bautzen Inhaftierten, an das sogenannte Grenzregime, dem an der innerdeutschen Grenze mehrere Hundert Menschen zum Opfer gefallen sind, und an die Tatsache, dass die sogenannte Staatssicherheit Hunderttausende dazu brachte, ihre Mitbürgerinnen und Mitbürger, ja ihre Freunde und Familienangehörigen bis in die intimsten Bereiche hinein auszuspionieren und so Täter und Opfer entwürdigte. Festgehalten werden muss in diesem Zusammenhang aber insbesondere auch die Erinnerung an den Aufstand vom 17. Juni 1953 und an die Entstehung der Bürgerbewegung und an ihre Aktivitäten im Herbst 1989, die so wesentlich zum gewaltlosen Ende des SED-Regimes beigetragen haben. Das alles erscheint auch notwendig, um der da und dort stärker auftretenden Tendenz entgegenzutreten, das Herrschaftsgefüge der DDR im nachhinein schön zu reden.

5.

Ich spreche von der Notwendigkeit des Erinnerns. Und habe darzutun versucht, warum und woran wir uns erinnern sollen. Was zu diesem Zweck geschehen muss, hängt davon ab, was von dem von mir bis jetzt Vorgetragenen im allgemeinen Bewusstsein der heute lebenden Deutschen steht. Wer diese Frage beantworten will, muss sich wenigstens in groben Zügen mit dem Prozess der Bewusstseinsbildung in der Zeit nach dem Zusammenbruch der Gewaltherrschaft befassen.

A.

Schon 1942 schrieb die „Weiße Rose“ am Beginn ihres ersten Flugblattes: „Wer von uns ahnt das Ausmaß und die Schmach, die über uns und unsere Kinder kommen wird, wenn einst der Schleier von unseren Augen gefallen ist und die grauenvollsten und jegliches Maß unendlich überschreitenden Verbrechen ans Tageslicht treten?“ Dieses Tageslicht fiel dann aber nach Kriegsende nur allmählich und zögernd auf die schlimmen Geschehnisse der vorangegangenen Jahre.

Gewiss, die Bilder aus den von den Alliierten befreiten Konzentrationslagern, die schon im Frühjahr 1945 veröffentlicht wurden, die Leichenberge und die ausgemergelten Elendsgestalten, die auf diesen Bildern zu sehen waren, schockierten uns. Aber dann traten insbesondere in den vom Luftkrieg zerstörten Städten die eigenen elementaren Nöte in den Vordergrund. Der Kampf ums Überleben, die Sorge um die eigenen Kriegsgefangenen und die Eingliederung der Vertriebenen zum Beispiel. Später nahm uns der wirtschaftliche Aufschwung und der Aufbau einer neuen und besseren staatlichen Ordnung voll in Anspruch.

Die zunehmende Ost-West-Spannung – der westliche Teil Berlins überlebte 1948/49 nur dank der Luftbrücke – und der Korea-Konflikt taten ein übriges, um uns von der Beschäftigung mit dem abzulenken, was unmittelbar hinter uns lag, zumal die westlichen Alliierten die ohnehin problematischen Entnazifizierung abbrachen und die Bun-

desrepublik als – wieder bewaffneten – Bündnispartner zu gewinnen suchten. Schließlich war auch der Prozentsatz derer, für die die Kritik an der Vergangenheit auch Selbstkritik in der einen oder anderen Form bedeutet hätte, damals wesentlich höher als in den 70er oder gar 80er Jahren. Ich sage das alles nicht zur Rechtfertigung dieses Verhaltens, sondern zur Beschreibung eines für die nach 1950 Geborenen nur schwer nachzuvollziehenden Sachverhalts. Zu diesem Sachverhalt gehört auch, dass zwar 1952 ein erstes umfassendes Wiedergutmachungsabkommen mit Israel zustande kam, gleichzeitig aber der Kommentator der Nürnberger Gesetze zum Chef des Bundeskanzleramtes und damit in eine Schlüsselposition der Bundesrepublik berufen wurde. Und ebenso gehört dazu, dass die Aufarbeitung der Verbrechen durch die deutsche Justiz – ich erwähnte das schon – nur sehr langsam in Gang kam und auf bestimmten Gebieten, etwa auf dem des Justizunrechts, gänzlich unterblieb.

In der Folgezeit waren es einzelne, spektakuläre Verfahren und Ereignisse, die den Blick der Öffentlichkeit und breiterer Volksschichten auf die Vergangenheit lenkten, so – um nur einige Beispiele zu nennen – 1958 der Einsatzgruppenprozess, 1961/62 der Eichmannprozess und 1963 der Auschwitzprozess und die aus den USA übernommene Fernsehserie über die Geschichte der Familie Weiß, die 1979 den Völkermord an den Juden Millionen von deutschen erstmals nachhaltig zu Bewusstsein brachte.

Zu nennen ist in diesem Zusammenhang auch die 68er Bewegung, die an die Elterngeneration wegen ihres Verhaltens in der NS-Zeit kritische Fragen stellte und damit das bis dahin weit verbreitete Schweigen zwischen den Generationen zu durchbrechen versuchte, ohne dass ihr das in nennenswertem Umfang gelungen wäre. Immerhin waren aber das Ausmaß der Verbrechen, die Millionenzahl der Opfer, ihre Leiden und die Verantwortung Hitlers und seiner engsten Umgebung im Laufe der späten 70er und der frühen 80er Jahre ins allgemeine Bewusstsein gedrungen.

Hingegen blieb die Wehrmacht ungeachtet der anderslautenden Ergebnisse, zu denen die historische Forschung schon in den 70er und den 80er Jahren gelangt ist, bis vor kurzem in den Augen der Allgemeinheit von Schuldvorwürfen und von kritischen Nachfragen im wesentlichen unberührt. Sie galt als „sauber“, von Hitler und der Partei unabhängig und bestrebt, ihre eigenen Traditionen zu wahren. Auf diesem Hintergrund wurden sogar Kasernen nach Generalen benannt, die Hitler treu gedient, ja ihm sogar zur Festigung seiner Macht verholfen hatten. Selbst der militärische Widerstand fand ursprünglich nur langsam Anerkennung. Bis Ende der 50er Jahre wurden Stimmen laut, die den Männern des 20. Juli 1944 Eidbruch und Verrat vorwarfen.

Das hat sich nach meinen Beobachtungen erst im Laufe der Debatte geändert, die durch die sogenannte Wehrmachtsausstellung ausgelöst worden ist. Erst jetzt hat auch der Bundestag im Mai 1997 durch förmlichen Beschluss festgestellt, dass der 2. Weltkrieg „ein Angriffs- und Vernichtungskrieg, ein vom nationalsozialistischen Deutschland ausgehendes Verbrechen“ war. Erst jetzt sind auch die wegen Wehrdienstverweigerung, Wehrkraftzersetzung und Desertation zum Tode Verurteilten rehabilitiert worden.

Auch hinsichtlich der Wehrmacht dürfte also heute ziemlich weitgehend die Überzeugung bestehen, dass ihre Führung, einzelne Truppenteile und nicht wenige Offiziere und Soldaten in Verbrechen verstrickt waren. Bundesverteidigungsminister Rühle hat dies jedenfalls – ohne damit über die Wehrmachtsangehörigen insgesamt ein Urteil zu fällen – zu Recht vor den Kommandeuren der Bundeswehr ausdrücklich feststellt.

B.

Was bleibt zu tun? Können und dürfen wir uns mit diesen Feststellungen, die einige ohnehin schon für reichlich optimistisch halten werden, begnügen? Keineswegs!

Der Bewusstseinsstand, von dem ich sprach, weist in jedem Fall Lücken auf. Er kann auch wieder verblassen oder in Frage gestellt werden. Weil eine neue Generation heranwächst, für die diese Dinge dann schon ein dreiviertel Jahrhundert zurückliegt. Oder weil die Schlussstrich-Befürworter – von den verkappten oder offenen Anhängern nationalsozialistischen Gedankenguts ganz zu schweigen – da und dort Erfolge erzielen. Dem gilt es, auf vielfältige Weise zu begegnen.

So im Rahmen der Bildung und Erziehung, und zwar auch der Erwachsenenbildung. Durch die Arbeit der Gedenkstätten und die Integration lokaler Erinnerungsmale – ich denke an die Opfer der Todesmärsche – in den örtlichen Alltag. Durch die Begegnung junger Menschen mit Zeitzeugen und mit den Völkern, die unter der deutschen Gewaltherrschaft besonders gelitten haben – also insbesondere mit den Israelis, den Polen und den Völkern der ehemaligen Sowjetunion. Durch die Fortsetzung historischer Forschungen und Erkundungen, vor allem auch auf örtlicher Ebene. Und immer wieder geht es auch um die Anwendung der überkommenen Erfahrungen auf aktuelle Herausforderungen und Gefährdungen.

Gut wäre es auch, wenn sich die Unternehmen, die im Kriege unter menschenunwürdigen Bedingungen KZ-Häftlinge und Zwangsarbeiter beschäftigten, gegenüber den wenigen von ihnen, die noch am Leben sind, endlich zu einem Akt der Wiedergutmachung entschließen würden. Das Beispiel der Schweizer Banken sollte da insbesondere denen zu denken geben, die dies alles nur unter juristischen Aspekten – etwa dem der Verjährung – sehen wollen und verkennen, dass es primär um eine Frage der Mitmenschlichkeit, einfacher noch, des Anstandes geht. Eine Frage, die sich beispielsweise hier in München ganz konkret an das Haus Siemens richtet.

Gefordert sind dabei die Bundesrepublik, die Länder und die Gemeinden, aber auch die Kirchen, die Parteien, die Gewerkschaften, Jugendverbände und andere Organisationen. Und es geschieht ja auch einiges. Unter anderem hat der Bundespräsi-

dent den 27. Januar zum Gedenktag an die Opfer des Nationalsozialismus bestimmt. Und von den politischen Parteien ist immerhin die meinige nach wiederholten Anläufen endlich darangegangen, in einem Gedenkbuch die Lebensdaten aller Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten festzuhalten, die Opfer totalitärer Verfolgung geworden sind. Weiter ermutigende Beispiele ließen sich anfügen.

Aber das ist nicht genug. Andere aufzufordern, etwas zu tun, ist das eine. Selber etwas zu tun, ist das andere – und es ist mindestens ebenso wichtig. Die Zahl derer, die sich aus eigener Einsicht und eigenem Entschluss in den verschiedensten Initiativen engagieren, ist erfreulich groß. Rund 1500 Männer und Frauen tun es inzwischen in dem Projekt „Gegen Vergessen – Für Demokratie“. Es trat vor viereinhalb Jahren ins Leben, um dem Abreißen des Gedächtnisses an die jüngere Vergangenheit infolge des allmählichen Dahingehens der Zeitzeugen entgegenzuwirken und um auf die damals aufbrandende Welle der rechtsextremistischen Gewalt eine konkrete Antwort zu geben.

Ein Kernprinzip seiner Arbeit war und ist von Anfang an, dass für seine Partei Parteigrenzen ebenso wenig eine Rolle spielen wie andere Unterschiede oder Gegensätze, die Menschen sonst trennen mögen. Dem – und nun spreche ich als Vorsitzender dieses Zusammenschlusses – geht es nicht um Einzelinteressen oder Gruppeninteressen. Es geht ihm um die Bewahrung und Verteidigung dessen, worauf unser Gemeinwesen insgesamt beruht. Und auch um den Beweis, dass die Menschen auch in einer Zeit lautstarker Konfrontation zu einer solchen Gemeinsamkeit fähig sind. Niemand geriert sich dabei als Repräsentant einer Partei oder einer

Gruppe. Wenn über richtig oder falsch diskutiert, ja auch gestritten wird, dann geschieht das stets im Bewusstsein individueller Verantwortung, aber auch des Grundkonsenses, der uns eint. Dass es ein solches Miteinander und eine solche Grundübereinstimmung bei allem Dissens im einzelnen nicht gab, war auch einer der Gründe für das Scheitern der Weimarer Republik. Dieses Prinzip findet auch in der Zusammensetzung der Organe des Projektes seinen Niederschlag.

Die Liste der bisherigen Aktivitäten des Projekts ist lang. Ich kann und will sie hier nicht ausbreiten. Wer sich näher unterrichten will, mag das anhand des Materials tun, das am Ausgang des Saales zur Verfügung steht.

6.

Mancher wird sich wundern, dass ich am Ende so konkret geworden bin und wird vielleicht meinen, eine solche Werbung für ein bestimmtes Projekt habe in einem Vortrag an dieser Stelle keinen Platz. Ich sehe das anders. Ich glaube, man sollte es an einem solchen Tag und bei einem solchen Anlass nicht beim allgemeinen oder auch spezielleren Betrachtungen belassen. Vielmehr sollte man auch konkrete Schlussfolgerungen ziehen und sagen, was jeder einzelne tun kann, damit unser Volk nicht ein zweitesmal in Gefahr gerät. Dabei kann ich mich noch einmal auf die „Weiße Rose“ berufen. Denn es war geradezu ihr Credo, dass man aus der Geschichte lernen müsse, dass man nicht beiseite stehen dürfe, dass man verpflichtet sei, selber etwas zu tun. Und dem zu genügen ist heute unvergleichlich leichter als damals. Ich hoffe, der Ruf der Geschwister Scholl und ihrer Freunde wird gehört. Auch heute. Auch nach 55 Jahren!

Prof. Heldrich zum Rektor wiedergewählt

Prof. Dr. Andreas Heldrich wurde am 19. Februar 1998 zum Rektor der Ludwig-Maximilians-Universität München wiedergewählt. Er erhielt im ersten Wahlgang 43 von 51 abgegebenen gültigen Stimmen in der Versammlung der Universität. Am 1. Oktober 1998 trat er die zweite vierjährige Amtszeit an. Prof. Heldrich ist der 709. Rektor der Universität seit Gründung im Jahr 1472. Er ist seit 1972 ordentlicher Professor für Bürgerliches Recht, Internationales Privatrecht, Rechtsvergleichung und Rechtssoziologie in München. 1988 wurde er zugleich Honorarprofessor an der Universität Wien. 1976 bis 1982 war er Mitglied des Wissenschaftsrates, den er von 1979 bis 1982 als dessen Vorsitzender leitete. Vor seiner ersten Wahl zum Rektor im Jahr 1994 war er bereits sieben Jahre als Vizepräsident bzw. Prorektor Mitglied des Präsidial- bzw. Rektoratskollegiums der Universität.



Bayerisch-Französisches Hochschulzentrum

Die Ludwig-Maximilians-Universität München hat im Wintersemester 1997/98 gemeinsam mit der Technischen Universität München ein Bayerisch-Französisches Hochschulzentrum (BFHZ) eingerichtet. Das Zentrum soll als Studien- und Forschungskolleg sowie als Informations- und Kontaktstelle die zum Teil schon bestehende Zusammenarbeit zwischen bayerischen und französischen Hochschul- und Forschungseinrichtungen intensivieren: ein Beitrag zur Internationalisierung des Studiums.

Das BFHZ vermittelt und fördert den Austausch von Studierenden und Dozenten außerhalb der Romanistik, bietet aber selbst keine Lehr- und Forschungsprogramme an. Vor allem Dissertationsvorhaben werden unterstützt. Als Informations- und Kontaktstelle soll das BFHZ unter anderem Praktika im Ausland vermitteln, Vorträge, Kolloquien und fachsprachliche Kurse organisieren und den Kontakt zur Wirtschaft fördern. Das Bayerisch-Französische Hochschulzentrum ist in Räumen der TU (Arcisstraße 19, 3. Stock) untergebracht. Vorstandsvorsitzender ist der Jurist Prof. Dr. Hans Jürgen Sonnenberger von der LMU. Weitere Informationen finden Sie unter: <http://www1.informatik.uni-muenchen.de/accueil.html>.



Der französische Botschafter François Scheer und Kultusminister Zehetmair unterzeichnen eine Erklärung zur Einrichtung des Bayerisch-Französischen Hochschulzentrums.

Stehend: TU-Vizepräsident Prof. Arnulf Melzer und LMU-Prorektor Prof. Dieter Adam.

Foto: Hans Süß

Neue Klinik für Strahlentherapie und Radioonkologie eingeweiht

Mit einem Kostenaufwand von rund 14 Mio. DM wurde die Klinik und Poliklinik für Strahlentherapie und Radioonkologie im Klinikum Innenstadt total umgebaut und mit neuen Geräten ausgestattet. Am 3. April 1998 konnte die Klinik nach rund 1½ jähriger Bauzeit wiedereröffnet werden. Damit entstand in der Münchner Innenstadt eine allen zeitgemäßen Ansprüchen genügende Behandlungseinheit.

Ein Umbau mit Sanierung der Klinik und Poliklinik für Strahlentherapie und Radioonkologie im Innenstadt-Klinikum war notwendig geworden, weil die bauliche Substanz und gerätetechnische Ausstattung des alten „Strahlenbunkers“ nicht mehr den Anforderungen heutiger Strahlenschutzbestimmungen und einer heilenden Tumortherapie gerecht wurde. So wurden zwei Linearbeschleuniger mit innovativer, bis dahin nur in wenigen Zentren vorhandener Ausstattung installiert, so z. B. mit einer computergesteuerten La-

mellenblende (Multi-leaf Kollimator) zur automatischen Eingrenzung individueller Bestrahlungsfelder und damit zur optimalen Schonung gesunden Gewebes.

Diese Technik, für die allein rund 8,8 Millionen DM aufzuwenden waren, bringt eine deutliche Zeiteinsparung für die Patienten und auch für das Personal mit sich, so dass bei höchster Präzision und maximalem geometrischen Strahlenschutz die Zahl komplikationsfreier Heilungen zunimmt. Aufgrund einer dreidimensionalen Bestrahlungsplanung, einem dem neuesten Stand entsprechenden Therapiesimulator und einem Sofortbild-Verifikationssystem an jedem Beschleuniger sind höchste Maßstäbe der Qualitätssicherung und dementsprechend des Strahlenschutzes erfüllt. Damit ist die Strahlenklinik in der Lage, alle schwerpunktmäßig dem Klinikum Innenstadt zugewiesenen Krankheitsbilder zu behandeln, so z. B. Tumore im Kindesalter, Lungenkrebs, Speiseröhrengeschwülste, Brustkrebs, gynäkologische Tumore, Blutkrebs (Ganzkörper-Bestrahlungen). Für die Patienten heißt das auch, dass eine ambulante Behandlung ihres Leidens wieder im Innenstadt-Klinikum möglich ist und Transporte in weiter entfernte Strahlenkliniken entfallen können.



Center for Digital Technology and Management

Die Universität und die Technische Universität München starteten im Sommersemester 1998 mit dem „Center for Digital Technology and Management“, einem Studienangebot für Studierende der Betriebswirtschaft, der Informatik sowie der Elektro-/Informationstechnik.

Ziel des neuen Centers ist es, ein international ausgerichtetes, interdisziplinäres Lehr- und Forschungsprogramm in den Bereichen Management und digitale Technologien einzurichten. Dabei arbeitet das Center eng mit der Industrie zusammen. Die beiden Universitäten sind jeweils mit zwei Fakultäten an dem Projekt beteiligt (LMU mit Betriebswirtschaft und Informatik, TUM mit Informatik und Elektro-/Informationstechnik). Gastdozenten aus der Industrie und der internationalen akademischen Szene sollen das Studienprogramm mit ihrem Know-how bereichern. Highlight des Studiums: ein einsemestriger Aufenthalt an einer amerikanischen Universität.

Universität erhält Lenbach-Gemälde

Ein von Franz von Lenbach gemaltes Portrait des ersten Professors für Neuere deutsche Literaturgeschichte in Deutschland, Professor Dr. Michael Bernays, wurde jetzt von einem Urgroßneffen des Wissenschaftlers der Ludwig-Maximilians-Universität München geschenkt. Vor rund 125 Jahren, 1873, wurde Michael Bernays auf einen Lehrstuhl für Neuere deutsche Literaturgeschichte an der Universität München berufen. Professor Bernays war nicht nur eine beeindruckende Persönlichkeit, seine Vorlesungen waren, wie Berichte aus der Zeit

belegen, sehr gut besucht und er hat auch im literarischen und gesellschaftlichen Leben der Stadt eine Rolle gespielt. Der anerkannte Goethe-Forscher ist 1897 gestorben. Eine nach ihm benannte Straße im Münchner Norden erinnert an ihn.

Das Bild ist im Sommer 1997 im Schweizer Kunsthandel angeboten worden und wurde von Dr. Ludwig Bernays, einem in Zürich lebenden Nachfahren erworben. Es hat eine wechselvolle Geschichte hinter sich, deren Anfänge noch nicht völlig geklärt sind. Bereits 1980 wurde es einmal in der Schweiz zum Verkauf angeboten, damals als Portrait des Grafen Schack, jedoch ist eindeutig gesichert, dass der Dargestellte der Professor Michael Bernays ist. Im Familienbesitz befand sich das Bild nie, offensichtlich ist es während der NS-Zeit aus öffentlichem deutschen Besitz in den Kunsthandel gegeben worden und wurde zu diesem Zwecke „arisiert“. Die feierliche Übergabe fand am 27. April 1998 in der Universität statt.



Gedenkstein für den Islandforscher Professor Konrad Maurer

Der Münchner Rechtshistoriker Professor Konrad Maurer, verstorben 1902, ist in Island weitaus bekannter als in München. Dazu hat insbesondere die Veröffentlichung seiner lange verschollenen Beschreibung Islands durch den Münchner Nordisten Prof. Dr. Kurt Schier und die Herausgabe seines erst 1997 in der Münchner Universitätsbibliothek aufgefundenen Tagebuchs, beides in isländischer Sprache, beigetragen. Maurer, der erstmals 1858 Island drei Monate lang zu Pferd bereiste (und auch als erster ein Islandpony als Reitpferd nach München brachte) wurde am 29. April 1998 von der isländischen Regierung durch das Aufstellen eines Gedenksteins aus isländischem Basalt auf seinem Grab am Alten Südfriedhof in München geehrt.

Konrad Maurer war bereits 11 Jahre Professor, als er sich als 35jähriger zu seiner großen Islandreise aufmachte. Schon vorher hatte er über den isländisch-dänischen Konflikt – Island wurde damals von Dänemark regiert – geschrieben und sich dabei für die Sache Islands engagiert. Über seine Islandreise begann er einen großen wissenschaftlichen Reisebericht, der ihn mehrere Jahrzehnte beschäftigte und den er nicht vollendete. Das Manuskript wurde von einem Enkel Maurers in München vor rund 20 Jahren aufgefunden und Professor Schier zur wissenschaftlichen Bearbeitung überlassen. 1997 ist es in isländischer Sprache veröffentlicht worden und hat großes Interesse gefunden, weil es eine genaue Beschreibung des isländischen Lebens im 19. Jahrhundert ist.

Er hat sich in vielen wissenschaftlichen Veröffentlichungen mit der Rechtsgeschichte in Island und auch in Norwegen beschäftigt. Er sammelte auch isländische Volkssagen und Märchen und steht am Anfang einer kritischen Sagaforschung. Konrad Maurer, der sich in seinem Beruf als Professor nicht sehr glücklich fühlte, starb 1902 und ist ebenso wie

drei vor ihm verstorbene Söhne und seine Frau am Alten Südlichen Friedhof beigesetzt.

Bei einer Feierstunde beim Grab auf dem Alten Südlichen Friedhof in München sprachen Ingimundur Sigfússon, Isländischer Botschafter in Deutschland, Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Heinrich Nöth, Präsident der Akademie der Wissenschaften, Rektor Prof. Dr. Andreas Heldrich, der Kulturreferent der Landeshauptstadt München Siegfried Hummel, Björn Bjarnason, Isländischer Minister für Kultur und Erziehung, Prof. Dr. Dr. h. c. Peter Landau vom Leopold-Wenger-Institut und Prof. Dr. Kurt Schier, emeritierter Professor für Nordische Philologie und Germanische Altertumskunde.

Wir veröffentlichen den Redebeitrag von Minister *Björn Bjarnason*:

Konrad Maurer und Island

Es ist mir eine besondere Freude, hier zu dieser Stunde und an diesem Ort die Gelegenheit zu haben, das Andenken an Konrad Maurer zu ehren.

Seit langem kommt er mir und anderen Isländern in den Sinn, wenn wir an unseren Selbstständigkeitskampf im letzten Jahrhundert denken oder an die Bewahrung isländischer Volksmärchen und kulturellen Erbes. Nur wenige ausländische Gelehrte verdienen es in dem Maß wie Konrad Maurer, dass die Isländer ihr Andenken ehren.

Fast auf den Tag genau vor 140 Jahren, am 27. April 1858, 6 Uhr abends, lief das kleine Dampfschiff „Victor Emanuel“ in die Bucht von Reykjavik ein. An Bord des Dampfers befand sich ein junger Mann aus München, gerade 35 Jahre alt, mit Namen Konrad Maurer. Er war zu dieser Zeit schon seit elf Jahren Professor an der dortigen Universität und in Island keineswegs ein Unbekannter. Er blieb knapp zwei Monate in Reykjavik und brach dann zu einem Ritt durch einen großen Teil Islands auf, der beinahe drei Monate dauerte. Mitte September kam er nach Reykjavik zurück, einen Monat später verließ er das Land wieder.

Diese Reise sollte den deutschen Wissenschaftler nicht nur für sein ganzes Leben prägen, sie hatte auch für Island große Bedeutung.

Im Oktober 1856 schrieb Konrad Maurer einen großen Artikel in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ unter dem Titel „Island und das dänische Grundgesetz“. Da bestärkte er nachdrücklich die isländischen Argumente und kam zu dem Schluss, dass die staatsrechtliche Selbständigkeit Islands von Dänemark zu Recht begründet sei.

Für Island war dieser Aufsatz sehr wichtig. Denn hier hatte sich ein junger, durch seine bisherigen Forschungen schon bekannter und anerkannter, über den beiden streitenden Parteien stehender Wissenschaftler ganz eindeutig für die isländische Seite engagiert. Die Arbeit wurde alsbald ins Isländische übersetzt und erschien wenig später in einer verbreiteten isländischen Zeitschrift und begründete so das Ansehen, das Maurer fortan bei vielen Isländern genoss. Er beherrschte das Altisländische und war bereits damals ein hervorragender Kenner der altisländischen Literatur, von Rechtstexten, historischen Schriften und den Sagas.

Als Maurer im April 1858 nach Island kam, wurde er von vielen als ein Freund Islands begrüßt, denn man wusste, wie er sich für Islands Sache eingesetzt hatte. „Sein Wissen und sein Gedächtnis in Bezug auf unsere Geschichte und Gesetzgebung ist derart überragend, dass wir glauben, nur sehr wenige von unseren eigenen Gelehrten können ihm gleichgestellt werden“, schrieb eine isländische Zeitung (Nordri), und sie forderte „alle guten Menschen hierzulande“ auf, „diesem ehrwürdigen Mann alle Herzlichkeit und Gastfreundschaft zu erweisen, die er so von uns verdient hat, weil er unser Land und unser Volk liebt.“ Und über sein Isländisch schreibt das Blatt: „Es ist erstaunlich, wie gut er Isländisch spricht, und es ist bemerkenswert, dass er weithin ein schöneres Isländisch spricht als wir selbst, denn er hat die Sprache von den Sagas gelernt.“

Maurer arbeitete nach seiner Rückkehr an einer großen Reisebeschreibung, die „mehr als vorüber-

gehenden Wert haben sollte“, und die Isländer versprachen sich viel davon. Jón Sigurðsson, der bedeutendste Vorkämpfer dieser Jahre für Islands Selbständigkeit, machte sogar den Vorschlag, den Bericht zugleich in isländischer und in deutscher Sprache zu veröffentlichen, wobei er selbst die Übersetzung übernehmen wollte. Aber daraus wurde nichts. Maurer arbeitete bis mindestens 1886 an dem Werk (aus diesem Jahr stammt das jüngste zitierte Buch), zahlreiche Quellenwerke wurden eingearbeitet, aber er kam zu keinem Ende. Das Buch ist nie erschienen, das Manuskript war verschollen und vergessen. Es ist besonders günstigen Umständen zu verdanken, dass die Handschrift vor mehr als zwanzig Jahren gerade hier von München aus nach längerer Suche wieder aufgefunden werden konnte. Sie war im Besitz eines inzwischen verstorbenen Enkel Konrad Maurers, der ebenfalls Konrad Maurer hieß und das Manuskript seines Großvaters dem Münchener Nordisten Kurt Schier zur freien Auswertung überließ. Ich freue mich besonders, dass die Söhne dieses Mannes, Konrad Maurers Urenkel also und auch deren Kinder, heute hier anwesend sein können. Was für ein großes Geschenk diese Reisebeschreibung für Island war, zeigte sich vollends erst im vergangenen Jahr, als es die isländische Gesellschaft Ferðafélag Íslands auf sich nahm, zum ersten Mal eine vollständige Übersetzung (von Baldur Hafstað) des Buches herauszubringen.

Das Buch spiegelt das isländische Leben im 19. Jahrhundert mit einer gerade für isländische Leser faszinierenden Genauigkeit; kein anderes Werk aus dieser Zeit vermag dies in ähnlicher Weise. Konrad Maurer schildert die Menschen, mit denen er zusammentraf, Pfarrer und Amtsleute und Lehrer und Bauern, er beschreibt ihre Tätigkeit, ihr Alltagsleben, und er spricht mit ihnen über ihre Interessen und über die Situation des Landes. Er sieht, wie es in der Regel sonst nur Isländer vermögen, Land und Landschaft, Höfe und andere Örtlichkeiten immer in Verbindung mit der Geschichte, er misst die Aussagen der Sagas an den topographischen Realitäten und entwickelt von da aus seine Zweifel an der historischen Zuverlässigkeit der Sagas. Er bringt Tage damit zu, sich von



Foto: Katharina Lorens

den Amtsleuten alle Details ihrer Verwaltungsarbeit und Buchführung erklären zu lassen, und es gelingt ihm während dieser Reise, zahlreiche Märchen und Sagen zu sammeln und niederzuschreiben. Viele der heutigen Isländer erkennen in den Menschen, mit denen Maurer zusammentraf und mit denen er sprach, ihre eigenen Vorfahren wieder. Dieses Buch ist ein Spiegel, in dem viele Isländer sich selbst, ihr Land und seine Geschichte ge-

treulich abgebildet sehen. Dies war einer der Gründe, weshalb Ferðafélag Íslands nun auch diesen Gedenkstein aus isländischen Basaltsäulen im Namen des isländischen Volkes gestiftet hat.

Diese Reise Maurers bildete nur den Anfang seines jahrzehntelangen Einsatzes für Island und sein Wirken für die Sammlung und Edition isländischer Volkssagen und Märchen. Maurer sammelte während seines Rittes durch Island selbst eine Fülle von Sagen und Märchen und veröffentlichte sie bald nach seiner Heimkehr nach Deutschland.

Ich habe versucht, an einigen Beispielen zu zeigen, was Island Konrad Maurer verdankt: er war ein tatkräftiger Verfechter der Unabhängigkeit Islands, ein treuer Freund und wichtiger Gesprächspartner für Jón Sigurðsson. Er war ein Mann, ohne den eine so große Sammlung isländischer Volkserzählungen wahrscheinlich sehr viel später oder gar niemals

entstanden wäre. Er war ein Kenner Islands, seiner Kultur, Literatur und Geschichte, der wie kein anderer die Isländer und die isländische Denk- und Lebensweise verstand. Er war alles andere als ein Schönredner und scheute sich auch nicht, Kritisches über Island zu sagen, wo ihm das gerechtfertigt erschien. Er hat in einem Maß, das wir überhaupt nicht recht abschätzen können, in Deutschland dazu beigetragen, Kenntnisse über Island zu

vermitteln und Verständnis für Island zu wecken. Die Möglichkeiten kulturellen Austausches lagen ihm immer besonders am Herzen; er bemühte sich ständig, bessere Voraussetzungen für ein Studium des Isländischen in Deutschland zu schaffen – dies zu einer Zeit, als an eine Professur für Nordistik oder auch nur ein Lektorat für Isländisch noch lange nicht zu denken war, als es sogar noch an Lehrbüchern, Grammatiken und Wörterbüchern mangelte. Er sah sehr klar, welche Chancen für ein gegenseitiges Verständnis in der Begegnung der Völker lag.

Maurers begünstigender Einfluss auf die isländische Kultur ist nicht auf Deutschland beschränkt. Er steigerte das Selbstvertrauen der Isländer und schärfte das Selbstbewusstsein der Nation.

Kürzlich habe ich erfahren, dass sich sein Einfluss auch an der Westküste Amerikas niederschlug, genauer an der University of California in Los Angeles. Der Nordistik-Professor Jesse Byoch sagte mir, dass er sich bei seinen Forschungen auf Mau-

ers Bibliothek stützt, die von der Fakultät Anfang unseres Jahrhunderts angekauft oder ihr gestiftet wurde. Byoch verfasst gerade ein Lehrbuch des Isländischen und zum Verständnis der Sagas in Englisch. Maurers Einfluss und Erbe zu unseren Gunsten hat also viele Erscheinungsbilder.

Wir sind heute hier zusammengekommen, um das Andenken dieses großen und einzigartigen Islandfreundes zu ehren. Sein Andenken und seine Werke mögen lange leben.

Dieses Denkmal aus drei isländischen Basaltsäulen, unbehauen, unverschönt, so wie sie gewachsen sind, ist eine Gabe von Ferðafélag Íslands im Namen des ganzen isländischen Volkes. Dieser Stein soll auch hier das Andenken an Konrad Maurer wach halten, wie es der isländische Text ausdrückt:

Dem Erforscher des Nordischen Altertums
Dem Förderer Isländischer Freiheit
Dem Freunde Islands

Der Münchner Public-Health-Löwe

Der Postgraduierte Studiengang „Öffentliche Gesundheit und Epidemiologie“ (Public Health) unterscheidet sich in Manchem von anderen Studiengängen. Eine der Besonderheiten ist die Verleihung des „Münchner Public-Health-Löwen“. Die Figur aus Nymphenburger Porzellan wird jährlich für die beste Magisterarbeit des Studiengangs vergeben.

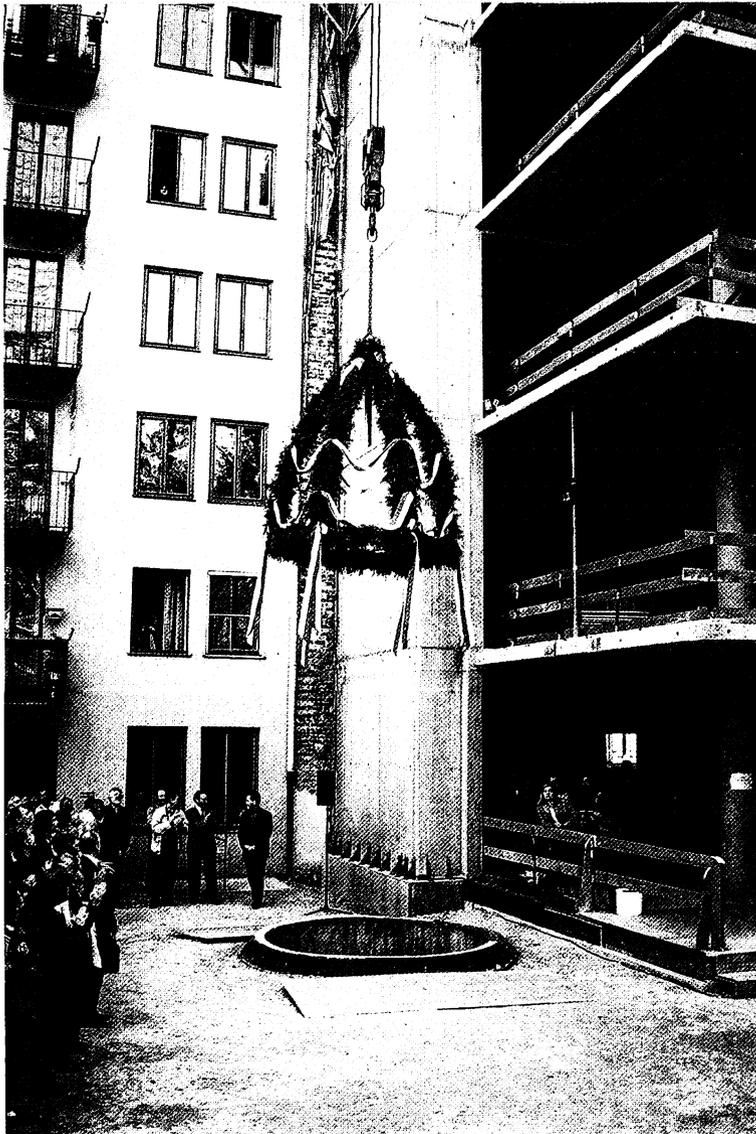
Die Preisträgerin des Jahres 2000 (Studienbeginn 1998) Frau Dr. Weinheimer erhält aus der Hand des Dekans Prof. Klaus Peter den Public-Health Löwen.



Richtfest für die Historiker

Eineinhalb Jahre nach dem Spatenstich wurde am 7. Mai 1998 das Richtfest für den Neubau für die Historiker gefeiert. Durch den Umzug der Forst-

wissenschaftlichen Fakultät und der Forstlichen Versuchs- und Forschungsanstalten nach Weihenstephan im Jahre 1992 wurde das Areal Schellingstraße 12–14 und Amalienstraße 50–52 frei für eine andere universitäre Nutzung. In neuen Gebäuden finden nun die Historiker eine Heimat.



Die Eckgebäude Schellingstraße 12–14 und Amalienstraße 50 mit Gartengebäude mussten für die neue Nutzung abgetragen werden. Die Mitte des vorigen Jahrhunderts errichteten Gebäude dienten zum Teil als Offizierswohnungen für die in der Türkenschanze stationierten Militärs.

Das Gebäude Amalienstraße 52, welches städtebaulich und denkmalpflegerisch besondere Qualitäten besitzt, und das nach einem Entwurf von Adolf Schulze 1898/99 erbaut worden war, musste zur Gänze entkernt werden. Die Fassaden, das Treppenhaus und die Durchfahrt mit ihren reichen Verzierungen wurden erhalten. Die alte Substanz wird im Sinne der Denkmalpflege saniert. Mit dem Neubau der Geschichtswissenschaftlichen Institute wurden 6520 m² Hauptnutzfläche mit 47 000 m³ Rauminhalt realisiert. Die festgesetzten Gesamtkosten betrugen 58 360 000,- DM.

Wiedereröffnung des Altbaus der Psychiatrischen Klinik

Nur wenige Tage nach dem Richtfest für die Historiker gab es ein weiteres Bauereignis zu feiern. Nach jahrelangen Renovierungsarbeiten bei laufendem Klinikbetrieb wurde der 1904 vollendete Altbau der Psychiatrischen Klinik in der Nussbaumstrasse, der sog. Kraepelin-Bau wiedereröffnet.

Ziel aller durchgeführten Baumaßnahmen war die architektonische Verknüpfung eines modernen Gebäudes für die Krankenstationen mit dem renovierten historischen Kraepelin-Bau. Im Kraepelin-Gebäude hat die Bibliothek wieder die Einrichtung erhalten, die sie bei der Eröffnung der Klinik im Jahre 1904 hatte. Der historische Mikroskopiersaal von Alois Alzheimer wurde als moderner Raum für Ausstellungen über psychiatriegeschichtliche Themen eingerichtet und ist für die Aufnahme der Psychiatriehistorischen Sammlung der Klinik bestimmt. Eine Psychiatriehistorische Arbeitsgruppe der Klinik hat dort für die Feierlichkeiten zur Wiedereröffnung des Kraepelin-Gebäudes eine erste Ausstellung vorbereitet, in deren Mittelpunkt Emil Kraepelin und Alois Alzheimer stehen, die den Ruf der Münchener Klinik am Beginn des 20. Jahrhunderts begründeten.

In seiner Rede machte Minister Zehetmair auch einige grundsätzliche Ausführungen zur Zukunft der Universitätskliniken.

Minister Hans Zehetmair:

Zur heutigen Feier anlässlich der Fertigstellung des Kraepelin-Gebäudes, die zugleich der krönende Abschluss des Um- und Erweiterungsbaus der Psychiatrischen Universitätsklinik ist, heiße ich Sie persönlich und im Namen der Bayerischen Staatsregierung herzlich willkommen.

An erster Stelle gebührt allen an der Planung und Ausführung der Renovierung Beteiligten unsere Anerkennung und unser Dank. Eine bewegte Baugeschichte für die Psychiatrische Klinik, beginnend mit dem Neubau im Jahre 1904 und einem Wiederaufbau unmittelbar nach Kriegsende, findet nunmehr ihren lang ersehnten Abschluss.

Anders als vorauszusehen war, beanspruchten die bereits 1969 begonnenen Planungen eine sehr lange Zeit, bis schließlich im Frühjahr 1983 mit dem Abriss des alten Wirtschaftsgebäudes die eigentliche Bautätigkeit einsetzte. Unter Berücksichtigung denkmalschützerischer, der Historie der Klinik gerecht werdender Gesichtspunkte vergingen bis zum Abschluss aller Neu- und Umbaumaßnahmen sowie der Renovierungs- und Einrichtungsarbeiten weitere 15 Jahre. So dauerte es fast 30 Jahre bis zum heutigen Tag, an dem ich die



Foto: St. Müller-Naumann

neue und zugleich alte „Königliche Psychiatrische Klinik der Universität München“ im Rahmen dieses Festaktes der Öffentlichkeit übergeben kann. Letztlich gilt aber auch bei diesem Bauwerk: „Was lange währt, wird endlich gut“.

Die Psychiatrische Klinik wurde mit einem Kostenaufwand von insgesamt rund 85 Millionen DM saniert und für seine neuen Funktionen vorbereitet. Diese hohen Aufwendungen sind sehr gut begründet und notwendig im Hinblick auf die wachsende Bedeutung, die der Psychiatrie in unserer Gesellschaft zukommt. Nach Schätzungen sind gegenwärtig bereits fünf bis zehn Prozent der Bevölkerung psychisch krank und weitere 15 Prozent leiden phasenweise unter schweren depressiven Verstimmungen. Auf die daraus resultierenden medizinisch-wissenschaftlichen Herausforderungen hat der Freistaat Bayern rechtzeitig reagiert: Mit der Sanierung des Altbaus, dessen Wiedereröffnung wir heute feiern, erhält die Psychiatrische Klinik die vorbildlichen Arbeitsmöglichkeiten, die für bestmögliche stationäre und ambulante Patientenversorgung, aber auch für Spitzenleistungen in der Forschung und Lehre Voraussetzung sind. Das zuletzt fertig gestellte Kraepelin-Gebäude wird in Zukunft nicht mehr als Bettenhaus fungieren, sondern mit der Poliklinik und ihren Spezialambulanzen sowie der Psychosomatik ausschließlich ambulante Patientenbereiche beherbergen. Auch die Arbeitsrichtungen Neurochemie und Neuropsychologie sowie für die klinische Psychologie und Forensische Psychiatrie werden ihren Platz im Kraepelin-Bau finden. Auf diese Weise wird die bisherige Zersplitterung der Bereiche der Vergangenheit angehören, die für eine fortschrittliche, universitäre Medizin unverzichtbare Kooperation wird gefördert. Dazu trägt bei, dass der größte Teil des Raumbestandes des Kraepelin-Baus künftig als Forschungsbereich genutzt wird. So werden auch alle wissenschaftlichen Arbeitsgruppen der Klinik, wie z. B. die Arbeitsgruppe Suchtforschung oder die Arbeitsgruppe dementielle Erkrankungen mit ihren zahlreichen Forschungsbereichen im Kraepelinbau untergebracht werden können.

Die Gesamtanierung der Psychiatrischen Klinik,

deren Abschluss wir heute feiern können, macht nur zu gut deutlich, welchen immensen Aufwand der Freistaat Bayern auch im Baubereich für die Erhaltung und den Betrieb seiner Universitätskliniken zu tragen bereit ist. Leider schränkt die schwierige wirtschaftliche Gesamtsituation der Bundesrepublik Deutschland den Handlungsspielraum in allen öffentlichen Haushalten deutlich ein. Die Finanzierung eines Projektes, wie der Umbau der Psychiatrischen Klinik mit Gesamtkosten von rund 85 Mio. DM kann schon als besonderer Kraftakt bezeichnet werden. Diese Maßnahme macht aber deutlich, dass wir weiterhin alles dransetzen werden, die anerkannte Leistungsfähigkeit unserer Universitätsklinik in Forschung, Lehre und Krankenversorgung zu erhalten und zu stärken. Denn der medizinisch-wissenschaftliche Fortschritt wird noch an Fahrt gewinnen. Durch die Aus- und Weiterbildung hochqualifizierter Ärzte, die Förderung innovativer Forscher in der Hochschulmedizin und die Erarbeitung diagnostischer und therapeutischer Standards stehen die Universitätsklinik an der Spitze dieser Bewegung. Bei Konzentration auf die Kernaufgaben universitärer Medizin, bei gezielten, komplementärausgerichteten Schwerpunktsetzungen in den Kliniken und bei einem Höchstmaß an Kooperation über das gesamte Aufgabenspektrum hinweg, wird es auch in finanziell schwierigen Zeiten gelingen, neue Herausforderungen anzunehmen und anerkannte Stärken zu erhalten.

Ich freue mich, dass ich dazu gerade auch in der Medizinischen Fakultät der Universität München mit ihren beiden Standorten Innenstadt und Großhadern in einen sehr fruchtbaren Dialog eintreten konnte. Insgesamt steht die Hochschulmedizin in München nach den Besuchen und Stellungnahmen des Wissenschaftsrates und den Empfehlungen der von mir berufenen Strukturkommission vor wichtigen Weichenstellungen.

Bauliche Veränderungen und Verbesserungen, wie wir sie heute vor Augen bekommen, müssen auch einhergehen mit einem notwendigen strukturellen und organisatorischen Entwicklungsprozess. Dies gilt auch für die Universitäten insgesamt, im Be-

sonderen aber auch für ihre Klinika. Diese müssen künftig für die Bewältigung des immer komplexer werdenden, von Hochschulpolitik, Gesundheitspolitik und nicht zuletzt Finanzpolitik mitbestimmten Aufgabenspektrums gerüstet sein. Die im Rahmen der Novellierung des Bayerischen Hochschulgesetzes von der Staatsregierung beschlossene Reform der Universitätsklinika, die sich derzeit noch in den parlamentarischen Beratungen befindet, soll diese auf das nächste Jahrtausend vorbereiten. Die Universitätsklinika sollen gegenüber den Universitäten organisatorisch, verwaltungsmäßig und finanzwirtschaftlich verselbstständigt werden: Sie sollen künftig als Staatsbetriebe vergleichbar mit kommunalen Eigenbetrieben geführt werden. Damit soll die Wirtschaftlichkeit weiter gesteigert werden, gleichzeitig aber auch eine starke Basis für hochqualifizierte, stationäre und ambulante Krankenversorgung sowie für weitere national und international anerkannte Spitzenleistungen in Forschung und Lehre erhalten bleiben.

Die Universitätsklinika sind aus der regionalen und überregionalen Krankenversorgung nicht wegzudenken. Das Patientenwohl setzt hier die entscheidenden Maßstäbe. Gleichwohl sind die Klinika in ihrer betrieblichen Funktion mehr und mehr einem Wirtschaftsunternehmen vergleichbar. Ich halte es deshalb für folgerichtig, dass, ebenso wie bei größeren Unternehmen in der freien Wirtschaft, eine klare Trennung zwischen den Aufgaben des Trägers und den Aufgaben der Geschäftsführung vorgenommen wird. Der Gesetzentwurf sieht deshalb einen Klinikvorstand vor, der durch schnelle Entscheidungen vor Ort die laufenden Geschäfte eigenverantwortlich führen wird, und einen Aufsichtsrat, in dem die vom Tagesgeschehen losgelösten Aufgaben des Trägers gebündelt werden. Hand in Hand mit diesem rechtlichen Umorganisationen muss aber auch die Wirtschaftsführung der Universitätsklinika weitestgehend flexibilisiert werden. Eine erweiterte Gestaltungsfreiheit beim Mitteleinsatz muss genutzt werden für ein am Gesamtergebnis orientiertes betriebswirtschaftlich ausgerichtetes Handeln und Entscheiden. Dabei brauchen wir Spielräume, um

freigesetzte staatliche Zuschussmittel entsprechend ihrer Zweckbestimmung gezielt auch für eine zusätzliche Förderung für Forschung und Lehre zu verwenden und die dafür nötigen Rücklagen bilden zu können. Voraussetzung ist – und auch dazu soll die Klinikreform einen Beitrag leisten –, dass die Kosten und Leistungen in den Hochschulklinika transparenter gestaltet werden; es muss eine klare Trennung zwischen den Kosten von Forschung und Lehre einerseits und der Krankenversorgung andererseits hergestellt werden.

Dieser Schritt ist zur Förderung wichtiger Forschungsaktivitäten dringend notwendig. Gerade die bayerischen medizinischen Fakultäten waren hier besonders erfolgreich. Dies zeigt sich beispielsweise bei der Einwerbung von Sonderforschungsbereichen und klinischen Forschergruppen, die als Gradmesser für Spitzenforschung in Deutschland gelten. Von den derzeit an den bayerischen Universitäten eingerichteten 44 Sonderforschungsbereichen entfallen elf, also immerhin ein Viertel, auf die medizinischen Fächer. Ich kann die Mitglieder der Fakultäten und der Kliniken nur ermutigen, auf diesem Weg konsequent fortzufahren: Bei knapper werdenden finanziellen Ressourcen, kann es nicht ausbleiben, dass bei der Mittelverteilung leistungsbezogene Gesichtspunkte in zunehmendem Maße Berücksichtigung finden und auch der Nachweis einer zweckentsprechenden und effizienten Verwendung des Landeszuschusses für Forschung und Lehre zunehmend eingefordert wird.

Klinische und wissenschaftliche Spitzenleistungen haben gerade an der Psychiatrischen Klinik der Ludwig-Maximilians-Universität München Tradition und verbinden sich mit Namen berühmter Medizinerpersönlichkeiten. Mit der heutigen Verleihung des Kraepelin-, des Alzheimer- und des von Gudden-Preises erinnern wir an drei von ihnen. So ist anerkannt, dass Emil Kraepelin, der Namensgeber des heute wiedereröffneten Altbaus und zugleich der erste Hausherr der 1904 in der Nussbaumstrasse eingeweihten „Königlich-Psychiatrischen Klinik der Universität München“, das wissenschaftliche Fundament für die gesamte

Schizophrenie-Forschung gelegt hat. Vor genau 125 Jahren wurden Bernhard von Gudden, einer der großen Vorgänger von Emil Kraepelin, nach München berufen. Sein Tod zusammen mit König Ludwig II. im Starnberger See ist weltweit bekannt. Viel weniger bekannt ist, dass Bernhard von Gudden der Begründer der Neuropathologie gewesen ist. Auch der Name Alzheimer ist inzwischen aufgrund der nach ihm benannten Krankheit berühmt geworden. Alzheimer selbst stammte aus Bayern und wirkte lange Jahre an der Universität München als Arzt und Wissenschaftler. Ich freue mich, dass heute zum dritten Mal der Alois-Alzheimer-Preis verliehen wird und damit – so hoffe ich – eine Tradition neu begründet wurde. Denn das Ziel des Preises, die Forschung zu ermutigen, sich mit allem Engagement der Alzheimer-Krankheit zu widmen, hat es verdient, in eine Tradition eingebunden zu werden.

„Wer eine Krankheit heilen soll, der muss sie kennen“. So heißt es in einem alten Sprichwort. Im Kennen, im Verständnis der Entstehungsursachen und möglichen Therapien gibt es jedoch nach wie vor große weiße Flecke auf der weiten Landkarte der Krankheiten, trotz des stürmischen medizinischen Fortschritts der letzten Jahre und Jahrzehnte. Dies gilt auch für den Kenntnisstand über die Alzheimer-Krankheit. Wir alle wünschen daher, dass auch die Arbeit des diesjährigen Preisträgers dazu beitragen möge, Wege zur Bekämpfung der Krankheit, zur Verzögerung des Krankheits-

prozesses, oder sogar zu einer wirksamen Vorbeugung aufzuzeigen. Denn gerade die Patienten, die unter der Alzheimerischen Krankheit zu leiden haben, bedürfen unserer Zuwendung.

Von Paracelsus stammt der Spruch: „Liebe ist es, welche die Kunst lehret, und außerhalb derselben wird kein Arzt geboren“. Dieses wesentliche Element ärztlicher Heilkunst sollten wir auch bei der wissenschaftlichen und forscherschen Tätigkeit nicht vergessen. Denn wenn nur noch über Zahlen gesprochen wird, geht manchmal der Blick auf den Patienten und das menschliche Schicksal verloren. Ein Tag wie der heutige gibt die Gelegenheit, sich dies zu vergegenwärtigen.

Um dem heutigen Anlass einen würdigen Rahmen zu geben, wird nach der Einweihungsfeier eine Festwoche beginnen, in der vier hochkarätige, international besetzte wissenschaftliche Symposien stattfinden mit den Themen: Schizophrenie, affektive Psychosen, Demenz und Neuropathologie. Mit Abendvorträgen und einem Tag der offenen Tür will die Psychiatrische Klinik Sichtweisen und Probleme der Psychiatrie auch der breiten Öffentlichkeit vermitteln. Ich wünsche den Symposien ein gutes Gelingen und reichen wissenschaftlichen Ertrag und allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern einen angenehmen Aufenthalt in München, an den sie sich noch lange und gerne erinnern mögen.

Universitätsstiftungsfest 1998

Am 27. Juni 1998 feierte die Universität ihr 526. Stiftungsfest. Unter den prominenten Gästen beim Stiftungsfest waren u. a. als Vertreter des Hauses Wittelsbach, das die Universität gestiftet hat, Prinz Luitpold von Bayern, die Präsidentin des Bayerischen Verfassungsgerichtshofes Hildegund Holzheid, Regierungspräsident Hans-Werner Boehm, Oberbürgermeister Christian Ude, Wirtschaftsreferent Dr. Reinhard Wieczorek und Stadtbaurätin Christiane Thalgot, der Präsident des Deutschen Patentamts Norbert Haugg, Vertreter des Konsularischen Corps, Vertreter von Akademien und Wissenschaftsorganisationen, darunter der Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften Prof. Dr. Heinrich Nöth und der Vorsitzende des Wissenschaftsrates Prof. Dr. Winfried Schulze sowie Vertreter zahlreicher Hochschulen, Landes- und Bundesbehörden, von Verbänden und Kommissionen wie auch Mitglieder und Freunde der „Weißen Rose“.

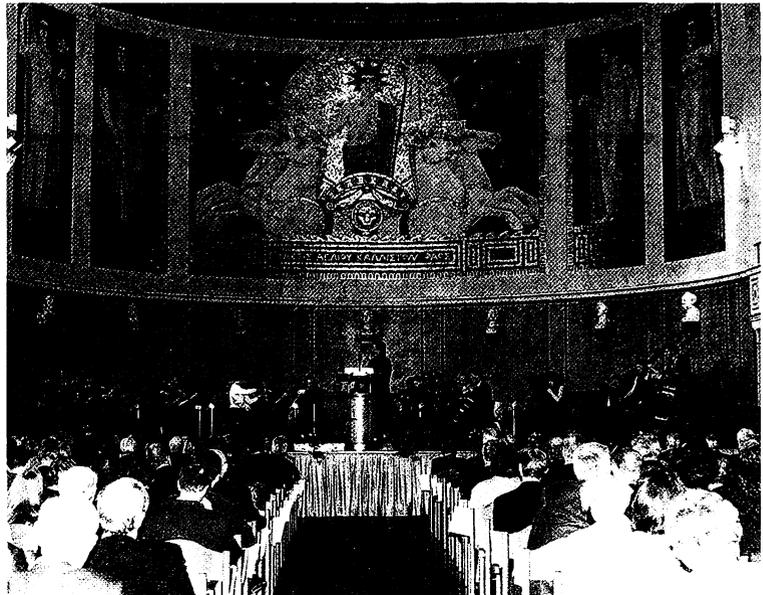
Zum Stiftungsfest wurden auch wieder Nachwuchsförderpreise der Münchener Universitätsgesellschaft für hervorragende Doktorarbeiten und Habilitationen verliehen. Die sechs Preise für Doktorarbeiten sind mit jeweils 5000 DM dotiert, die beiden Habilitationen mit jeweils 10 000 DM.

Die **Promotionspreise** gingen an *Dr. oec. publ. Matthias Polborn* für die Arbeit „Three Essays on Insurance“, *Dr. theol. Martin Thurner* für die Arbeit „Phänomenologie des Nicht-Erscheinenden. Zum Ursprung des Denkens bei Heraklit“, *Dr. med. vet. Uwe Münster* für die Arbeit

„Untersuchungen zur Bildung und Funktion des gamma-Interferons des Haushuhns“, *Dr. med. vet. Karin Ruth Blumer* für die Arbeit „Phänomenologie der Achtung. Grundlegung einer Ethik für Tierversuche unter Berücksichtigung der gentechnischen Veränderung von Tieren“, *Dr. phil. Anette Zgoll* für die Arbeit „Der Rechtsfall der Enheduana im Lied Nin-me-sara“ und *Dr. rer. nat. Bernd Kayser* für die Arbeit „Synthese und Reaktivität von metallorganischen Komplexen mit elektrophilen Aminosäure-Derivaten und von Ethinyl-substituierten Aminosäuren“.

Die beiden **Habitationspreise** gingen an *Priv.-Doz. Dr. Karl-Rudolf Korte* für seine Habilitationsschrift „Deutschlandpolitik in Helmut Kohls Kanzlerschaft: Entscheidungsprozeß, Verhandlungsanalyse, Regierungsstil 1982–1989“ und an *Priv.-Doz. Dr. Margit Szöllösi-Janze*, deren Habilitationsschrift den Titel „Fritz Haber (1868–1934). Biographie eines Wissenschaftlers“ hat.

Den **Preis der Landeshauptstadt München**, dotiert mit DM 5000,- für eine Studienabschlussarbeit, die sich mit der aktuellen Entwicklung der



Münchner Stadtlandschaft beschäftigt, wurde diesmal geteilt: *Isabel Barlage* wurde für Ihre Diplomarbeit „Teilzeit und Führung – ein Widerspruch“ ausgezeichnet, *Jan Süverkrübbe* für die Diplomarbeit „Ausländische Selbständige im Bereich des Lebensmittelhandels im Münchner Stadtbezirk Au-Haidhausen“.

Rektor Prof. Dr. Heldrich:

Zum 526. Stiftungsfest der Universität München heiße ich sie alle in unserer schönen Aula herzlich willkommen. Es ist ein Jubiläum, dem sich auch beim besten Willen keine „runden Seiten“ abgewinnen lassen – wie es uns im vergangenen Jahr beim 525. Stiftungsfest noch gelungen ist. Wir feiern vielmehr einen ganz normalen Geburtstag unserer Alma Mater. Um so größer ist unsere Freude, dass wir so viele Gäste dazu begrüßen dürfen.

Besonders hervorheben möchte ich die Präsidentin des Bayerischen Verfassungsgerichtshofs Frau Holzheid. Sie ist die ranghöchste Vertreterin der dritten Gewalt im Freistaat Bayern. Zum Glück hat die Universität München zwar zur Zeit keine größeren juristischen Probleme. Aber es ist immer eine Beruhigung und vor allem eine Freude, Sie bei uns zu sehen, verehrte Frau Präsidentin.

Das gleiche gilt für Sie, sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Ude. Sie haben sich trotz eines dicht gedrängten Terminkalenders die Zeit genommen, den Förderpreis der Landeshauptstadt München persönlich zu überreichen. Dafür sind wir Ihnen sehr dankbar. Wir sehen darin einen weiteren Beweis unserer erfolgreichen und freundschaftlichen Zusammenarbeit.

Dass auch die Stifterfamilie bei unserem Stiftungsfest durch Sie, Königliche Hoheit Prinz Luitpold von Bayern vertreten ist, ehrt uns sehr. Wir fühlen uns dem Haus Wittelsbach seit vielen Jahrhunderten dankbar verbunden.

Als Vertreter der Staatsregierung darf ich Herrn Ministerialdirektor Hoderlein begrüßen. Wir freuen uns, dass Sie in den letzten Tagen Ihrer ak-

tiven Dienstzeit der Universität München einen Besuch abstatten. Ich danke Ihnen für alles, was Sie für uns getan haben – angefangen von Ihrer Arbeit als Betreuungsreferent unserer Hochschule vor nunmehr 25 Jahren bis hin zu Ihrem Engagement für eine Lehrerbildung auf hohem wissenschaftlichem Niveau.

Gestatten Sie, dass ich gleich in diesem Zusammenhang drei weitere hochrangige Vertreter des Kultusministeriums persönlich begrüße: den alten und die neuen Leiter der Hochschulabteilungen, die Herren Ministerialdirigenten Dr. Zimmermann, Großkreutz und Dr. Wirth. Wie alle anderen bayerischen Universitäten auch, haben wir Ihnen, lieber Herr Dr. Zimmermann sehr viel zu verdanken. Sie waren nicht nur ein liebenswürdiger, sondern vor allem ein tatkräftiger und verständnisvoller Förderer unserer Arbeit. Der Abschied von Ihnen fällt uns schwer. Er wird uns nur dadurch erleichtert, dass Sie, sehr geehrter Herr Dr. Wirth, seine Nachfolge angetreten haben. Wir freuen uns auf die Zusammenarbeit mit Herrn Großkreutz und Ihnen, die Ihnen beiden neben den unvermeidlichen Aufregungen hoffentlich auch Freude machen wird.

Vom Kultusministerium am Salvatorplatz lenken wir in Gedanken unsere Schritte weiter zur Regierung von Oberbayern in der Maximilianstraße. Wir freuen uns über die Teilnahme von Herrn Regierungspräsident Böhm. Er verfügt über so viel internationales Flair, dass ich zwanglos von ihm zu den Vertretern des konsularischen Corps überleiten darf, die ich in cumulo herzlich bei uns begrüße. Die Universität München ist eine welt-offene Hochschule. Die Pflege unserer internationalen Beziehungen hat für uns sehr große Bedeutung. Dabei ist uns Ihre Unterstützung, sehr geehrte Herren Generalkonsuln, außerordentlich wichtig. Vielen Dank, dass Sie heute in so großer Zahl zu uns gekommen sind.

Damit bin ich schon fast am Ende meiner Begrüßung angekommen, wenn auch noch nicht am Ende meines Redebeitrags. Gestatten Sie, dass ich mich nun noch unseren Ehrengästen aus der Wis-

senschaft zuwende. Wir freuen uns, dass die Universität München mit Ihnen, Herr Kollege Schulze, den derzeitigen Vorsitzenden des Wissenschaftsrats stellt und, dass Sie auch in Ihrer neuen Funktion die Verbundenheit mit unserer Hochschule pflegen.

Ein besonderer Willkommensgruß gilt meinen Kollegen aus der bayerischen Rektorenkonferenz, an ihrer Spitze dem „Federführenden“, Rektor Jasper aus Erlangen und mit ihm den Rektoren Altner aus Regensburg, Ruppert aus Bayreuth und Wimmer aus Eichstätt und den Präsidenten Lößl von der Universität der Bundeswehr und Herrmann von unserer Nachbaruniversität, der Technischen Universität München. Wir freuen uns besonders, dass Sie, Herr Kollege Herrmann, heute Ihrer älteren, aber – wie Sie zu sagen pflegen – keineswegs schöneren Schwester einen Besuch abstatten. Wir fühlen uns in dieser Rolle durchaus wohl. Wir stehen zu unserem Alter und auf Schönheit legen wir keinen gesteigerten Wert, wohl aber auf eine gewisse dynamische Vitalität, die ältere und hässliche Schwestern manchmal auszeichnet.

Allerdings kann man sich dynamischer Vitalität leicht selbst berühen, solange niemand die Probe aufs Exempel macht. Ich bin dabei, eben dies zu tun. In den vergangenen Wochen habe ich mich auf eine Wanderschaft durch die Universität München begeben und in bislang 19 von 20 Fakultäten Diskussionen über unsere zukünftige Entwicklung geführt. Ich bin dabei natürlich auch auf das zu erwartende Beharrungsvermögen gestoßen, fast ebenso häufig aber auf eine bemerkenswerte Offenheit und Innovationsbereitschaft.

Wenn mich nicht alles täuscht, stehen wir – im Konsens aller Beteiligten – vor einer tiefgreifenden Veränderung unserer Fakultätslandschaft. Grenzen zwischen benachbarten Fakultäten werden fallen, z. B. bei den Sprach- und Literaturwissenschaften, bisher getrennte Fächer werden sich zu neuen Fakultäten vereinigen, z. B. Philosophie, Statistik und Sozialwissenschaften und selbst dort, wo unterschiedliche Kulturen und rechtliche Rahmenbedingungen ein Zusammengehen verwandter

Fächer ausschließen, wie in der Theologie, wird es zu einer intensiven wissenschaftlichen Zusammenarbeit unter einem gemeinsamen Dach kommen. Dies alles nicht in ferner Zukunft, sondern – so hoffe ich zuversichtlich – schon im kommenden Wintersemester. Das Inkrafttreten des neuen Hochschulrechts bietet dafür einen willkommenen Anlass.

In der Universität München ist also einiges in Bewegung geraten. Die Verbindung bislang getrennter Fächer zu neuen Fakultäten oder Fakultätsverbänden wird den Dialog fördern und der Forschung neue Impulse geben. Davon werden natürlich auch unsere Studenten profitieren, denen wir ein möglichst interessantes Lernklima bieten wollen.

Auch unterhalb der Fakultätsebene regt sich neues Leben. Der Aufbau einer Departmentstruktur nach dem Vorbild unserer Physik ist in vollem Gange. Entsprechende Beschlüsse sind von der Pharmazie und Biologie bereits gefasst. Soeben haben mir auch jüngere Kollegen aus der Chemie mitgeteilt, dass sie sich zu diesem Schritt entschlossen haben. Auch in den Geisteswissenschaften, etwa in der Mathematik oder der Geschichtswissenschaft, ist man aufgeschlossen gegenüber diesem Reformkonzept.

Es ermöglicht eine Bündelung und zentrale Bewirtschaftung von Ressourcen, die gerade in Zeiten knapper Mittel einen effizienteren und flexibleren Einsatz verspricht. Damit wird die bisherige kleinteilige Zuweisung von Personal und Geld durch größere Pools abgelöst. Die Zeiten der vielen kleinen Königreiche mit selbständigen Etats für jedes Institut und jeden Lehrstuhl werden bald der Vergangenheit angehören. Ich sage dies nicht ohne Wehmut. Denn die deutsche Wissenschaft verdankt ihre Blüte vor allem im 19. und im beginnenden 20. Jahrhundert gerade auch der Freiheit und Selbständigkeit, die sie den einzelnen Professoren gewährt hat. Aber die Rahmenbedingungen für die optimale Entfaltung von Forschung und Lehre haben sich verändert. Die Universität München nimmt dies zu Kenntnis. Sie formiert sich neu.

Wir sind froh, dass wir dies auch in veränderten räumlichen Verhältnissen tun können. Die Fakultät für Chemie und Pharmazie wird im nächsten Frühjahr die schönen neuen Gebäude in Großhadern beziehen können. Zusammen mit dem Klinikum und dem Genzentrum bilden sie einen sehr attraktiven neuen Campus unserer Universität. Wir hoffen zuversichtlich, dass die Fakultät für Biologie im benachbarten Martinsried in absehbarer Zukunft ebenfalls einen neuen Standort erhalten wird. In dieser Erwartung hat uns Ministerpräsident Stoiber in seiner Garching-Rede vom 17. Juni 1998 bestärkt, in der er den Ausbau von München-Martinsried zum ersten Biotechnologiezentrum Europas angekündigt hat.

Auch hier in der Innenstadt zeichnen sich positive Entwicklungen ab. Der Termin der Eröffnung des neuen Historikerzentrums in der Schellingstraße rückt immer näher. Der Umbau des Gebäudekomplexes am Rand des Englischen Gartens in der Oettingenstraße ist abgeschlossen. Auch diese große Neuerwerbung erfreut sich inzwischen bei Wissenschaftlern und Studierenden wachsender Beliebtheit. Das anfängliche Grummeln über die Zumutungen des Umzugs scheint verstummt – jedenfalls dringt es nicht mehr zu den Ohren des Rektors. Aber natürlich bringt räumliche Expansion allein noch keinen Fortschritt. Es kommt darauf an, die neuen Räume auch mit neuen Inhalten zu füllen.

Dies gilt auch und gerade für unser Lehrangebot. Auch hier haben wir neben vielem, was weiterhin reformbedürftig ist, ansehnliche Erfolge zu verzeichnen. Ich nenne als Beispiel nur den revolutionären Schritt, den unsere Medizinische Fakultät soeben mit der Einführung einer praxisnahen Ausbildung nach amerikanischem Vorbild getan hat. Bislang galt es als schier unmöglich, unter den Bedingungen einer deutschen Massenuniversität viele Hunderte von Medizinstudenten verteilt auf Kleingruppen von je 8 Teilnehmern in parallelen Blockkursen fallnah auszubilden. Die Fakultät hat in enger Zusammenarbeit mit der Harvard Medical School ein solches Programm entwickelt. Es wird vom Lehrkörper, vor allem auch von vielen

jungen Dozenten, Oberärzten und Assistenten, mit bewundernswertem Engagement getragen und von den Studierenden mit großem Interesse angenommen.

Ich hoffe, dass das Beispiel der Medizinischen Fakultät in der ganzen Universität Schule machen wird. Die Ludwig-Maximilians-Universität verfügt nach meiner Überzeugung über so viel Innovationspotential und Reformbereitschaft, dass wir dem bevorstehenden Schritt ins 21. Jahrhundert mit Zuversicht entgegensehen können.

Es ist ein schönes Gefühl, dabei auf eine große Galerie bedeutender Ahnherrn zurückschauen zu dürfen. Auf dem Weg in die Aula haben Sie vielleicht eine kleine Ausstellung unseres Universitätsarchivs bemerkt. Sie stellt Ihnen den ersten Band eines Biographischen Lexikons der Ludwig-Maximilians-Universität München vor, das einen vollständigen Katalog unseres Lehrkörpers in der Zeit von der Gründung bis zum Umzug nach München enthält, die Ingolstädter und Landshuter Periode der Universität München also, die einen integrierenden Teil unserer Geschichte darstellt. Ich beglückwünsche Frau Professor Boehm und ihre Mitarbeiter zu diesem Werk. Es vermittelt einen sehr interessanten Eindruck von dem internationalen Netzwerk der frühneuzeitlichen Wissenschaft, in das auch unsere Hochschule eingebunden war.

Ich komme zum Schluss, um nun endlich dem Herrn Oberbürgermeister das Rednerpult zu übergeben, der uns wegen eines anderen Termins vorzeitig verlassen muss. Ich möchte aber nicht schließen, ohne noch zwei weitere Hauptbeteiligte persönlich zu begrüßen, die dieser Geburtstagsfeier das Gepräge geben: Herrn Kollegen Helmschrott von der Musikhochschule München, der mit dem von Prof. Nicolai geleiteten Orchester für die musikalische Umrahmung sorgt und Herrn Prof. Beck von unserer Sozialwissenschaftlichen Fakultät, der den Festvortrag halten wird. Seien Sie beide herzlich bedankt.

Prof. Dr. Ulrich Beck:

Wie wird Demokratie im Zeitalter der Globalisierung möglich?

Nicht der Kommunismus, ein Cartoon geistert um die Welt: Die spanischen Conquistadores betreten im Glanze ihrer Rüstungen und Waffen die Neue Welt. Ihr Hauptmann, hoch zu Ross und fahnen-schwingend, ergreift das Wort: „Wir sind zu euch gekommen, um mit euch über Gott, Zivilisation und Wahrheit zu sprechen.“ Und eine Gruppe verdutzt blickender Eingeborener antwortet: „Gewiss doch, was wollt ihr wissen?“

Die Szene ist leicht zu aktualisieren: Eine Gruppe global capitalists – vielleicht Manager von Siemens, vielleicht von Coca Cola, das bleibt unerkennbar – steigt aus einem Interkontinental-Flugzeug und begrüßt die vom örtlichen Tourismusbüro organisierte Tanzgruppe in ihren Blumengewändern: „Wir sind zu euch gekommen, um mit euch über Menschenrechte, kosmopolitische Demokratie und globale Nachbarschaft zu reden.“ „Gewiss doch“, antworten die Beblühten, „welche Rechte haben die Türken in Deutschland?“

Was meint Weltbürgergesellschaft? Eine Welt, in der diese Szene nicht länger ein Witz ist, sondern die Wirklichkeit beschreibt. Dies ist die These meines Vortrags: Die Herausforderung an eine Politik, die dem Epochenwechsel unserer Tage gerecht werden will, besteht darin, die Ängste und Nöte der Menschen ernst zunehmen, dies aber nicht mit einer Preisgabe demokratischer und weltoffener Grundsätze zu bezahlen. Im Gegenteil: Erforderlich ist eine große Transformation im Denken und Handeln. Es geht darum, die nationalstaatliche Demokratie zur transnationalen, ja kosmopolitischen Demokratie weiterzuentwickeln. Dies schließt grundlegende institutionelle Neuerungen, ja ein Ausbuchstabieren der demokratischen Frage für die sich selbstgefährdende Welt ein.

Dieses Argument möchte ich in vier Schritten erläutern: Erstens gilt es, dem diffusen Begriff „wirt-

schaftlicher Globalisierung“ eine soziologisch-machttheoretische Wende zu geben. So lässt sich dann zweitens erkennen, dass im Zeitalter der Globalisierung ein „Demokratie-Dilemma“ entsteht, aus dem es so leicht kein Entkommen gibt. Wer aus diesen Gründen eine kosmopolitische Erweiterung der Demokratie anstrebt, muss sich allerdings drittens früh für die Frage öffnen: Welche Alpträume werden mit dem Traum von der Weltbürgergesellschaft auch wahr? Im „Zeitalter der Nebenfolgen“ schickt es sich, einen frühen skeptischen Blick auf die Brave New World des westlichen Kosmopolitanismus zu werfen. Es geht also viertens um nicht weniger als um die Beantwortung der Frage: Wie kann die demokratische Handlungsfähigkeit einer Gesellschaft jenseits derjenigen Bestimmungen neu begründet und gewonnen werden, die diese Handlungsfähigkeit bislang verbürgt haben: Nationalstaat und Arbeitsgesellschaft?

I.

Ich habe die Unterscheidung zwischen erster und zweiter Moderne vorgeschlagen. Wenn man diese Unterscheidung auf unser Thema anwendet, dann kann man die erste Moderne mit dem sozialstaatlich-demokratisch gezähmten Kapitalismus gleichsetzen, der zwar ideen- und institutionsgeschichtlich lange zurückreicht, aber erst nach dem Zweiten Weltkrieg in Europa verwirklicht wurde und zur Blüte kam. Dieses Institutionengefüge als erste gegenüber einer zweiten Moderne abzusetzen, heißt zunächst, den „protektionistischen Reflex“ (Habermas) zu vermeiden, der sich einstellt, wenn heute mit der Nachkriegsära auch die Grundlagen dieser (ja auch vor allem im Rückblick kurzen) „Glücksphase“ der Geschichte ins Schwimmen geraten. Warum sollten ausgerechnet – pro domo gesprochen – mit der bundesrepublikanischen Nischengesellschaft die Uhren der Geschichte stillstehen? Eingespielte neokorporatistische Verbandssysteme, geregelte industrielle Beziehungen, die Betriebsförmigkeit menschlicher Arbeit und Produktion, sozialstrukturell verankerte Massenparteien, zuverlässig funktionierende Versicherungssysteme, Kleinfamilien mit her-

kömmlicher Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen, Normalarbeitsverhältnisse mit standardisierten Erwerbsbiographien bilden aus dieser Sicht den Hintergrund einer durch Massenproduktion und Massenkonsum geprägten, mehr oder weniger stabilen Nationalstaatsgesellschaft, deren Grundlagen heute im Zuge reflexiver Modernisierung in Frage stehen (siehe Habermas).

Zum ernststen Problem wird diese Transformation erst durch zweierlei: Zum einen weil damit das neoliberale Nirwana einer prinzipiell nachpolitischen Ära droht. Es ist gerade auch für die Glaubwürdigkeit des westlichen Demokratieanspruchs in den Augen der Ostdeutschen und Osteuropäer wichtig, den „neokapitalistischen Totalitarismus“ öffentlich anzuprangern, der das schöne Wort „Liberalität“ zu einer allgemeinen Käuflichkeit pervertiert hat. Zum anderen weil viele intellektuell eingeschüchtert vor dem grandiosen „Ausgeschlossen!“ des Postmodernismus und der Systemtheorie stehen, also gerade nicht entschieden und phantasievoll die Frage nach dem politischen Raum und Signum einer liberal erweiterten, postnationalen zweiten Moderne aufwerfen.

Dabei – und da steckt natürlich der Stachel – hat sich gerade diese fixe, verflixte Wirtschaft längst in das transnationale Zeitalter der Moderne verabschiedet und exerziert nun den Ungläubigen vor, was „Politik“ in der zweiten Moderne vermag, wie die neue globale „Sub-Politik“ der Wirtschaft der staatlich legitimierte Politik das Politische raubt. Ich möchte zum soziologischen Verständnis wirtschaftlicher Globalisierung eine Unterscheidung vorschlagen, nämlich die zwischen „Organisationsmacht“ und „Entzugsmacht“. Die territorial gebundene „Organisationsmacht“, in der Staat, Gewerkschaften und Unternehmer sich korporativ eingespield hatten, wird von innen her aufgebrochen durch eine nun mehrörtig operierende transnationale „Entzugsmacht“ der Wirtschaft, die wie der Igel im Wettlauf mit dem Hasen zugleich hier und dort ist und so die neue weltgesellschaftliche Macht des „generalisierten Anderswo“ (Meyrowitz) entfaltet. Erlauben Sie mir die Situation in einer Metapher zu fassen (Sie können es mir

ja sowieso nicht verbieten): Die Unternehmen spielen einfach das alte Sandkastenspiel mit Schippe und Backe-Backe-Kuchen (die man sich regelmäßig und regelgemäß um die Ohren wirft) nicht mehr mit. Sie haben einen Bagger geschenkt bekommen und räumen nun den ganzen Sandkasten ab. Staat und Gewerkschaften sind sitzen geblieben, machen Bäääh und rufen nach der Mutti. Viele jammern über die neuen Machtchancen der Konzerne. Ich sage: Wir müssen Politik nach dem Machtmuster transnationaler Wirtschaft neu beleben, neu entwerfen: Von der transnationalen Wirtschaft lernen, wie man die Wirtschaft transnational zähmen kann, heißt „siegen“ lernen!

Das Standort-Machtspiel lässt sich als ein „globaler Kuhhandel“ entschlüsseln, in dem derjenige „Kuh-Staat“ den Zuschlag erhält, der für seinen Verkauf den höchsten Preis bezahlt! Ich bitte Sie, wer würde unter diesen Bedingungen nicht Staaten kaufen, wenn er in der glücklichen oder unglücklichen Lage eines internationalen Konzerns wäre? Zugleich kann die transnational agierende Wirtschaftselite im erzeugten und kontrollierten Diktat globaler Produktion zwischen Investitionsort, Produktionsort, Steuerort und Wohnort unterscheiden. Also dort investieren, wo die höchsten Subventionen und besten Infrastrukturen locken, dort Steuern zahlen, wo man keine Steuern zahlen muss, und dort leben, wo es am Schönsten und Sichersten ist. Diese Handlungsmöglichkeiten ergeben sich, indem man – im Bild des Schachspiels gesprochen – als „Bauer“ schlafen gegangen und als „Springer“ aufgewacht ist. Sie beruhen allerdings u. a. darauf, dass Staat, Gewerkschaften usw. „Bauern“ bleiben und nicht ihrerseits die neue Springer-Macht des Transnationalen proben und erobern.

Das vielleicht Entscheidende der Entzugsmacht liegt darin, dass allein das An-die-Wand-Malen der Möglichkeiten eines Standortwechsels die Verhältnisse zum Tanzen bringen. Vielleicht haben wir es noch gar nicht, wie uns viele Ökonomen sagen wollen, mit Globalisierung, sondern mit Internationalisierung zu tun, das heißt mit einem Zusammenwachsen der großen kontinentalen Wirt-

schaftsblöcke – Asien, Nordamerika, Europa –, die andere ausschließen. Vielleicht lässt sich auch das Phänomen ökonomischer Globalisierung im Langzeitvergleich tatsächlich mit Hilfe makro-ökonomischer Daten immer noch leugnen. Unbe zweifelbar aber ist, dass wir es von nun an mit der Wirklichkeit der Möglichkeit wirtschaftlicher Globalisierung zu tun haben; und es ist genau diese von allen wahrgenommene Möglichkeit, also auch die Rhetorik der Globalisierung, die die Entzugsmacht der Unternehmen hier und jetzt maximiert: Die Machtbalance, der Machtvertrag der ersten Moderne erodiert und wird – vorbei an Regierung und Parlament, Öffentlichkeit und Gerichten – in der Eigenregie wirtschaftlichen Handelns umgeschrieben. Die Kritik der Demokraten gilt keineswegs wirtschaftlichem Handeln, aber dem politischen Expansionismus der neoliberalen Ideologie, die Politik abwickeln will.

II.

Wie tief Politik und Sozialwissenschaft demgegenüber in der Falle des territorialstaatlichen Denkens eingeklemmt sind, lässt sich zeigen, wenn man die Frage der Demokratiefähigkeit der Europäischen Union aufwirft. Ein Witzbold könnte fragen: Was geschähe eigentlich, wenn die Europäische Union einen Antrag auf Mitgliedschaft in der Europäischen Union stellt? Die Antwort ist klar: wird abgelehnt. Begründung? Die Europäische Union erfüllt nicht die Demokratieanforderungen, die sie an ihre Mitgliedschaft knüpft. Doch die Geschichte geht weiter. Einige Wochen nach dieser Antwort erhalten die Mitgliedsstaaten der Europäischen Union einen Bescheid, dem sie zu ihrem Erstaunen entnehmen müssen, dass die EU sich – leider – gezwungen sieht, ihnen die Mitgliedschaft in der Europäischen Union aufzukündigen. Warum? Die Mitgliedsstaaten, also Frankreich, Deutschland, Großbritannien usw. erfüllen nicht länger die für die EU-Mitgliedschaft unverzichtbaren Demokratie Kriterien, weil mehr und mehr Entscheidungen autonom von der Europäischen Union getroffen und von den Mitgliedsstaaten nur noch exekutiert werden.

Hier zeigt sich das Demokratie-Dilemma im Zeitalter der Globalisierung: Während im Rahmen der demokratisch legitimierten, nationalstaatlichen Politik zunehmend Nicht-Entscheidungen politisch legitimiert werden, werden im transnationalen Rahmen der scheinbaren „Nicht-Politik“ nicht demokratisch legitimierte Entscheidungen von transnationaler Reichweite getroffen. Das „Regieren ohne Regierung“ (Rosenau) in internationalen Organisationen ist ebenso notwendig wie demokratisch nicht legitimiert. Die asiatische Finanzkrise und Europas Rinderwahnsinn werfen gleichermaßen die Frage auf: Wer setzt eigentlich über die Köpfe der Nationalstaaten hinweg und für diese verbindlich welche Normen und ist dazu wie legitimiert?

Aus diesem Demokratie-Dilemma gibt es so leicht kein Entkommen, vor allem aber auch kein Zurück in die Idylle der einzig wahren nationalstaatlichen Demokratie – was bemerkenswerterweise in Deutschland von prominenten euroskeptischen Politikwissenschaftlern versucht wird. So will beispielsweise Fritz Scharpf transnationale Organisationen und Regime auf „autonomieschonende Entscheidungen“ festgelegt sehen. Mit der Folge: Der transnationale Politikraum, etwa der Europäischen Union, aber auch internationaler Organisationen ganz allgemein, soll dem Prinzip der „Nationalstaatsverträglichkeit“ unterworfen werden.

Genau das meint die These vom Territorial-Bias der Sozialwissenschaften: Nur unter der Bedingung, dass die sozialräumlichen Organisationen sozialer Beziehungen mit dem staatlich kontrollierten Territorium gleichgesetzt wird, lassen sich „Gesellschaft“, „Kultur“ und „Demokratie“ als zugleich zusammengehörige und funktional differenzierte Sektoren innerhalb eines Ganzen begreifen. Das Denken in der territorialen Falle des Nationalstaates unterstellt: Auch Demokratie entsteht und findet ausschließlich im „Container des Staates“ statt.

Doch diese Annahmen gelten noch nicht einmal mehr mit Blick auf Europa, geschweige denn mit Blick auf die Globalisierung der Politik. In der EU

ist eine hochgradige institutionelle und materielle Verflechtung von Politiken entstanden – mit der brisanten Folge, dass die Grenze staatliche Politik politisch kontingent wird und mit der jeweiligen Ebene des Entscheidens und Regulierens variiert – und variiert werden kann. Mit anderen Worten, „die staatliche Politik verliert ihre territoriale Integrität und nationale Identität.“ (Edgar Grande). Ein Zurück zur nationalstaatlichen Demokratie ist nur noch als Fiktion möglich: Es gibt keine Demokratie in Europa mehr – es sei denn eine transnational erweiterte!

Im Angelsächsischen werden als Antwort auf dieses Demokratie-Dilemma Modelle diskutiert, die das Ortsparadigma der parlamentarischen Demokratie transnational aufbrechen und ergänzen. Vor allem zwei Prinzipien stehen dabei zur Debatte: Im Hinblick auf die Kontrolle politischer Macht wird das Prinzip der individuellen Kontrolle durch Wahlakte durch das Prinzip der institutionellen Kontrolle ergänzt. Dazu gehören zum Beispiel Modelle „assoziativer Demokratie“ in dem Sinne, dass transnationale Organisationen durch unabhängige Ausschüsse ergänzt und kontrolliert werden, die pluralistisch besetzt sind; deren Entscheidungen wären dann für alle betroffenen Gruppen transparent zu machen. Oder die Schaffung und Ermächtigung transnationaler Gerichtshöfe, die für Nationalstaaten bindende Entscheidungen treffen können (wie dies teilweise schon der Fall ist). Zweitens stützen sich transnationale Demokratie-Modelle weder auf klassische Formen direkter Partizipation, noch auf die Formen nationaler Repräsentation, sondern auf komplexe Mischformen von direkter und indirekter demokratischer Beteiligung: Einige fordern die Zulassung von Nicht-regierungsorganisationen, andere plädieren für das Instrument des transnationalen, im Grenzfall globalen Referendums, nicht nur um Schlüsselentscheidungen demokratisch zu öffnen, sondern auch um den Mangel an transnationaler Öffentlichkeit und Identität zu überwinden. Warum hat es in diesem Sinne eigentlich nie ein europaweites Referendum über die Einführung des Euro gegeben, das in der Lage gewesen wäre, für ein europäisches Thema eine europäische Identität zu stiften?

Und doch gilt es auch, die Vorschläge zur kosmopolitischen Demokratie mit einem skeptischen Realismus zu betrachten und zu bewerten. Hier werden auf die eine oder andere Weise die Schleusen für demokratische Legitimation jenseits von und ohne Parlamente geöffnet. Dies kann dazu (ver)führen, dass die Grenzen zwischen Demokratie und Nicht-Demokratie verschwimmen. Auf die Frage, wie starke transnationale, kosmopolitische Demokratien möglich werden, wird zurückzukommen sein.

III.

Wer die deutsche Globalisierungsdebatte beobachtet, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass „Globalisierung“ oft nur ein Anlass mehr ist, uns selber den Puls zu fühlen. Globalisierung variiert das liebste Thema der Deutschen: die deutsche Selbstbefindlichkeit. Obwohl man meinen sollte, bei „Globalisierung“ ginge es dann irgendwann auch einmal darum, die Anderen, möglicherweise sogar andere Kulturen und Erdteile zu Worte kommen zu lassen, oder sogar die schwierige Kunst des Perspektivenwechsels ein- und auszuüben, nein, das Gegenteil ist der Fall: Es geht letztlich um die alte deutsche Quatschsoße, es geht ums Eingemachte: Renten, Lohnnebenkosten, Sozialhilfe, Arbeit, Arbeit, Arbeit. In diesem Sinne meint dann sogar die Rede von der „Weltinnenpolitik“ unfreiwillig-gegenseitig schnell: deutsche Innenpolitik im Weltmaßstab.

Wer aber nach der Globalisierung in der Perspektive der Anderen fragt, stößt auf Überraschendes. Erstens: Weltinnenpolitik ist eine Realität und zweitens ein Drohwort. Vielen davon Betroffenen erscheint nämlich die Rhetorik der „globalen Nachbarschaft“ und der „globalen Verantwortung“, wie sie von den USA und ihren europäischen Partnern verkündet wird, auch als Fortsetzung westlich-imperialer Politik mit anderen Mitteln. Es gilt also einen frühen, skeptischen Blick auf die Brave New World des westlichen Kosmopolitanismus zu werfen.

Der deutsche Verteidigungsminister, Volker Rühle,

sagte nach dem Ende der militärischen Konfrontation in Europa: „Deutschland ist von Freunden umzingelt“. Das Gefühl des Umzingeltseins bringt die Paradoxie der Bedrohung nach dem Wegfall derselben auf den Punkt, die den Westen, seine Institutionen und Politiker beschlichen hat und bis heute erschüttert. Kein Zweifel, die plötzlich feindlosen Demokratien des Westens, verantwortlich zugleich für innere und internationale Regulierungen im Rahmen nationaler und supranationaler Institutionen wie Europa, NATO und Vereinte Nationen usw. bedürfen neuer, sie erneuernder Quellen der Legitimation. Diese müssen sie in die Lage versetzen, im Zeitalter der Globalisierung Rechtfertigungen für Aktivitäten und Selbstdarstellungen von Erfolgen zu kreieren.

Um es ganz vorsichtig auszudrücken: Die Moralisierung der Internationalen Politik, die der Westen mit dem Eintreten für Menschenrechte auf seine Fahnen geschrieben hat, füllt dieses Vakuum bilderbuchartig aus, indem sie den politischen Institutionen eine kosmopolitische Mission verschafft hat. Es ist wohl nicht übertrieben, von „demokratischen Kreuzzügen“ zu sprechen, in denen der feindlose Westen mit höchst zweischneidigen Schwertern für freien Welthandel und Menschenrechte, in Zukunft auch um die Erneuerung seiner ureigenen innenpolitischen Selbstlegitimation fechten wird. Was lange Zeit belächelt wurde, spielt inzwischen in der internationalen Politik eine Schlüsselrolle, nämlich die weltweite Durchsetzung von Werten und Rechten politischer Freiheit. Bemerkenswert daran ist, dass sich längst hinter den Fassaden einer Weltbürger-Ethik die Konturen einer postnationalen Politik abzeichnen:

Zum einen sind die alten Regeln und Grenzbeziehungen zwischen Innen- und Außenpolitik längst ausgehebelt worden. Der Westen und die supranationalen Organisationen regieren unter den Fahnen der Sicherung der Menschenrechte und des freien Welthandels in die ehemals „inneren Angelegenheiten“ anderer Staaten hinein.

Zum anderen lassen sich hinter der Fassade der „kosmopolitischen Mission“ des Westens die alten

imperialistischen Machtspiele – zwischenstaatliche Klienten- und Patron-Beziehungen, Ölinteressen, weltwirtschaftliche Konkurrenz, geopolitische Schachzüge – neu inszenieren. Gerade weil das weltweite Einklagen von Grundrechten als hochlegitim und entsprechende militärische Intervention als „selbstlos“ gelten, bleibt oft unerkannt, dass sie sich deswegen auf das wundervollste verquicken lassen mit den ältesten Zielen imperialistischer Weltpolitik.

Diese neue Mischform von humanitärer Selbstlosigkeit und imperialer Machtlogik wird vorbereitet durch Entwicklungen, die man als Globalisierungszirkel in dem Sinne kennzeichnen kann, dass mit der Erosion territorial-staatlicher Macht die Stunde der „globalen Verantwortung“ schlägt. Der Zusammenbruch nationalstaatlicher Institutionen hat sogar in den neunziger Jahren zu den wirklich schweren menschlichen Tragödien und Kriegen geführt – in Somalia, Westafrika, Jugoslawien, Albanien sowie anderen Teilen der ehemaligen Sowjetunion: Ähnliches droht nun auch mit der Finanzkrise in Südostasien, beispielsweise in Indonesien. So sind nach Einschätzung der Weltbank allein in Indonesien 50 Millionen Menschen von Armut bedroht; 20 Millionen Indonesier können ihren Arbeitsplatz verlieren.

Auch wenn die Schwächung staatlicher Zentralmacht nicht alleine oder primär auf die neuen Einflüsse globaler Märkte zurückgeführt werden kann, so zeichnet sich doch ab, dass auf diese Weise ein latentes staatliches Macht- und Legitimationsvakuum sich verschärfen und offen hervorbrechen kann. Oder dass Kompromisse zwischen ethnischen Gruppen ihre Bindekraft verlieren und sich am Ende in Bürgerkriegen entladen. Da sich dies jedoch „vor den Augen der Weltöffentlichkeit“ vollzieht, wächst mit dem sich abzeichnenden Ausbruch von Gewalt und Chaos die Möglichkeit militärischer Interventionen des Westens.

Im „Globalisierungszirkel“ verknüpfen sich also „Notwendigkeiten“ des Weltmarktes und die „guten Vorsätze“ der Welt-Bürgergesellschaft mit

einer Verkettung „ungewollter Nebenwirkungen“ zu einer globalen zivil-militärisch-humanitären Bedrohung – einschließlich aller Dilemmata, die diese Bedrohung auf allen Seiten aufwirft. Je erfolgreicher die Propheten des freien Weltmarktes global handeln – und damit zugleich national- und territorial-staatliche Strukturen ausgehöhlt werden –, desto größer wird die nun kosmopolitisch motivierte Bedrohung immer weiterer Teile der Weltbevölkerung durch „humanitäre Interventionen“ des Westens. In einem Weltsystem schwacher Staaten, wie es im Zuge neoliberaler Weltpolitik propagiert und geschaffen wird, steht einem imperialen Missbrauch der kosmopolitischen Mission dann nichts mehr im Wege.

Im übrigen muss die Frage erlaubt sein: Wer bestimmt eigentlich wie darüber, was die säkular-heiligen „kosmopolitischen Werte“ beinhalten? Bis auf weiteres ist der Verdacht begründet, dass sich darin auch eine Verschweigerung der Welt Bahn bricht. Mit anderen Worten: Was sich „kosmopolitisch“ gibt, entpuppt sich am Ende als westliche Kleinbürger-Moral im Größenwahn.

IV.

Ich komme zu den politischen Schlussfolgerungen. Es hat keinen Sinn, über die Fragen hinweg-zuwischen, die auf der Tagesordnung auch dann stehen und stehen bleiben, wenn wir auf sie keine Antwort wissen. Wie wird Demokratie im Zeitalter der Globalisierung möglich? Nur dann, wenn es gelingt, die Handlungsfähigkeit der (europäischen) Gesellschaft zu erneuern jenseits der historischen Grundlagen, die diese Handlungsfähigkeit bislang ermöglicht haben: Nationalstaat und Erwerbsarbeitsgesellschaft. Es bedarf einer politisch starken – nicht schwachen! – europäischen Staatengemeinschaft, und wir müssen alles tun, um einer Rückentwicklung Europas, wie sie sich nach dem Gipfel von Cardiff abzeichnet, entgegenzutreten. Wenn man wirklich das Experiment Europa scheitern lassen will, dann muss man den Euro einführen, ohne damit eine politische Vision für Europa zu verbinden. Denn nur ein starkes politisches Europa ist in der Lage, einerseits die absehbaren heftigen Folgeprobleme – den protektionistischen Reflex der Nationalstaaten – zu zähmen; andererseits die europäische Idee der Demokratie für die globale Epoche auszubuchstabieren.

Die Herausforderung für ein solches weltgesellschaftliches Europa liegt allerdings darin, den Menschen verständlich zu machen, dass nicht Nationalität, sondern nur Bürgerrechte zu einer politischen Identität Europas führen. Denn nur die Entfaltung einer europäischen Bürgergesellschaft kann eine Lage herbeiführen, die heute noch vielen so unmöglich wie ein leibhaftiger Widerspruch erscheint: das Wurzelwerk der



europäisch-nationalen Kleinkulturen nicht einer Esperanto-Kultur „des Europäischen“ zu opfern, sondern diese liebenswerte, borniert-kleinkarierte, weltkleinbürgerliche Vielfalt Europas anzuerkennen, als einen Schatz zu pflegen, aber dennoch im Selbstbewusstsein alteuropäischer Freiheitsrechte die politische Identität Europas neu zu beleben. Entscheidend wird dabei nicht zuletzt die Weise sein, in der die Europäer mit den Nicht-Europäern in ihrer Mitte umgehen.

Es gibt keinen sanften Übergang in die multiethnische Weltgesellschaft, Filiale Deutschland. Aber wir Deutschen sind besonders schlecht vorbereitet. Das deutsche Staatsbürgerrecht befindet sich 150 Jahre nach der Revolution von 1848 immer noch nicht wieder auf der Höhe der Paulskirche. Damals hieß es: „Alle, welche Deutschland bewohnen, sind Deutsche, wenn sie auch Deutsche von Geburt und Sprache sind.“

Wie also wird die Transformation von der nationalstaatlichen zur kosmopolitischen Demokratie möglich? Ich konnte hier auf die „institutionelle Architektur“ einer transnationalen Demokratisierung der Demokratie nicht wirklich eingehen. Nicht nur die Fragestellung ist komplex. Wir wissen darüber zu wenig. In jedem Fall reicht es dafür nicht hin, in den institutionellen Spielzeugkasten zu greifen und Versatzstücke einer postmodernen Bastel-Demokratie anzupreisen. Vielmehr muss gerade auch in den Zentren der nationalen Demokratien – in den Parlamenten – der Wirbel um die transnationale Demokratie entfacht werden. Dafür ist es erforderlich, ein neues politisches Subjekt, nämlich nationale Weltbürger-Parteien zu begründen und zu gründen. Diese kosmopolitischen Parteien vertreten transnationale Belange transnational, aber eben auch innerhalb der nationalstaatlichen Politikarenen. Sie werden also programmatisch und organisatorisch nur im Plural – als national-globale Bewegungen, als Weltbürger-Parteien – möglich. Diese konkurrieren mit den nationalen Parteien in den nur scheinbar nationalen Themen und Konflikten um Zustimmung und Macht.

Weltbürger-Parteien stellen ihr politisches Pro-

gramm auf die Beine transnationaler Handlungsfähigkeiten. Sie sind die erste parteipolitische Kraft, die – ähnlich wie Konzerne – aus der territorialen Falle nationalstaatlicher Politik ausbricht, hier wie dort tätig wird und so am Ende Nationalstaaten gegeneinander ausspielen kann.

Die Welt will keine Weltämter. Aber es geht ja auch anders, die Konzerne machen es vor. Sie bauen ihre alten amtsähnlichen Hierarchien ab, sie organisieren sich als flexible Netze: Koordination verläuft nicht nur von oben nach unten, sondern auch horizontal. Davon können die Staaten – und die Parteien! – lernen und ein Ordnungsnetz aufbauen, transnational vereint, aber dezentral. Das ist noch nicht einmal nur eine Utopie, derartige grenzenübergreifende Zusammenarbeit ist heute schon an der Tagesordnung.

Was heißt „europäische Innenpolitik“? Die selbstverständliche, wechselseitige Einmischung in die eigenen Angelegenheiten anderer europäischer Länder. Erst mit einer solchen Multi-Mitgliedschaft für europäische Parteien wird dies möglich und selbstverständlich, nämlich dass beispielsweise Italiener, Franzosen, Niederländer, Finnen, Polen usw. in den deutschen Wahlkampf eingreifen und mit der besten Rechtfertigung der Welt beispielsweise die Einlösung europäischer Normen im deutschen Staatsbürgerrecht fordern.

Hat ein solches (Gedanken)Experiment überhaupt eine politische Chance? Ich meine schon. Es ist genauso „unrealistisch“, wie es die Forderung der Achtundvierziger nach nationaler Demokratie vor 150 Jahren war. Zum einen öffnet sich auch der politische Raum Europa neu unter dem Zwang, die Folgewirkungen der gemeinsamen Währung – des Euro – politisch abzufedern. Zum anderen können europäische Weltbürger-Parteien hart am Gegenwind der Markt-Deregulierungen segeln und auf diese Weise Fahrt gewinnen.

Konkreter: In den vergangenen Jahren sind regelungsintensive Industrien liberalisiert worden; Telekommunikation ist das eine zentrale Beispiel, andere sind Energie, Nahrungsmittel und Finanzen.

Die dadurch freigesetzte weltweite Konkurrenz hat nationale Normierungsinstanzen miteinander in Konflikt gebracht. Mit dem freien Warenverkehr ist das Problem inzwischen global geworden. Dabei ist dies alles erst der Anfang. Schon heute zeichnen sich weitere Konfliktquellen ab – Absprachen zu globalen Umwelt-, Arbeitsmarkt-Normierungen usw. – also Regelungen in Handlungsfeldern, in denen diese noch wichtiger und schwieriger, weil politisch hochsensibel sind.

Hier zeigt sich die Kehrseite neoliberaler Politik: Die erste Welle nationaler De-Regulierungen erzwingt eine zweite Welle transnationaler Re-Regulierungen. Damit aber wird aufgewertet, was in den achtziger Jahren abgewertet wurde: Staat und Politik. Erforderlich ist das pure Gegenteil neoliberaler Dekonstruktion: starke Staaten, damit transnationale Marktregulierungen nach innen und außen durchgesetzt werden können. Indem solche Absprachen gefunden, erfunden, ausgehandelt werden müssen, wird „Globalität“ (und was dies konkret heißt!) zum Thema, zur Konfliktachse nicht nur in Politik und Wirtschaft, auch im Alltag der Menschen rund um den Globus.

V.

Meine sehr verehrten Damen und Herren, ich komme zum Schluss und fasse meine Argumente in drei Thesen zusammen:

1. Unsere Zeit steht theoretisch und politisch vor einer gewaltigen Herausforderung, für die alleine es genügen würde, die Humboldtsche Universität für das globale Zeitalter – warum nicht in München? – neu zu begründen. Bekanntlich wurde die Idee der Demokratie als lokale Organisationsform im alten Griechenland erfunden und praktiziert – übrigens im Kontext einer Klassen- und Sklavengesellschaft, die Frauen die Menschenrechte absprach. In zahlreichen geistesgeschichtlichen Umwälzungen und gesellschaftlich-politischen Eruptionen ist dann seit dem 17. Jahrhundert in einer ersten großen konfliktreichen Transformation die Idee der Demokratie in der Gussform des Nationalstaates erweitert, umgebaut und umgesetzt

worden. Heute, an der Wende ins dritte Jahrtausend, stehen wir vor der Aufgabe, den Schein der inneren Notwendigkeit dieses historischen Kompromisses aufzubrechen und theoretisch und politisch die zweite große Transformation von der nationalstaatlichen zur transnationalen Demokratie theoretisch und politisch vorzubereiten, zu wagen – ganz im Sinne Kants – Aufklärung in weltbürgerlicher Absicht. Dafür ist in der Zukunft, die längst begonnen hat, das im Aufbruch befindliche Europa das Experimentier- und Entscheidungsfeld.

Nicht jeder Nationalstaat ist bekanntlich eine Demokratie. Aber die Demokratie wurde bislang nur im Rahmen des Nationalstaates verwirklicht. Stabilität hat diese institutionelle Symbiose aus Marktwirtschaft, Nationalstaat, also Territorialstaat, und Demokratie nach Klassenkämpfen und ihrer marxistischen Kritik, faschistischen und kommunistischen Anfeindungen letztlich erst mit dem Ausbau des Sozialstaates nach dem Zweiten Weltkrieg erlangt. Wieder einmal stellt sich vielen – in der Wissenschaft ebenso wie in der Politik und in der Öffentlichkeit – dieser innere Verweissungszusammenhang von Nationalstaat, Sozialstaat, parlamentarischer Demokratie und Marktwirtschaft als das Ende der Geschichte dar. Doch das ist ein gefährlicher Irrtum: Die gerade aufgrund der Siege des Westens freigesetzte und auf Dauer gestellte Neuerungs-dynamik stellt die Grundlagen dieser ersten, organisierten, nationalstaatlichen Moderne heute durchgängig in Frage. Dafür steht nicht nur das Nebelwort „Globalisierung“, sondern auch Prozesse der „Individualisierung“, die Fragen der strukturellen Arbeitslosigkeit sowie die globalen Risiken der Naturzerstörung und der Großtechnologie. Diese Perspektive der Selbstfragestellung der ersten Moderne nenne ich „reflexive Modernisierung“; diese Wortbildung ist zugleich Programm und Titel eines hoffentlich von der DFG finanzierten Sonderforschungsbereiches, den zahlreiche Kollegen und ich hier in München vorbereiten.

2. Diese Transformation von der nationalen zur transnationalen Demokratie ist notwendig, weil

das Zurück zum Nationalstaat und Sozialstaat alter Prägung im Zeitalter der Globalisierung pure Illusion ist. Es wäre fatal, wenn der protektionistische Euroskeptizismus, der auch Deutschland intellektuell und politisch erfasst hat und lähmt, letztlich die Oberhand behielte. Denn eines ist klar: Das laufende Experiment Euro wird scheitern, wenn seine im Rahmen der einzelnen Nationalstaaten absehbaren gewaltigen Folgeprobleme nicht mit einer politischen Vision Europas für das globale Zeitalter beantwortet und aufgefangen werden.

3. Um die Politik aus der Rolle des Kaninchens, das auf die Schlange „Globalisierung“ starrt, zu befreien, schlage ich als Gedanken- und Realexperiment vor, kosmopolitische Parteien zu gründen. Sie sind „Welt-Parteien“ auch in dem Sinne, dass

sie nur als multinationale Parteien möglich werden. Das heißt, es muss Weltbürger-Bewegungen und -Parteien französischer, kanadischer, nordamerikanischer, polnischer, deutscher, japanischer, chinesischer, südafrikanischer usw. Provenienz geben, die im Zusammenspiel miteinander in den unterschiedlichen weltgesellschaftlichen Nischen und Blickwinkeln um das Durchsetzen kosmopolitischer Werte und Institutionen ringen. In solchen Welt-Parteien schlug das babylonische Herz der Weltgesellschaft. Für die Wissenschaft ist das eigentlich nichts Neues, sie war immer schon ein „Welt-Unternehmen“. „Was wäre das für eine Wahrheit“, fragt Montaigne, „die an der Grenze zu Frankreich endet?“ Lassen Sie mich daher mit dem guten alten akademischen Satz schließen: Weltbürger aller Länder vereinigt Euch!

Amerika Haus wird Bayerisch-Amerikanisches Zentrum

Das Amerika Haus am Karolinenplatz wurde in ein Bayerisch-Amerikanisches Zentrum umgewandelt. Zu diesem Zweck wurde ein Trägerverein gegründet, dem der Freistaat Bayern, die Ludwig-Maximilians-Universität München, die Universität Erlangen-Nürnberg, der Verein des Freunde Amerika Hauses, die Columbus-Gesellschaft, die Arbeitsgemeinschaft gemeinnütziger Jugendaustauschorganisationen, der Verein Partnerstadt-Komitee München-Cincinnati und

die Bertelsmann Buch AG angehören. Damit, so Minister Zehetmair, sei der erste Schritt zur Umsetzung des Konzepts für die Nachfolgenutzung des Amerika Hauses getan. Dieses war nötig geworden, nachdem sich die Vereinigten Staaten aus der Trägerschaft zurückgezogen hatten.



Foto: Antonia Heigl

Universitäts-Ruderregatta

Gedacht war es als Gaudi, doch der sportliche Ehrgeiz stachelte zu Höchstleistungen an. Seit 1995 starten jährlich an einem Abend im Juli die Ruderachter von TU und LMU gegeneinander: Studentinnen, Studenten und Professoren – im Jahr 1998 auch ein eigener Chirurgenachter – lieferten sich auf der rund 250 Meter langen Sprintstrecke auf dem See des Münchener Olympiageländes einen Kampf um Hundertstel Sekunden: Der Studentenachter und Studentinnenachter starten jeweils in zwei Rennen, gegebenenfalls gibt es ein Drittes Entscheidungsrennen. Die Professoren fahren nur ein Rennen.

Die Siegerstatistik:

Sieger 1998
 Studenten: LMU
 Studentinnen: TUM
 Professoren: LMU

Sieger 1999
 Studenten: TUM
 Studentinnen: TUM
 Professoren: TUM

Sieger 2000
 Studenten: TUM
 Studentinnen: LMU
 Professoren: TUM



Unser Bild zeigt den Studentinnenachter von 1999
 Foto: Angelica Fuss

Sommerfest

Ein besonders attraktiver Termin in der Universität ist das alljährliche von den Studenten organisierte Sommerfest. Moderat ist der Eintrittspreis, moderat sind die Preise für Speis und Trank und hoch ist die Stimmung. Mehrere Bands, Kabarett und Kleinkunst sorgen für ein Programm bis in die Morgenstunden.



Foto: Studentenwerk

40 Jahre Geschwister-Scholl-Institut

Am 15. Juli 1998 feierte das Geschwister-Scholl-Institut für Politische Wissenschaft das 40jährige Bestehen mit einem vielfältigen Programm. Im Laufe seiner Geschichte hat das von Professor Eric Voegelin gegründete Institut nicht nur mehrfach den Standort in München gewechselt, sondern auch immer das besondere Interesse der Öffentlichkeit auf sich gezogen. Beim Festakt sprachen: Prof. Dr. Peter Cornelius Mayer-Tasch, der Dekan der Sozialwissenschaftlichen Fakultät, Prof. Dr. Hans Wagner, Rektor Prof. Dr. Andres Heldrich, der Kulturreferent der Stadt München Prof. Dr. Julian Nida-Rümelin und der Bayerische Staatsminister der Finanzen, Erwin Huber.

Wir dokumentieren hier die Ansprache von Rektor Prof. Dr. Heldrich:

„Viel Feind, viel Ehr!“ lautet ein altes deutsches Sprichwort. Ein schwacher Trost, würde man sagen. Vermutlich ist er von Leuten erdacht worden, die sich ihrer Feinde nicht mehr erwehren konnten. Ohne es zu ahnen, haben sie damit aber zugleich das passende Motto erfunden, unter das man die heutige Feierstunde stellen könnte.

Denn jedenfalls an Feinden hat es dem Geschwister-Scholl-Institut nie gefehlt, inneren wie äußeren, eingebildeten und wirklichen. Eben deshalb ist es im Laufe seiner Geschichte auch immer wieder in das Kreuzfeuer öffentlicher Kritik geraten. Über kaum ein anderes Universitätsinstitut konnten wir so viel in der Zeitung lesen – das Otto-Suhr-Institut in den späten 60er und frühen 70er

Jahren vielleicht ausgenommen. Golda Meir hat einmal bemerkt: „There is no such thing as bad publicity, there is only publicity“. Hält man es mit ihr, so hat das Geschwister-Scholl-Institut in den letzten 25 Jahren auf dem Gebiet der Öffentlichkeitsarbeit beachtliche Erfolge erzielt.

Sicherlich werden Sie dieses Lob mit gemischten Gefühlen aufnehmen. Aus dem Mund eines Rektors, der den Geburtstagsglückwunsch der ganzen Universität überbringen soll, erwartet man mehr. Deshalb beeile ich mich hinzuzufügen:

Langweilig war es nie im und um das Geschwister-Scholl-Institut. Und dies wird man gewiss nicht von allen Instituten der Universität München sagen können.

Offenbar erzieht die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Politik auch zur allmählichen Aneignung politischer Verhaltensmuster. Zu ihnen rechne ich – der Herr Staatsminister möge mir verzeihen – vor allem eine hoch entwickelte Streitkultur. Daran hat es dem Geschwister-Scholl-Institut nie gefehlt. Ich sage dies durchaus nicht ohne Respekt. Denn die offene und öffentliche Austragung von Gegensätzen und Konflikten ist allemal besser als ihre Vertuschung. Gerade deshalb erwarte ich von Ihnen auch ein gewisses Verständnis für ein offenes Wort an Stelle der üblichen Floskeln.

Aus der Sicht der Hochschulleitung ist das Geschwister-Scholl-Institut ein unbequemer Partner, gelegentlich sogar ein Sorgenkind. Es hat sich im Lauf der letzten 40 Jahre mit so vielen Personen und Institutionen öffentlich angelegt, dass es nicht mehr über allzu viele Fürsprecher verfügt. Ich möchte deshalb auch meinerseits Ihnen, sehr geehrter Herr Staatsminister, namens der Universität München aufrichtig danken, dass Sie dieser Feierstunde durch Ihre Festansprache ein besonderes Gewicht verleihen. Damit rücken Sie manches zu recht, was in der öffentlichen Diskussion um die Leistungen des Instituts in ein schiefes Licht getaucht worden ist.

Hierzu gehören zunächst und vor allem seine Aus-

bildungserfolge. Im vergangenen Wintersemester waren immerhin 2.135 Studierende in der Politischen Wissenschaft eingeschrieben. Die Zahl liegt zwar deutlich unter dem Höchststand, den wir vor 5 Jahren erreicht hatten. Seit kurzem ist sie aber wieder im Anstieg begriffen. Auf die 7 Professorinnen und Professoren und 21 wissenschaftlichen Mitarbeiter entfällt also eine gewaltige Arbeitslast. Ich benütze die Gelegenheit, allen Beteiligten dafür zu danken, dass sie auch der heutigen Studentengeneration unter widrigen Umständen eine wissenschaftliche Ausbildung ermöglichen, die diesen Namen verdient. Dass Sie dabei Erfolg haben, beweist der ungebrochene Andrang der Studienanfänger. Zwar können sie von Ihnen keine unmittelbare Vorbereitung auf traditionelle akademische Berufsbilder, wie Arzt, Apotheker oder Rechtsanwalt erwarten. Statt dessen verspricht das Studium am Geschwister-Scholl-Institut aber die Erschließung neuer Perspektiven auf eine Lebenswelt, die über unser aller Schicksal entscheidet. Das Verständnis politischer Entscheidungsprozesse ist auch in vielfältigen beruflichen Positionen von großem Nutzen. Deshalb brauchen wir uns auch um die Zukunft der Absolventen keine größeren Sorgen zu machen als in anderen überlaufenen Studiengängen. Damit bleiben diese Sorgen allerdings schlimm genug.

Dass neben dem Engagement in der Lehre auch die wissenschaftliche Arbeit am Geschwister-Scholl-Institut nicht zu kurz kommt, beweisen nicht zuletzt die Drittmittel, die es für seine Forschung erhält. Im vergangenen Jahr waren es immerhin knapp 4,5 Millionen DM. Das sind etwa 3% des gesamten Drittmittelaufkommens der Ludwig-Maximilians-Universität in Höhe von rund 150 Millionen DM im Jahr. Für ein einzelnes Institut dieser Größe ist dies eine eindrucksvolle Leistung (die allerdings im wesentlichen auf das Konto eines einzigen Lehrstuhls entfällt). Auch dazu können wir unserem Geschwister-Scholl-Institut nur gratulieren.

Der bevorstehenden Evaluierung durch eine Kommission von Sachverständigen kann das Institut daher mit Ruhe entgegensehen. Gerade im Ver-

gleich mit anderen Einrichtungen dürfte es gut abschneiden. Leider ist allerdings die Auswahl der Mitglieder und damit die Einsetzung der Kommission noch nicht abgeschlossen. Wir hoffen zuversichtlich, dass dies nunmehr bald geschehen wird, damit die dringend benötigte vakante C4-Stelle rasch wieder besetzt werden kann.

Bei einem 40. Geburtstag gibt man dem Jubilar gute Wünsche mit auf den Weg. Das Institut kommt jetzt in die reiferen Jahre. Da scheint es mir an der Zeit, ihm etwas weniger Streitkultur und etwas mehr Harmoniebedürfnis zu wünschen – bei internen Differenzen ebenso wie im Umgang mit der Hochschulleitung. Manchmal kommt es mir so vor, als ob Sie sich gern in der Rolle des ungeliebten Stiefkindes sehen. Lassen Sie mich deshalb heute sagen: Es gibt noch etwas Besseres als die angriffslustige Kritik an der Arbeit des Rektoratskollegiums, nämlich eine vertrauensvolle Zusammenarbeit im Interesse des Instituts und der ganzen Universität. Sie wäre mein Wunsch an diesem Geburtstag.

100 Jahre Zahnklinik

100 Jahre zahnärztliche Lehrstühle an der Universität war der Anlass für eine Akademische Feierstunde am 16. Juli 1998 in der Großen Aula. Prof. Dr. Wolfgang Gernet begrüßte die Gäste, Grußworte sprachen Wissenschaftsminister Zehetmair, Rektor Prof. Dr. Andreas Heldrich und der Dekan der Medizinischen Fakultät Prof. Dr. Dr. h. c. Klaus Peter.

Im Festvortrag gab Frau *Prof. Dr. Ingrid Rudzki-Janson* einen Rückblick auf die Entwicklung der Zahnmedizin in der Universität:

Hochansehnliche Festversammlung,

zunächst ist es mir ein aufrichtiges Anliegen, Ihnen Herr Staatsminister, Ihnen Magnifizenz und Ihnen Spectabilis namens aller Kollegen der Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde im Haus für Ihre guten Wünsche und Ihre anerkennenden Worte über unsere Arbeit aufrichtig zu danken. Fernab aller Hybris und bei Bereitschaft zur Selbstkritik, glaube ich, aus ihnen doch den Schluss ziehen zu dürfen, dass unser Staat, der die Universität trägt, dass die Alma Mater, hier in unserem Kreis repräsentiert durch ihren Rektor, und die Medizinische Fakultät, in die wir eingebettet sind und in der wir uns gut aufgehoben fühlen, mit unseren Leistungen zufrieden sind.

Mit meinem Dank für die ausgesprochen guten Wünsche verbinde ich unseren Dank dafür, dass die Zahnmedizin an dieser Ludwig-Maximilians-Universität mit den Ressourcen ausgestattet wurde, die sie in die Lage versetzen, in der akademischen Lehre und Forschung Ergebnisse vorzuweisen, die ihr einen angesehenen Platz in der zahnmedizinischen Wissenschaft sichern. Unser Fach verfügt auch – um an die programmatischen Ausführungen des Universitätsrektors auf dem Stiftungsfest am 27. Juni dieses Jahres anzuknüpfen – über das notwendige Innovationspotential und die erforderliche Reformbereitschaft, um sich den Herausforderungen des nächsten Jahrhunderts zu stellen.

Dabei huldigen wir jedoch nicht einer rein modernistischen, vom jeweiligen Zeitgeist getragenen Fortschrittsgläubigkeit. Wir wollen zwar neue Ideen verwirklichen, wenn dies sinnvoll erscheint, andererseits aber Bewährtes nicht leichtfertig über Bord werfen. Die optimale Synthese beider Prinzipien ist Leitlinie unseres Handelns unter dem Zeichen des neuen Hochschulrechtes.

Die hundertjährige Geschichte der Lehrstühle der Zahnmedizin an unserer Universität ist wohl ein Anlass, der einen Rückblick auf dieses *säculum* der Herausbildung und Entfaltung der Zahnmedizin als eigenständiger wissenschaftlicher Disziplin



München

Landes Taubstummenanstalt (Goethestr. 70)

Die Landestaubstummenanstalt in der Goethestraße – hier ein Bild von 1860 – wurde nach dem Wiederaufbau nach dem 2. Weltkrieg Sitz der Universitäts-Zahnklinik

rechtfertigt. Der Zahnheilkunde erging es anfänglich wie der Chirurgie, die auch nur unter Widerständen in die sog. Akademische Medizin einziehen konnte. Noch 1725 untersagte die preußische Medizinalordnung dem Chirurgen, alles „Innerliche“ zu kurieren.

Am Anfang ihres Durchbruches zur medizinischen Disziplin steht das Dekret, dass Bayerns Prinzregent Luitpold am 14. Mai 1898 erlassen hat. Sein wesentlicher Inhalt lautet „Wir fühlen uns allergnädigst bewogen, zu genehmigen, dass an der Königlichen Universität München ein zahnärztliches Institut errichtet werde“. Am 8. Oktober desselben Jahres wurde von ihm der Privatdozent an der Königlichen Universität Würzburg Dr. Jakob Berten auf den ersten Lehrstuhl für Zahnheilkunde in Bayern nach München berufen und wenige Tage später „zum außerordentlichen Professor für Zahnheilkunde in der Medizinischen Fakultät der Universität München mit einem jährlichen Gehalt von 3180 Reichsmark“ ernannt.

In der aus Anlass unseres Jubiläums erschienenen Festschrift ist die spannende Vorgeschichte bis hin zum Errichtungsdekret dargestellt: Um das Jahr 1860 waren in der Haupt- und Residenzstadt München, die damals 148.000 Einwohner aufwies,

insgesamt 10 Zahnärzte tätig. Im Vergleich dazu zählt München heute knapp 1,3 Millionen Einwohner bei einer Kassenzahnärztezahl von 1152. Aber zurück ins letzte Jahrhundert. Einer der damaligen Zahnärzte war Absolvent einer chirurgischen Schule, drei waren promovierte praktische Ärzte, die sich gewissermaßen auf eigene Faust mit der Zahnheilkunde beschäftigten, und die übrigen waren nach einer in Bayern 1853 eingeführten, einem preußischen Vorbild entsprechenden zahnärztlichen Prüfungsordnung in „Zahnarzneikunde“ approbiert. Die Patienten konnten sich aber auch an Bader wenden, die bis an die Schwelle des 20sten Jahrhunderts größere Eingriffe durchführten. Alle diese ortsansässigen Zahnbehandler konkurrierten mit auswärtigen Spezialisten, die mit Genehmigung der Obrigkeit ihre Dienste im Umherziehen ausübten. Die bayerische Zahnärzteschaft hatte schon im Jahr 1886 den Antrag von Abgeordneten des Landtages, in München eine akademische zahnmedizinische Ausbildungsstätte zu schaffen, unter Hinweis auf wirtschaftlich erfolgreich arbeitende entsprechende Einrichtungen in Berlin und Leipzig unterstützt.

Vor Errichtung des Zahnärztlichen Institutes wurden an der Münchner Universität spezifische Vorlesungen „über die Krankheiten der Zähne“ innerhalb der Medizinerbildung gehalten, zuerst im

Allgemeines Krankenhaus, in der heutigen Medizinischen Klinik Innenstadt, dann im Reisingerianum, der heutigen Chirurgischen Poliklinik. Als akademische Lehrer engagierten sich zuerst ehrenamtlich vornehmlich Chirurgen, später auch freipraktizierende Ärzte mit zahnmedizinischen Spezialkenntnissen, wie Guido Koch, Ludwig Adolf Weil und Gottlieb Port. Bis zum Jahr 1900 wurden dann an allen deutschen Universitäten mit Medizinischen Fakultäten zahnmedizinische Institute gegründet. Mit ihrer Leitung wurden regelmäßig Mediziner mit chirurgischer Ausbildung betraut. Voraussetzung für die Zulassung der Studenten war zunächst die Primareife und an einigen Orten ein viersemestriges Studium in der Philosophischen Fakultät. Das Abitur wurde erst ab dem Jahre 1909 verlangt, eine Promotion auf dem Gebiet der Zahnmedizin war erst ab 1919 möglich.

Zurück zum Anlass dieser Feierstunde: Dank der umsichtigen Planung des zum Leiter des Zahnärztlichen Institutes berufenen Professor Berten und der Förderung des Projekts durch die zuständige Baubehörde konnte das Institut bereits im April 1900 im Gebäude Pettenkoflerstraße 14a eröffnet werden. Es wurde zeitgenössisch als die „schönste und modernst eingerichtete mustergültige Lehrstätte“ im ganzen Reichsgebiet bezeichnet. Berten hat nicht nur dem Bau sein Gepräge gegeben, sondern auch dem Lehrkörper eine zukunftsweisende Struktur, durch die Schaffung von drei Fachabteilungen: der Chirurgie, der Zahnerhaltung und der „Zahntechnik“, der späteren Prothetik. Er selbst behielt sich die Leitung der Klinisch-Chirurgischen Abteilung vor und nahm diese Funktion bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1928 wahr. Sein hohes Verdienst besteht darin, dass er stets die Zahnheilkunde als Teildisziplin in die medizinische Wissenschaft zu integrieren suchte. Die konservierende Abteilung übernahm Otto Walkhoff bis zu seiner Berufung auf eine Professur für Zahnheilkunde an die Universität Würzburg im Jahre 1922 und Gottlieb Port die Direktion der Zahntechnischen Abteilung. Er folgte jedoch schon im Jahre 1901 einem Ruf nach Heidelberg.

Wie dies in der Ordinarienuniversität alten Zuschnitts gelegentlich vorkam, befahdeten sich Berten und Walkhoff heftig. Sie taten dies so sehr, dass sich das Kultusministerium im Jahre 1910 veranlasst sah, die beiden Kontrahenten unter Hinweis auf die Würde des akademischen Amtes zu ermahnen, im Interesse der reibungslosen Arbeit des Institutes ihre Auseinandersetzung zu beenden. Da dieser Appell offenbar nicht den erhofften Erfolg brachte, wurde im Jahr 1913 der damalige Ordinarius für Chirurgie Geheimrat Ottmar von Angerer mit der Führung der Aufsicht über dieses Institut als Kurator betraut. Seine Nachfolger in diesem unerquicklichen Amt waren Ferdinand Sauerbruch und später Erich Lexer.

Nach und nach verselbständigten sich die einzelnen zahnmedizinischen Subdisziplinen zu eigenen Ordinariaten mit entsprechender Ausstattung. Gegenwärtig wird das Fach der Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde an der Ludwig-Maximilians-Universität München in Übereinstimmung mit der Ausbildungs- und Prüfungsordnung für Zahnärzte durch vier Gebiete repräsentiert: die Mund-Kiefer-Gesichtschirurgie, die Zahnärztliche Prothetik und Werkstoffkunde, die Zahnerhaltungskunde und Parodontologie und schließlich durch die Kieferorthopädie.

Als über München im zweiten Weltkrieg der Bombenhagel niederging, wurde auch das Stammhaus des Zahnärztlichen Institutes schwer getroffen. Nachfolgend sollte aber ein Baukörper entstehen, der auch für künftiges Wachstum ausreichend Raum bietet. Auf dem Anwesen der alten Taubstummenanstalt in der Goethestraße 70, als repräsentatives Gebäude 1895 vom Architekten Max Littmann entworfen, erwuchs nach den Plänen von Franz Ruf in bislang drei Bauabschnitten die heutige Klinik. Leider ist aber das Gesamtkonzept immer noch nicht voll verwirklicht und schon jetzt wird deutlich, dass die seit dem Jahr 1988 in die Lindwurmstraße ausgelagerte Klinik und Poliklinik für Mund-Kiefer-Gesichtschirurgie nicht wieder komplett in die Goethestraße wird „heimkehren“ können. Die Ansprüche an Hygiene sowie benötigte Räume für die Forschung und für

moderne Ausbildungskonzepte haben sich auf allen Sektoren unseres Faches umfassend erweitert.

Es ist hier nicht der Ort, die geradezu atemberaubende Entwicklung der Zahnmedizin nachzuzeichnen. Auf der von uns als Zahnkliniktage bezeichneten Vortragsveranstaltung heute Nachmittag, im Großen Hörsaal der Klinik und Poliklinik für Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten, Klinikum Innenstadt, Goethestr. 70, wird es möglich sein, hierzu das Wichtigste unter dem Thema: „Aktuelle Zahnmedizin am Ende des 20. Jahrhunderts“ zu hören.

Lassen Sie mich hier aber zu den fachlichen Aspekten nur einige Entwicklungslinien aufzeigen:

- Den chirurgischen Lehrstuhl zeichnet Kontinuität aus, mit einer Amtszeit von 30 Jahren von Berten und 25 Jahren von Kranz. Ihnen oblag der Aufbau und Basisstrukturierung der als Zahnärztliches Institut gegründeten und seit 1937 als Klinik für Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten zur Verfügung stehenden universitären Ausbildungsstätte. Mit der Umbenennung der Klinik wurde nach Kranz den wirklichen Aufgaben des Klinikbetriebes entsprochen, der Einrichtung einer Bettenstation sowie der Verlagerung von zuerst mehr zahnärztlich-chirurgischen zu vorwiegend kieferchirurgischen Eingriffen. Mit über 1000 Patienten, die damals während des Semesters täglich versorgt werden mussten, stellte München die größte zahnärztliche Universitätsklinik in Deutschland dar. Die Unzulänglichkeiten der räumlichen Konzeption waren so eindeutig, dass eine großzügige Planung für einen Neubau rasch erfolgte; Planungen, die der Krieg zunichte machte.

Nach siebenjähriger Leitung der Abteilung für konservierende Zahnheilkunde wurde Kranz die Vorstandschaft des Zahnärztlichen Institutes und die Leitung der klinisch-chirurgischen Abteilung übertragen. Seine zwei großen Lehrbücher, in mehreren Auflagen publiziert, vermitteln eine noch heute gültige universelle Betrachtungsweise, welche die Zahnheilkunde mit der Medizin verbindet. Neben chirurgischen Korrekturen im Kie-

ferbereich und bei Kieferfrakturen sowie bei Überentwicklungen des Unterkiefers gehörten auch Operationen von Gaumenspalten in den weitgespannten Aufgabenbereich seiner Klinik. Die Arbeiten von Kranz über die Reimplantation von Zähnen nahm Josef Heiss, als glänzender Lehrer ausgewiesen, in seiner Habilitation auf und er konnte, nach seiner Berufung auf das 1954 in München eingerichtete Ordinariat, seine Forschung auf diesem Gebiet intensivieren. Nach erfolgreichem Wirken an den Universitäten Halle, Greifswald und Jena veränderte Heiss die Struktur der Münchner Klinik durch Zuwendung zur sog. „Großen Chirurgie“. Seine Klinik empfahl als erste in Deutschland die Plattenosteosynthese bei Unterkieferfrakturen, der Operationskatalog wies als einen Schwerpunkt Tumorversorgungen im Gesichts- und Kieferbereich auf. In Tierversuchen und klinisch beschäftigte sich sein Schüler Dieter Schlegel, zuvor bei Rosenthal in Berlin und bei Hammer in Kiel ausgebildet, und von einem Ordinariat an der Medizinischen Hochschule Hannover 1977 nach München zurückgekehrt, mit Folgen der bei Tumorchirurgie durchgeführten Knochentransplantationen und legte richtungweisende Empfehlungen für eine erfolgreiche kombinierte Tumortherapie unter Einschluss der Radiologie und von Chemotherapie vor. Bereits 1974 wendet sich Schlegel auch der damals noch umstrittenen Implantologie zu, die auch dank der Münchener Arbeiten jetzt gesicherter Teil der zahnärztlichen Therapie ist.

Der Fortschritt auf dem Gebiet der Tumorbehandlung betrifft insbesondere die rekonstruktive Chirurgie. Durch die Einführung neuer Techniken zur Gewebeverpflanzung, insbesondere der Mikrochirurgie, wird heute die Lebensqualität von Tumorpatienten wesentlich verbessert. Zunehmend werden Wachstumsstörungen wie Fehlbildungen des Gesichtsskelettes und angrenzender Regionen, sogenannte kraniofaziale Fehlbildungen, operativ durch aufwendige Verfahren korrigiert und dabei neuartige Methoden in der Diagnostik und Operationsplanung eingesetzt. Auch die Behandlung von Verletzungen des Gesichtsschädels hat sich durch Osteosynthesematerial in

Kombination mit Knochentransplantaten und Knochenersatzmaterialien merklich gewandelt, um die Form und Funktion des Schädels wieder herzustellen. Sämtliche moderne Operationsverfahren sind heute an der von Michael Ehrenfeld geleiteten Münchener Klinik für Mund-, Kiefer- und Gesichtschirurgie etabliert und werden routinemäßig durchgeführt.

- Otto Walkhoff, dem ersten Lehrer der konservierenden Abteilung, bescheinigte Berten bereits 1899, dass er einer „der ersten wissenschaftlich gebildeten und wissenschaftlich tätigen Zahnärzte Deutschlands“ sei. Dieser Auszeichnung wurde er während seines 22-jährigen Wirkens an der Hochschule in München in höchstem Maße gerecht und gilt als eine der markantesten Persönlichkeiten der deutschen Zahnheilkunde. Mit seinen Arbeiten, legte er Grundbausteine für den Fortschritt in unserem Fach. Bemerkenswert waren vor allem seine Ausführungen zur normalen und pathologischen Histologie der Zähne, zur antiseptischen Wurzelbehandlung und seine Pionierarbeit für die zahnärztliche Röntgenologie. Daneben wurde er als akademischer Lehrer hochgelobt, in seinem Bemühen den Studenten weder theoretisch noch praktisch zu „dressieren“, sondern auf der vernünftigen „Mittelstraße“ die Lehre zu etablieren. Eines der Standardwerke für konservierende Zahnheilkunde legte er 1921 noch in seiner Münchner Zeit vor.

Mit der Suche nach neuen chemotherapeutischen Wegen in der Wurzel- und Pulpabehandlung setzte Peter Paul Kranz und nach ihm Karl Hauenstein, der die Wurzelbehandlung als Schnittstelle zwischen konservierender und chirurgischer Zahnheilkunde sah, den bereits eingeschlagenen Weg in der konservierenden Abteilung fort. Die Arbeiten zur Endodontie, speziell dem biogenen Abbau toter Pulpa sowie große experimentelle Untersuchungsreihen zum Problem des Herdgeschehens wurden von Maria Schug-Kösters, der im März 1946 die kommissarische Leitung der Gesamtklinik sowie die Leitung der ihr bestens vertrauten konservierenden Abteilung übertragen wurde, als richtungweisend für die zukünftige

Forschung eingestuft. Weiter steht ihr der Verdienst an der Entwicklung und Etablierung der Dentalkeramik in München zu. Mit Eberhard Sonnabend erhielt die ehemals konservierende Abteilung die Anhebung des Extraordinariates zu einem ordentlichen Lehrstuhl und, bedingt durch seine wissenschaftlichen Schwerpunkte – Parodontologie und Röntgenologie – ein neues Gepräge. Das drückt auch die Umbenennung der Abteilung zur Poliklinik für Zahnerhaltung und Parodontologie aus. In der zahnärztlichen Röntgenologie engagierte er sich intensiv und seine Arbeiten dazu waren und sind fachprägend.

Heute gibt es im Kampf gegen die Parodontitis, d. h. gegen Zahnfleischerkrankungen und Knochenabbau, neue therapeutische Wege, wie Membranen, Wachstumsfaktoren, BMP (bone morphogenetic proteins), die Erfolg versprechen. Weitere Forschungen in der Parodontologie verlangen eine enge Zusammenarbeit mit der medizinischen Mikrobiologie, der Immunologie und klinischen Chemie, wie sie von Reinhard Hickel in unserer Poliklinik für Zahnerhaltung und Parodontologie seit längerem gepflegt wird. Aktuelle Untersuchungen haben gezeigt, dass das Risiko, einen Hirnschlag zu erleiden, bei Patienten mit Parodontitis um den Faktor 2,8 bis 3,0 erhöht ist. Ähnliches gilt auch z. B. für koronare Herzinsuffizienz.

Im Bereich der Zahnerhaltung verdrängen jetzt moderne weiße Füllungsmaterialien zunehmend das klassische Amalgam. Dies geschieht nicht nur wegen der gestiegenen ästhetischen Ansprüche, sondern auch wegen emotional geführten Diskussionen in der Öffentlichkeit. Aus diesen Gründen kam es in den letzten Jahren zur raschen Einführung neuer zahnfarbener Füllungswerkstoffe seitens der Industrie, die allerdings aus Marketinggründen häufig nicht ausreichend getestet worden sind. Nach dem Medizinproduktgesetz können sie jedoch zugelassen werden. Die kritische wissenschaftliche Überprüfung in vitro und in vivo ist deshalb mehr denn je nötig.

Wohl aber fast jeder kennt den Horror vor dem Zahnarzt, vor allem wegen des früher nicht

schmerzfremden Bohrens. Die im Jahre 1871 von dem New Yorker Zahnarzt Morrison in Anlehnung an das Spinnrad und die Nähmaschine entwickelte klassische Tretbohrmaschine ist aus den zahnärztlichen Praxen längst verschwunden. An Stelle der unangenehm pfeifenden Turbine, die bereits im Wartezimmer vielen Patienten durch Mark und Bein ging, sind heute in der modernen Zahnerhaltung neben Mikromotor auch oszillierende Instrumente im Einsatz, die besonders zahnsubstanzschonend arbeiten. Weitere Entwicklungen wie Laser und KCP-Geräte (Kinetic cavity preparation) müssen für einen allgemeinen Einsatz in der Praxis aber noch weiter optimiert werden.

Die Volkskrankheit Karies wird seit etwa 50 Jahren seitens der Zahnmedizin mit Fluoridierungsmaßnahmen bekämpft. Fluoridiertes Kochsalz hat sich, vor allem in den letzten Jahren, als sehr effektiv erwiesen. Weitere Wirkstoffe wie Chlorhexidin oder Triclosan, als Zusatz zu Zahnpasten und Mundspüllösungen eingesetzt, hemmen nicht nur die Plaquebildung sondern auch Zahnfleischentzündungen. An einer Impfung gegen Karies und Parodontitis wird zwar in den Forschungslabors schon gearbeitet, sie ist aber für die nächsten 5–10 Jahre voraussichtlich noch Zukunftsmusik. Die zahnmedizinische Gruppenprophylaxe – dabei denke ich in erster Linie an die Zahnpflege in Kindergärten und Schulen – lag schon dem ersten Professor für Zahnerhaltung in unserer Fakultät, Otto Walkhoff, am Herzen und hat seither Tradition in unserem Haus.

- Obwohl auf dem Gebiet der Prothetik die Lehre zunächst unter dem etwas unglücklichen Begriff Zahntechnik erfolgte, wird der Bezug zur Medizin schon bei Gottlieb Port, dem ersten Vertreter des Faches an der Universität München, deutlich. So nahm sich Port der prothetischen Versorgung von Kieferverletzten an. Intensiviert wurde diese Tätigkeit durch seinen Nachfolger Meder, der sich neben der Versorgung von Gesichtdefekten und dem Verschluss von Kiefer- und Gesichtsspalten auch noch der Therapie von Kieferbrüchen widmete. Es gelang ihm, dieses lange in den Händen der allgemeinen Chirurgen liegende Gebiet so

komplett zu übernehmen, dass in der Folge letztendlich der Zahnarzt schwerpunktmäßig für die Behandlung von Kieferbrüchen und zur Verhütung von Einstellungen nach Kieferresektionen befähigt war.

Nachdem Karl Gustav Falck richtungsweisende Kenntnisse in Prothetik und Werkstoffkunde publiziert hatte, war es mehr als konsequent, dass unter Hans van Thiel die technische Abteilung in prothetische Abteilung umbenannt worden ist. Der medizinische Bezug wurde durch seinen Nachfolger Ewald Kraft weiter vertieft, indem dieser die Forschungsrichtung Physiologie des Kauorgans einbrachte und die erste deutsche Arbeitsgruppe für Funktionsdiagnose und Therapie in München errichtete.

Aufbauend auf diese Vorleistungen stehen heute unter Wolfgang Gernet Lehre und Krankenversorgung an der Poliklinik für Prothetik unter dem Leitgedanken, alle durch eine Gebissinvalidität bedingten Dysfunktionen auszuschalten und einer weiteren Destruktion des Kauorgans vorzubeugen. Aus dem ehemals technisch eingerichteten Fach Prothetik ist somit ein Teilgebiet der Medizin entstanden, in dem bei der Therapie vor allem die vorbeugende Komponente einen hohen Stellenwert einnimmt. Das Behandlungsspektrum Prothetik umfasst daher neben der klassischen Rehabilitation des Kauorgans durch Kronen, Brücken und Prothesen den implantatgestützten Zahnersatz, die Alterszahnheilkunde, die Versorgung von Mund-, Kiefer- und Gesichtdefekten mit Obturatoren, Defektprothesen und Epithesen, sowie die komplexe Behandlung von Funktionsstörungen des Kauorgans einschließlich der Kiefergelenke.

Im Mittelpunkt der klinischen Forschung stehen nach wie vor die Entwicklung neuer Werkstoffe im Hinblick auf zahnsubstanzschonende Behandlungsverfahren. Hier ist die metallgestützte und neuerdings auch vollkeramische Klebebrücke zu nennen, sowie kontrollierte klinische Studien zu diesen neuen Behandlungstechniken, wie auch zur Ätiologie und Therapie der verschiedensten Formen von Funktionsstörungen des Kauorgans.

Bildgebende Verfahren, elektronische Bewegungsanalysen und interdisziplinäre Anbindung an die Psychosomatik, die Psychiatrie und die medizinischen Grundlagenfächer charakterisieren ebenso wie gemeinsame Projekte mit der Hautklinik bezüglich der Materialunverträglichkeit das Forschungsprogramm unserer Poliklinik für Prothetik.

- Das jüngste Kind in der Familie der zahnmedizinischen Disziplinen ist die Kieferorthopädie. Obwohl schon im Jahr 1908 eine „Deutsche Gesellschaft für Kieferorthopädie“ gegründet worden war, wurde dieses Fach in München nur als „besondere Lehraufgabe“ nebenamtlich in der Zeit von 1911 – 1929 vom Inhaber des Lehrstuhls für Prothetik, Fritz Meder, dann bis 1946 durch den Fachvertreter der Zahnerhaltungskunde, Karl Piper, vertreten. Das Kultusministerium widersetzte sich dem sodann vorgetragenen Wunsch der Medizinischen Fakultät auf Errichtung einer eigenen Kieferorthopädischen Abteilung wegen der zu erwartenden Kosten, fand sich aber 1948 im Wege eines Kompromisses bereit, den habilitierten Zahnarzt Dr. Felix Ascher als Honorarprofessor für dieses Fach zu ernennen. Da die in den 50iger Jahren in Kraft getretene Approbationsordnung für die Zahnmedizin die Kieferorthopädie erstmalig bundesweit als obligatorisches Lehr- und Prüfungsfach einführte, genehmigte der Staat im Haushalt 1953 endlich einen außerordentlichen Lehrstuhl für diese junge Disziplin und berief Felix Ascher als Extraordinarius. Damit waren in unserer Fakultät die Voraussetzungen für die Etablierung der Kieferorthopädie als eigenständiges Fach geschaffen.

Auf der Basis der Forschungsarbeiten von Ascher, insbesondere auf dem Gebiet der Kephalemtrie, d. h. der Vermessung des Gesichtschädels anhand von Röntgenbildern, für diagnostische Zwecke und von Langzeituntersuchungen kieferorthopädisch behandelter Patienten, sowie der Forschung seines Nachfolgers Arnulf Stahl, der vor allem die therapeutischen Grenzen der bis dahin vornehmlich verwendeten abnehmbaren Apparaturen erkannte, kommen in unserer Poliklinik für Kieferorthopädie heute alle bewährten kieferorthopädi-

schen Behandlungsmethoden zur Anwendung. Dazu zählen als Neueinführungen die intraorale Verankerungstechnik mittels enossal-orthodontischen Implantaten und die Lingualtechnik, als unsichtbare Kieferorthopädie vom Patienten begehrt. Darüber hinaus nimmt die Zahl der erwachsenen Patienten zu, deren kieferorthopädische Behandlung nur in der Zusammenarbeit aller Teilgebiete der Zahn-, Mund und Kieferheilkunde und der Allgemeinmedizin langfristig eine optimale Lösung ermöglicht. Grundlagenfächer wie die Biologie, Chemie oder Physik bringen heute neue Denkansätze, die eine Antwort auf die zahlreichen noch offenen Fragen zu unterschiedlichen Reaktionen im Gewebe durch kieferorthopädische Kräfte erwarten lassen.

Ein zentrales Forschungsanliegen im gesamten Haus stellt die Verbesserung der Behandlung von Patienten mit Lippen-Kiefer-Gaumenspalten dar. Ein präzise aufeinander abgestimmtes, integriertes Behandlungskonzept verbindet vor allem die Kieferorthopädie mit der Mund-Kiefer-Gesichtschirurgie unter aktiver Einbeziehung anderer medizinischer Bereiche. Es begleitet den Patienten in einer interdisziplinären Langzeitbehandlung von Geburt an bis zum Erreichen des therapeutischen Zieles im Erwachsenenalter. Die vielen fachübergreifenden Forschungsvorhaben in unserem Haus, ebenso wie die vernetzte Patientenversorgung und unsere zahlreichen Spezialsprechstunden lassen deutlich erkennen, dass die Klinik für Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten ein wichtiger Bestandteil des Klinikums Innenstadt der Ludwig-Maximilians-Universität München ist.

Lassen Sie mich abschließend noch kurz in drei Punkten zusammenfassen, was uns, den 4 Lehrstuhlinhabern der Klinik und Poliklinik für Zahn-, Mund- und Kieferkrankheiten für die gegenwärtige wie die zukünftige Arbeit in unserer Fakultät gleichermaßen von Bedeutung ist:

- Der erste Punkt ist fachspezifisch: Wie ein roter Faden zieht sich durch das Gesamtgebiet der Zahnmedizin das Bestreben, durch eine qualitativ immer bessere prophylaktische Behandlung die

Notwendigkeit kurativer Maßnahmen zurückzudrängen. Mit der zunehmenden Lebenserwartung der Bevölkerung wird die Vorbeugung gegen Schäden des Kauorgans immer wichtiger, um auch den älteren Menschen ein hohes Maß an – wie man heute zu sagen pflegt – „Lebensqualität“ zu geben. Die Erreichung dieses Zieles verlangt aber einen über den rein dentalen Bereich hinaus reichenden Blick auf Erkenntnisse und Einsichten der modernen Medizin, angefangen von der Immunologie bis zur Ernährungslehre.

Besonderes Gewicht wird heutzutage in der Medizin generell und wegen der sichtbaren Erfolge speziell in der Zahnheilkunde der Prophylaxe beigemessen. Ihr kommt deshalb in der Ausbildung wie auch in der Patientenbetreuung ein wichtiger Platz zu. Der Erhalt gesunder Zähne ein Leben lang muss von der Vision mehr und mehr zur Realität werden.

- Damit habe ich in der Sache schon unser zweites Anliegen angesprochen: Die Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde muss in die Medizinische Fakultät eingebettet bleiben. Eine Herauslösung – und das folgende Wort setze ich in Anführungszeichen – eine „Erhebung“ zu eigenständigen Hochschulen sui generis bedeutete sowohl für unser Fach wie für die anderen medizinischen Disziplinen eine verhängnisvolle Fehlentwicklung, denn dadurch würde der angesichts der fortschreitenden wissenschaftlichen Entwicklung und Verflechtung künftig immer wichtiger werdende interdisziplinäre Dialog erschwert. In den Vereinigten Staaten von Amerika wie in einigen anderen Ländern wurden in der Vergangenheit selbständige Dental Schools und auch selbständige Zahnärztliche Fakultäten gegründet. Dass sich dieser Weg der Separation nicht bewährt hat, wird daran erkennbar, dass beispielsweise die seit über 106 Jahren bestehende School of Dentistry der North Western University of Chicago als integraler Bestandteil dieser Universität nicht mehr anerkannt wird. Bislang ein Einzelfall!

- In den bildungs- und hochschulpolitischen Diskussionen der letzten Zeit und den ihnen folgen-

den legislatorischen Schritten nimmt breiten Raum ein das hochschulpolitische Ziel „non scolae, sed vitae discimus“ zur allgemeinen Durchsetzung auch im tertiären Bereich zu erreichen. Ich glaube, ohne Selbstüberheblichkeit für alle Professoren der Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde konstatieren zu können, dass wir uns in der akademischen Lehre, der wir neben der wissenschaftlichen Forschung und der Betreuung der uns anvertrauten Patienten großes Gewicht beimessen, schon immer an diesem Gebot orientiert haben. Abweichend von manch anderem akademischen Studiengang war und ist bei uns Zahnmedizinern das „Learning by Doing“ seit jeher erlebbare Wirklichkeit. Unter Anleitung und Aufsicht der Professoren und vor allem der Assistentenschaft, deren Mitwirkung bei der akademischen Ausbildung hoch zu veranschlagen ist, und der ich hier einmal für ihr über das pflichtmäßige Maß hinausgehendes Engagement danken möchte, kommen die Studenten, wenn dies ihr Ausbildungsstand zulässt, in unmittelbarem Kontakt mit unseren Patienten. So erwerben sie sich neben den erforderlichen zahnmedizinischen Kenntnissen auch eine gewisse Sozialkompetenz im Umgang mit Patienten, die sie später in der Berufspraxis dringend benötigen. Der Student erlebt in seinem klinischen Studium tagtäglich die Umsetzung seines theoretischen Wissens und lernt auch, ein Therapiekonzept überzeugend darzulegen und umzusetzen. Eine hohe Zahl von Patientenbehandlungen, jährlich nahezu 38 000 in der gesamten Klinik, erlaubt dem Studenten eine breit gefächerte Palette von Krankheitsbildern vorzuführen, die ihn wertvolle klinische Erfahrungen sammeln lassen. Die Poliklinik für Zahnerhaltung und Parodontologie stellt dabei mit über 24 000 Einzelbehandlungen nicht nur in Deutschland einen Rekord dar.

Vergleichbares gilt für die weiteren Disziplinen im Haus. Neben der Studentenausbildung mit Lehr-, Übungs- und überwachten Behandlungskursen laufen mehrjährige Weiterbildungen zum Fachzahnarzt im Fachgebiet Kieferorthopädie und in der Mund-Kiefer-Gesichtschirurgie zum Facharzt, wobei hier die ärztliche wie die zahnärztliche Approbation Voraussetzung für den Weiterbil-

dungsbeginn sind. Zudem ist in einer dreijährigen Weiterbildungszeit der Erwerb der Zusatzbezeichnung „Oralchirurgie“ für Zahnärzte möglich, jedoch ohne Facharztäquivalent. Im Bayerischen Hochschulgesetz von 1994 ist der Auftrag zur Weiterbildung erstmalig als Bestandteil der Aufgabenbereiche eines Lehrstuhlinhabers verankert, Basis für die Einführung europaweit gültiger universitärer Weiterbildungskonzepte.

Heute sind die internationalen Kontakte, entstanden durch Präsentationen auf Kongressen, im In- und Ausland, gestützt auf wissenschaftliche Publikationen mit weltweiter Verbreitung ein wichtiger Anreiz für Gastärzte aus dem Ausland, in unseren Kliniken weiterführende Studien zu betreiben. Kooperationen mit vielen Universitäten in Europa, Asien, Nord- und Südamerika mit einem Austausch von Assistenten wie Studenten, gemeinsame Forschungsprojekte, gestützt durch Fördermittel, tragen zur Globalisierung unserer klinischen und wissenschaftlichen Erfahrungen bei. Schwerfällige, vor allem kostbare Zeit raubende, administrative Wege in der Vorbereitungsphase verspricht das neue Hochschulgesetz – so hoffen wir jedenfalls – zu beseitigen.

Hingewiesen sei auch auf das stete starke Anwachsen der Zahl der Studierenden in unserem Fach: Während die Baulichkeit der Zahnmedizin vor 100 Jahren primär für 40 Studierende ausgelegt wurde, ist sie heute auf über fünfhundert angestiegen. Zugelassen werden pro Jahr mehr als 100 Studienanfänger. Dass wir mit dieser Entwicklung aus allen Nähten platzen, ist offensichtlich. Dies zu unterstreichen heißt zugleich, nachdrücklich um die erforderlichen personellen, sächlichen und räumlichen Ressourcen zu bitten.

In anderen Ländern wurden die Studentenzahlen

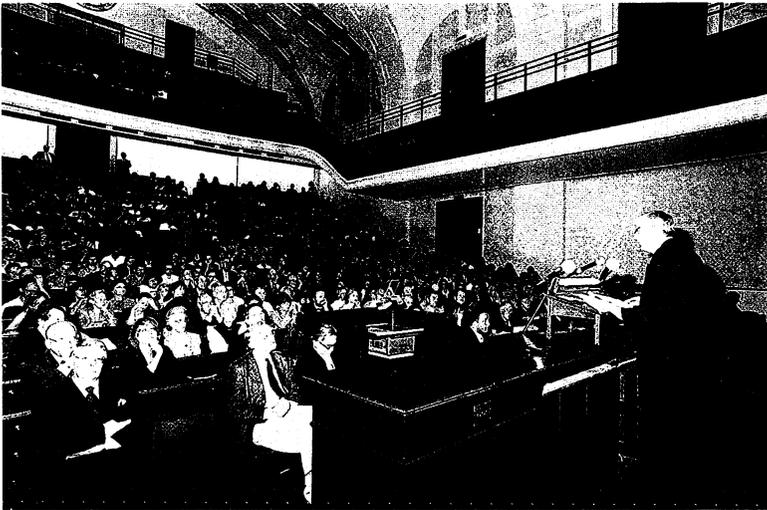
reduziert. So wird, sei es in Norwegen oder den Niederlanden, die Zahnärztdichte berücksichtigt und die Ausbildungskapazität der Hochschulen, wenn erforderlich, verringert. Die Niederlassungen neuer Zahnärzte wird erst dann genehmigt, wenn die Relation ein Zahnarzt auf 3350 Einwohner beträgt. In unserem Land liegen Angaben zur Zahnärztdichte von 1:1520 vor.

Wie immer die Entwicklung auch verlaufen wird, eine überdurchschnittliche Qualifikation unserer Studenten wird das beste Rüstzeug sein, das wir ihnen für ihr Berufsleben mitgeben können. Voraussetzung für das bisher diagnostisch wie therapeutisch hohe Niveau der Zahnheilkunde in Deutschland ist und bleibt in unseren Augen eine gute universitäre Ausbildung sowie die sich anschließende stete Fortbildung der Zahnärzte auch nach ihrer Approbation.

Lassen Sie mich schließen mit der Versicherung, dass die Zahn- Mund- und Kieferheilkunde der Münchner Medizinischen Fakultät, wenn ihr die hierfür nötige Ausstattung nachhaltig gegeben wird, auch im zweiten Jahrhundert ihres Bestehens bereit ist, ihren Beitrag zum weltweiten wissenschaftlichen Ruf unserer Universität zu leisten.

Nach wie vor wird auch in Zukunft das Bild der Universität von den Persönlichkeiten der akademischen Lehrer mitbestimmt werden. Sie sollen in ihrem beruflichen Ethos Vorbild für ihre Studenten sein, die auch durch die Alma Mater geprägt werden. Die Erinnerung an sie wird den Zahnarzt auf seinem Weg durch das Berufsleben begleiten. Das Gedenken an all das, was die Zahnmedizin in München an der Ludwig-Maximilians-Universität geleistet hat, rechtfertigt somit die Hoffnung, dass sie das Ansehen, das sie genießt, auch wirklich verdient.

Gedenkfeier: Entzug der Approbation aller jüdischen Ärzte



Am Rednerpult Dr. Wolf von Römer, 1. ÖKBV-Vorsitzender

Zum Gedenken an den 60. Jahrestag des Entzugs der Approbation aller jüdischen Ärzte, Apotheker, Tierärzte und Zahnärzte in Deutschland, fand am 27. Juli 1998 im Auditorium Maximumum eine Ge-

denkveranstaltung statt, bei der u. a. Ignatz Bubis, Vorsitzender des Zentralrats der Juden, sprach. Den Festvortrag hielt der bekannte Psychiater Professor Klaus Dörner.

Die Universität hat ihren Hochschulrat

Seit Ende November 1999 gibt es an der Universität den Hochschulrat, dem zehn Persönlichkeiten angehören, die sich in ihrem jeweiligen Tätigkeitsbereich vielfach ausgezeichnet haben. Hervorragende Vertreter aus Wirtschaft, Medien und Kultur sowie zwei Nobelpreisträger unterstützen die Hochschulleitung bei ihrer Arbeit. Den Vorsitz hat der Verleger Dr. Hubert Burda übernommen, zu seinem Stellvertreter wurde Dr. Albrecht

Schmidt, Vorstandssprecher der HypoVereinsbank AG gewählt.

Der Hochschulrat gibt vor allem Initiativen für die Profilbildung der Hochschule und für die Schwerpunktsetzung in Lehre und Forschung sowie für die Weiterentwicklung des Studienangebots, er berät und unterstützt die Hochschulleitung in allen wichtigen Angelegenheiten, gibt Empfehlungen zur Entwicklungsplanung, zur Einrichtung von Studiengängen, zum wirtschaftlichen und aufgabengerechten Einsatz der Mittel für Forschung und Lehre und zur Gliederung der Hochschule.

Die Mitglieder des Hochschulrats sind:

Herzog Franz von Bayern, Chef des Hauses Wittelsbach, München und damit der Stifterfamilie der Universität

Dr. Hubert Burda, Vorsitzender des Vorstands der Burda Holding GmbH & Co KG, München

Prof. Dr.jur. Andreas Heldrich, Rektor der Ludwig-Maximilians-Universität München



Foto: Angelica Fuss

Prof. Dr. Herbert A. Henzler, Chairman von McKinsey & Company, Inc., Europa und Member of the Office of the Managing Director, worldwide. Seit 1992 ist er Honorarprofessor für Strategie- und Organisationsberatung an der Universität München

Prof. Dr. Dr. h.c.mult. Robert Huber, Direktor am Max-Planck-Institut für Biochemie in Martinsried. Promotion und Habilitation an der TU München, außerplanmäßiger Professor an der TU München. Professor Huber erhielt 1988 den Nobel-Preis für Chemie

Dr. Jörg Mittelsten Scheid, Persönlich haftender Gesellschafter des Industrie- und Dienstleistungsunternehmens Vorwerk & Co, Wuppertal und Präsident der Eurochambres, Brüssel

Prof. Dr. Dr. h.c.mult. Bert Sakmann, Direktor der Abteilung Zellphysiologie am Max-Planck-Institut für Medizinische Forschung in Heidelberg. Er erhielt 1991 den Nobel-Preis für Physiologie. Der Mediziner ist Mitglied der Fakultät für Biologie an der Universität Heidelberg

Dr. Rachel Salamander, Geschäftsführerin der Literaturhandlung GmbH R und S in München. Die bereits mehrfach ausgezeichnete Germanistin erhielt 1998 den Kulturellen Ehrenpreis der Landeshauptstadt München

Dr. Albrecht Schmidt, Sprecher des Vorstands der HypoVereinsbank AG, München

Prof. Dr. Wilhelm Simson, Vorsitzender des Vorstands der VIAG AG München. Seit 1998 ist Prof. Simson Honorarprofessor für technische Chemie an der Universität München

Prof. Dr. h.c. Dieter Stolte, Intendant des ZDF, Mainz

Der Hochschulrat hat eine Geschäftsstelle in der Universität. Das Positionspapier des Hochschulrates ist im Bericht des Rektoratskollegiums 1998–2000 abgedruckt und im Internet unter <http://www.uni-muenchen.de/lmu-31000000/hochschulrat2.htm> zu finden.

125 Jahre Maximilianeum

Das markante Gebäude des Maximilianeums, Sitz des Bayerischen Landtags und der Bayerischen Hochbegabten-Stiftung (Stiftung Maximilianeum) wurde 1874 bezogen. Sitz des Bayerischen Landtags ist das Haus allerdings erst seit 1949. Die von König Maximilian II. von Bayern im Jahr 1852 errichtete Stiftung nutzt nur noch den Südflügel. Dort sind die Wohnungen und Gemeinschaftsräume der Stipendiaten. Protektor der Stiftung ist nach dem Stifterwillen seit dem Ende der Monarchie die Universität München. Mit einem Festakt beging der Bayerische Landtag am 20. Januar 1999 das Doppeljubiläum 125 Jahre Maximilianeum und 50 Jahre Landtag im Maximilianeum.



1000 DM Gebühren für Zweitstudium

Einen drastischen Rückgang der Studentenzahlen brachte 1999 die Einführung von einer Studiengebühr von 1000,- DM pro Semester für ein Zweitstudium und eine zeitliche Begrenzung des Promotionsstudiums. War die Ludwig-Maximilians-Universität bis dahin die Universität mit der höchsten Studentenzahl in Deutschland, so rutschte sie nun nach Köln und Münster auf den dritten Platz. Rund 18 000 Studierende verzichteten auf eine weitere Immatrikulation, nur wenige waren bereit, für ein Weiterstudium zu bezahlen. Die Gesamtstudentenzahl ging auf 42 000 zurück. Die Vermutung liegt nahe, dass viele der Ausgeschiedenen den Studentenstatus nur noch aus formalen Gründen aufrechterhalten hatten.

Die Studiengebühr für das Zweitstudium ist mit dem neuen Hochschulgesetz eingeführt worden, das am 4. August 1998 in Kraft getreten ist. Am 29. Dezember 1998 hat das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst die Ausführungsverordnung zu dieser Gesetzesbestimmung erlassen, in der auch die Höhe der Studiengebühreneinheiten für alle Universitäten in Bayern festgesetzt ist.

Nach der Verordnung werden – auf Antrag – von der Zweitstudiengebühr befreit: Studierende, die mit dem Abschluss der Fachhochschule die Qualifikation für ein Studium an der Universität erworben haben. An der LMU sind das über 1000; wenn das Zweitstudium aus wichtigen beruflichen Gründen notwendig ist, z. B. bei Berufen, die nur aufgrund zweier abgeschlossener Studien ausgeübt werden können. Beispiel: Kieferchirurg (Zahn- und Humanmedizin); ebenfalls nicht als gebührenpflichtiges Zweitstudium gilt ein Promotions-, Zusatz-, Ergänzungs- und Aufbaustudium, aber auch ein Studium im Erweiterungsfach beim Lehramt.

Woche der französischen Sprache

Podiumsdiskussionen, Vorträge, Theateraufführungen, Filme, eine Karikaturausstellung, ein Karikaturenwettbewerb und französische Küche in den Mensen standen auf dem Programm der „Woche der französischen Sprache“ in TU und LMU vom 18.–22. Januar 1999. In Zusammenarbeit mit den Konsulaten von Ländern mit französischer Sprache und mehreren Kulturinstituten sollte den Studierenden die französische Sprache und Kultur nähergebracht werden und der Austausch mit französischsprachigen Ländern gefördert werden.

100 Jahre Lehrstuhl für Bayerische Geschichte

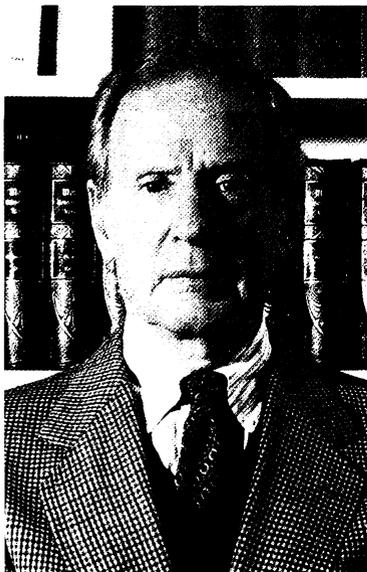
Sigmund Riezler war vor hundert Jahren der erste Inhaber des 1898 neu geschaffenen Lehrstuhls für Bayerische Geschichte. Unter seinen Nachfolgern finden sich bis in die neueste Zeit prominente Namen. 50 Jahre besteht das Institut für Bayerische Geschichte und zugleich kann die Bayerische Akademie der Wissenschaften auf das 70jährige Bestehen der Kommission für Bayerische Landesgeschichte zurückblicken. Dies zusammen war der Anlass für eine akademische Festveranstaltung, die am 26. Januar 1999 stattfand. Dazu passend konnten auch noch 3 Professoren, Friedrich Prinz, Hubert Glaser und Wilhelm Störmer, ihren 70. Geburtstag feiern.

Gedächtnisvorlesung „Weiße Rose“ 1999

Der frühere Hamburger Bürgermeister *Dr. Klaus von Dohnanyi* hielt am 18. Februar 1999 die Gedächtnisvorlesung für die „Weiße Rose“:

„Verantwortung für die Deutsche Geschichte – Erinnern und Gedenken in der 2. Generation nach Hitler“

Heute vor 56 Jahren wurden von der Münchener Gestapo die Studenten Hans und Sophie Scholl verhaftet, weil sie an dieser Universität kritische Flugblätter über den Krieg und den Nazi-Terror verbreitet hatten; angezeigt hatte sie der Hausmeister. Hans Scholl war damals 24, Sophie 21 Jahre alt. Es blieben ihnen noch vier Tage zu leben: Nach einem Schnellverfahren vor dem berühmtesten Volksgerichtshof unter dem Vorsitz von Roland Freisler wurden sie am 22. Februar zusammen mit Christoph Probst verurteilt und am Nachmittag desselben Tages im Zuchthaus München-Stadelheim hingerichtet. Freunde, die ihrer Gruppe, der



Dr. Klaus von
Dohnanyi

„Weißen Rose“, ebenfalls angehört, wie Alexander Schmorell, Willi Graf und Professor Kurt Huber, um nur einige Namen zu nennen, wurden wegen derselben Vorwürfe später im Jahr ermordet. Insgesamt waren etwa 130 Menschen im Zusammenhang mit den Aktionen der „Weißen Rose“ verhaftet worden.

Wir haben das Bild dieser aufrechten und lebensfrohen Menschen vor Augen. In dieser Stunde erinnern wir auch die Eltern, Geschwister, Verwandten und Freunde, die damals den blindwütigen Hass der Nazi-Verfolger überlebten. Wir wollen versuchen, einen Augenblick ihrer aller in gemeinsamem Schweigen zu gedenken.

Auch diese Stunde zeigt: In Deutschland ist das Erinnern an die Nazi-Verbrechen nicht gefährdet. Sicherlich gibt es Unbelehrbare, wie in anderen Ländern auch; der größte Teil faschistischer Propaganda in Deutschland kommt heute aus dem Ausland, insbesondere wohl aus Skandinavien und den USA. Es gibt auch Widerspruch gegen Forschungsergebnisse über die Nazi-Diktatur oder gegen deren Darstellung. Aber gerade die jüngere Generation ist sich der historischen Tatsachen bewusst. Täter, Terror und Verstrickung großer Teile des deutschen Volkes in die Nazi-Verbrechen und den Holocaust werden in wissenschaftlichen und populären Darstellungen immer detaillierter beschrieben; täglich erreichen uns neue Erkenntnisse, ich erinnere nur an die kürzlich veröffentlichten Akten über die Deutsche Bank. Und auch wenn neue Erkenntnisse schmerzhaft sein können: Wir bleiben der Wissenschaft dankbar. Denn durch sie ist der Weg kritischer Selbsterforschung der Deutschen seit Ende der 70er Jahre unumkehrbar geworden.

Große deutsche Unternehmen haben ihre Unternehmensgeschichte während der Nazi-Jahre von neutralen Historikern schreiben lassen – was übrigens nicht für ausländische Unternehmen gilt, die damals Geld in Deutschland verdienten. Diese deutschen Unternehmen wissen inzwischen auch, dass sie Schuld und Schulden der Vergangenheit abtragen müssen; es ist spät, oft zu spät geworden

für diese Erkenntnis. Aber gerade deswegen gilt es, nun zügig zu handeln.

Deutschland verfügt über viele Erinnerungsstätten weit verteilt im ganzen Land – wie damals der Terror. Wir müssen nun aber auch eine Entscheidung für das Holocaust-Denkmal in Berlin treffen; dieses Mahnmal sollte an alle unschuldigen Opfer, an Juden, Roma, Homosexuelle und die ermordeten Behinderten erinnern.

Die meisten Deutschen, besonders der Nachkriegsgenerationen, wissen also was war, und ihnen erscheint auch das Maß der Erinnerungsarbeit heute notwendig und richtig. Deswegen gibt es auch immer mehr lokale und regionale Studien über die damalige Wirklichkeit. Wir haben in Hamburg während meiner Amtszeit hierfür wichtige Anstöße gegeben. Auch die Befragungen der Zeitzeugen, soweit sie noch leben, ist bedeutsam. Denn dies eröffnet eine besondere Chance für wirkliches Gedenken: Erinnern tun wir mit dem Kopf, Gedenken aber mit dem Herzen. Zum Gedenken brauchen wir deswegen die Erinnerung an Menschen, wie es zum Beispiel bei den Geschwistern Scholl und ihren Freunden möglich ist. Spielbergs Angebot, die Shoa-Stiftung nach Berlin zu bringen, sollten wir dankbar annehmen.

Über das Erinnern an die Nazi-Verbrechen muss also in Deutschland heute nicht mehr gestritten werden. Die Ereignisse und Taten sind nicht nur fest in das Menschheitsgedächtnis eingeschrieben, am tiefsten gewiss in das Gedächtnis der Opfervölker, insbesondere der Juden. Sie sind auch tief im Gedächtnis der nicht-jüdischen Menschen in Deutschland und der Welt verankert. Das heißt leider noch nicht – und kann wohl auch nicht heißen – dass alle Deutschen die Trauer und die persönliche Betroffenheit empfinden, die wir den Opfern des Völkermordes und der Kriegsverbrechen schulden. Doch so ist der Mensch, wohl auch zu seinem Schutz.

Die älteren von uns wissen, dass nach 1945 der Umgang mit Deutschlands Nazi-Vergangenheit nicht immer so war. Die tiefe Verstrickung der

deutschen Gesellschaft in die Nazi-Epoche, und wohl auch der Zwang, das Überleben der Menschen durch schnellen Wiederaufbau zu sichern, ließen nach 1945, Verbrechen und Beteiligung vieler Deutscher in den Hintergrund treten. Als Alexander und Margarete Mitscherlich 1967 ihr berühmtes Buch „Die Unfähigkeit zu trauern“ veröffentlichten und eine ehrlichere Konfrontation der Deutschen mit ihrer Geschichte anmahnten, schrieben sie allerdings darüber einsichtsvoll:

Es waren „Notfallreaktionen, Vorgänge, die dem biologischen Schutz des Überlebens sehr nahe, wenn nicht dessen psychische Korrelate sind.“

Fügten aber auch hinzu:

„Es ist ... sinnlos, aus diesen Reaktionen sofort nach dem Zusammenbruch einen Vorwurf zu konstruieren. Problematisch ist erst die Tatsache, dass ... auch später keine adäquate Trauerarbeit um die Mitmenschen erfolgte, die durch unsere Taten in Massen getötet wurden.“

Wir sollten also über diese Nachkriegszeit auch heute mit Vorsicht urteilen. Denn die exzellente Studie „Vergangenheitspolitik“ (1996) von Norbert Frei zeigt, dass auch diejenigen, die selbst schwer gelitten hatten, diesen Weg gingen. Dazu gehörten ehemalige KZ-Häftlinge, wie Eugen Kogon, Kurt Schumacher, Josef Müller; oder zurückgekehrte Emigranten, wie Ernst Reuter, Willy Brandt, Max Brauer, Herbert Weichmann oder Wilhelm Hoegner – sie alle gingen diesen Weg und waren Teil dieser „Vergangenheitspolitik“ der 50er Jahre.

Eine schlimme Folge war, dass viele der indirekt und sogar manche der direkt an den Verbrechen beteiligten Männer und Frauen wieder in wichtige Positionen einrückten, sie wurden zu einem weiteren Hindernis der ehrlichen Rückschau. In Ostdeutschland ging man den Problemen nach der Errichtung einer kommunistischen Diktatur vollkommen aus dem Weg; die DDR erklärte sich ein-

fach frei von der deutschen Geschichte und schob die Verbrechen auf eine früher „herrschende Klasse“.

Wir Deutsche sind aber heute weit vorangekommen in der historischen Aufarbeitung der Nazi-Jahre. Niemand in Ost- oder Westdeutschland muss besorgt sein, dass der Weg des Erinnerens und Gedenkens wieder verlassen werden könnte. Auch wenn wir wissen, dass mit dem Lauf der Zeit manche Einzelheiten verblassen werden bin ich sicher: Das Ganze – der Terror, die Shoa, die Kriegsverbrechen – werden in Deutschland immer in Erinnerung bleiben.

Um so unverständlicher war es für mich, dass um die Rede, die Martin Walser anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels 1998 hielt, eine so hitzige Debatte entbrannte. Inzwischen hat Bundespräsident Herzog in seiner Rede anlässlich der Gedenkveranstaltung zur Befreiung des Vernichtungslager Auschwitz am 27. Januar dieses Jahres im Deutschen Bundestag klargestellt, Walser habe nicht für das Vergessen gesprochen. Er meinte aber, wir müssten wohl 50 Jahre nach Ende der Nazi-Herrschaft neue Wege des Erinnerens finden, insbesondere für die nachgeborene Generation. Ging aber darum der Streit? Ich glaube, es waren eher Worte und nicht Inhalte, die den Aufruhr verursachten.

Walters Rede hat Gedanken und Gefühle des Schriftstellers Walser über seinen Eindruck von Mediendarstellungen des Holocausts, sein Erinnern und seine Gewissensqualen ausgedrückt. Manche Kritik teilt er mit vielen anderen, Juden und Nicht-Juden. Es zählte aber offenbar mehr, wer was sagte, als was er sagte. Warum konnte mein alter Freund, der große Historiker und Deutschland-Kenner, der Amerikaner Fritz Stern, hier in München am 10. November 1998, also wenige Tage nach Walser, unangefochten sagen, was Ignatz Bubis bei Walser so heftig zurückwies. Fritz Stern formulierte so:

„Noch gefährlicher sind die Medien, die mit dem Grauen der Vergangenheit spielen, die das

Höllische trivialisieren. Die Instrumentalisierung des Holocaust – besonders durch die Medien oder in Form literarischer Trivialisierung – ist auch ein Betrug an den Opfern.“

Und wenn Walser, der Nicht-Jude forderte, Auschwitz dürfe nicht – eben nicht!! – als „Moralkeule“ verwendet werden, so hatte er Worte von Professor Michael Wolffsohn geliehen, einem jüdischen Bürger und Professor in dieser Stadt.

Es ist verständlich, dass wir bei Diskussionen über unsere Geschichte große Empfindlichkeiten zeigen. Die 12 Jahre unter Adolf Hitler waren der tiefste Einschnitt unserer Geschichte. Angesichts der großen Verbrechen müssen diese kurzen Jahre einen langen Schatten auf die Geschichte werfen, und zwar in beide Richtungen: auf die Jahre vor den Nazis und auf unsere Demokratie nach 1945, bis zum heutigen Tage. Damit müssen wir leben. Aber gerade deswegen müssen wir uns bemühen, den Weg der Geschichte klar zu beleuchten und zu verstehen. Es darf nicht immer alles in unserer Geschichte und Gegenwart auf diese Verbrechen bezogen werden. Und wir müssen jeden Versuch, unsere heutige Demokratie durch Hinweise auf die Nazi-Zeit oder Nazi-Verbrechen in Verdacht zu bringen, zurückweisen. Wir sind nicht mehr das Nazi-Land, sondern eine unseren Nachbarn gleichwertige demokratische Nation.

Es sollte deswegen auch keinen Unterschied mehr machen, wer was sagt. Wir Deutsche müssen in der Lage sein eine offene Diskussion über unsere Geschichte zu führen, wie dies andere auch tun. Wir brauchen kein scheinbar sicheres Gelände von sorgfältig gehüteten Wortformen und Verhaltenskonventionen mehr, an das wir uns klammern müssten, wenn wir den Weg in die Wirklichkeiten der Vergangenheit und ihrer Quellen suchen. Wir müssen nicht ängstlich sein mit uns selbst. Doch noch haben wir nicht genug Vertrauen in unser eigenes Urteil.

Dafür brauchen wir mehr geistigen Freiraum. Und das heißt: Mehr Meinungsfreiheit und Toleranz. Mir ging es bei meiner Verteidigung Walters über-

haupt nicht um einzelne seiner Formulierungen und Auffassungen, manches hätte auch ich anders gesagt. Doch seine Worte sind seine Sache, solange sie Erinnern und moralische Verantwortung nicht in Frage stellen. Und das tat Walser eben an keiner Stelle. Mir ging es um eine Befreiung aus der unfruchtbaren Selbstblockade, in der sich unsere historische Debatte oft befindet; um Meinungsfreiheit in Deutschland.

Wir müssen aus dieser, von lauter Tabus umstellten, sterilen Meinungsfestung heraus. Es gibt zu viel Gedankenfeigkeit in unserem Land. Nur wo es Widersprüche gibt, kann es nämlich auch Fortschritt geben. Wir brauchen mehr Toleranz im Umgang mit anderen Auffassungen. Und diese notwendige Toleranz war aus meiner Sicht verletzt worden.

Nicht am Wissen über unsere Nazi-Verbrechen mangelt es in Deutschland, so scheint mir, sondern an einer offenen und verständlichen Diskussion über unsere Geschichte im ganzen. Eine solche Debatte muss streitig sein! Den Weg zu einem tieferen und gerechteren Verständnis unserer selbst können wir nur durch eine solche Debatte finden, die wir angstlos und tolerant führen müssen.

Ein Teil der Kritik an Forschungsergebnissen über die Nazi-Verbrechen ist darauf zurückzuführen, dass manche den Eindruck gewonnen haben, die Nazi-Verbrechen präsentierten sich als die ganze deutsche Vergangenheit. Die Nazi-Verbrechen seien gewissermaßen das logische Ergebnis deutscher Geschichte. So, als gäbe es nur „typisch deutsche“ Ursachen für die Nazi-Diktatur. Solche Eindrücke auszusprechen ist keine politische Todsünde. Wer so spricht, der muss Gehör bekommen können; und natürlich auch Widerspruch.

Das alles fordert Toleranz. Hier haben wir Deutsche noch Unzulänglichkeiten. Viele, auch jüngere unter uns, können nicht aufhören, politische Feindbilder mit Verbalinjurien zu beschmieren. Notwendige Diskussionen werden durch Schrei-Barrieren, Raum-Blockaden oder andere Gewalt verhindert! Intoleranz war aber immer ein Saat-

beet für Totalitarismus; wo Reden verhindert wird, werden bald Steine fliegen; und wo Steine fliegen, werden bald Meinungsterror und Polizeiherrschaft herrschen. Dass Studenten an der Technischen Universität Berlin einen so nachdenklichen und demokratischen Debattierer wie Wolfgang Schäuble aus einem Vortragssaal verdrängen konnten, spricht nicht nur gegen die demokratische Qualität solcher Studenten; es spricht leider auch gegen die Universität. Wo waren denn die übrigen Studenten – ob sie nun Schäuble zustimmen mögen oder nicht – die sich einem solchen Eingriff in die Meinungsfreiheit entgegenstellten? Hier könnte sich doch die viel geforderte Zivilcourage einmal konkret erweisen! Und wo war – oder ist – die Universitätsleitung, die diese Bedrohung einer offenen Suche nach Wahrheit ahndet?

Meine Überschrift zu der heutigen Gedächtnisvorlesung lautet: „Verantwortung für die deutsche Geschichte – Erinnern und Gedenken in der zweiten Generation nach Hitler“. Im verkürzten Sprachgebrauch unserer Tage könnte das wieder nur Erinnern an die Nazi-Verbrechen heißen. Aber diese waren eben nicht die ganze deutsche Geschichte: Die Nazi-Verbrechen hatten auch eine deutsche und europäische Vorgeschichte.

Zu dieser deutschen Geschichte gehört auch der deutsche Widerstand. Gehören diejenigen, die – oft unter dem Einsatz ihres eigenen Lebens – versucht haben, die Verbrechen zu verhindern und Opfern zu helfen. An die „Weiße Rose“ erinnern heißt, nicht nur die verbrecherischen Todesurteile der Justiz der Nazis zu kennen, sondern zuallererst die ethische Aufrichtigkeit, den Mut, die Menschenliebe und den tiefen christlichen Glauben der Geschwister Scholl und ihrer Freunde zu bewahren. Die Mitglieder der „Weißen Rose“ waren nicht allein Opfer des Nazi-Terrors; sie waren in erster Linie aktive Gegner der Täter und ihrer Helfershelfer. Diese Taten der Mitglieder der „Weißen Rose“ leben als aufrechtes Handeln des Widerstands in unserer Geschichte fort.

Joseph Rován hat in seiner Gedächtnisvorlesung an dieser Stelle im Februar 1994 auf die große Zahl

und die Vielfalt des Widerstandes in Deutschland hingewiesen. Er hat gezeigt, wie sich zu Beginn der Nazi-Tyrannie die Konzentrationslager zunächst mit deutschen Verfolgten füllten; mit politischem und religiösem Widerstand aus Deutschland. Nur wenige Namen sind noch bekannt; viele mutige Taten, die im Verborgenen geschehen mussten, werden auch für immer unbekannt bleiben. Es ist wichtig, dass manche Stadt begonnen hat, dem Leben und Tun solcher aufrechten Menschen nachzuspüren, um das Vorbild für unser Gedächtnis zu bewahren. Nicht jeder hat eben einen Spielberg, wie Schindler. Deutschland hat nicht nur Täter geboren; aus Deutschland stammten ebenso auch viele mutige Bürger des Widerstands. Wie Joseph Rován 1994 formulierte: „Unter der Tyrannie ist nicht die Unterwerfung erstaunlich, sondern die Verweigerung.“ Und davon gab es in Deutschland vielmehr als uns oft bewusst ist.

Nach 1945 verdrängte man nicht nur die Verbrechen, sondern auch den Widerstand. Seine Frauen und Männer waren den deutschen „Zuschauern“ eine unbequeme Mahnung. Unterschiedliche politische Orientierung einzelner Widerstandsgruppen säten dann nach 1945 gegenseitige Zweifel über Motive und Bedeutung – während doch im Widerstand Konservative und Kommunisten, Christen und Atheisten eng zusammengearbeitet hatten. Skandalöse Freisprüche von Richtern und SS-Schergen, die an Terror-Urteilen gegen den Widerstand beteiligt waren, wurden gefällt. Und die wenigen Überlebenden des Widerstands selbst, oder ihre Hinterbliebenen und Nachkommen, fanden damals kaum Gehör bei einer Gesellschaft, die endlich Ruhe von allen mahnenden Vorwürfen suchte.

Auch die Siegermächte haben nach 1945 den deutschen Widerstand gerne auf Einzelfälle reduziert. Schon im Krieg hatten die Westmächte die ehrlichen Angebote des „hochverräterischen“ Widerstandes leichthin zurückgewiesen. Man ließ dann auch später den Widerstand weitgehend unbeachtet, schon um jede Entlastung der Deutschen von der Nazi-Schuld zu verhindern. Stattdessen hörte man vom Ausland oft die mahnende Frage, warum sich nicht mehr deutsche Menschen gefunden hät-

ten, die dem Terror Widerstand leisteten. Ernst Reuter, Berlins großer Bürgermeister, politisch seit dem Tage der Ernennung Adolf Hitlers verfolgt und in die Türkei geflüchtet, hat solchen Forderungen des Auslandes schon 1946 die einzig richtige Antwort gegeben: „Nur wer seinen Peinigern ins Angesicht gesehen hat und dennoch seinen Überzeugungen treu blieb ..., hat ... das Recht ... ein Urteil zu fällen.“

Die internationale Öffentlichkeit wurde sich folglich erst spät der Bedeutung des deutschen Widerstandes bewusst. Auch hier wird möglicherweise unser historisches Gedächtnis sehr viel mehr von außen bestimmt als von uns selbst. Eigentlich sollte man doch annehmen, dass eine Nation, die ihre historischen Verbrechen in selbstkritischem Bewusstsein dokumentiert, erforscht und debattiert – ich verweise nur auf die Diskussion des Goldhagen-Buches oder die Wehrmachtausstellung – gerade denjenigen Angehörigen ihres Volkes, die diesen Verbrechen widerstanden haben, eine sichtbare Bedeutung einräumte. Dies ist aber nicht der Fall. Im Gegenteil: Barbara Beuys musste ihrem Buch über den deutschen Widerstand 1987 den Titel geben: „Vergesst uns nicht“.

Es gibt bis heute keine Vorschläge für ein gemeinsames Mahnmal des deutschen und europäischen Widerstandes gegen Faschismus und Nationalsozialismus. Rován hatte recht, wenn er fragte: Wo ist die Ehrenstätte für die „unbekannten Frauen und Männer des Widerstands“? Ich fordere von dieser Stelle erneut, dass diejenigen, die unter großem persönlichen Opfer Widerstand leisteten und sich freiwillig großen Gefahren aussetzten, auch in unserem deutschen Erinnern sichtbarer und ebenbürtig neben die Opfer des Holocaust gestellt werden. Niemals werden die Verbrechen des Holocaust vergessen; immer werden wir Deutsche erinnern, was eingegraben ist in das Gedächtnis der Menschheit. Ob aber ein solches Erinnern auch den Frauen und Männern des Widerstandes gelten wird, das ist noch immer offen.

Der Widerstand ist jedoch ein bedeutsamer, aufrechter Teil deutscher Geschichte. Und er bleibt

wichtig auch für die Zukunft der Völkergemeinschaft der Welt: Denn hier, gerade im „hochverräterischen“ deutschen Widerstand, finden wir eine moralische Substanz, die auch andere Völker gegen totalitäre Bewegungen und Tyrannei, wo immer sie auftreten, brauchen werden. Nicht ohne Grund hat der amerikanische Historiker und Diplomat George Kennan den Begründer des Kreisauer Widerstands-Kreises, Helmut von Moltke, als „eine so große moralische Figur und zugleich ein(en) Mann mit so umfassenden und geradezu erleuchteten Ideen“ genannt, „wie mir im Zweiten Weltkrieg auf beiden Seiten der Front kein anderer begegnet ist.“

Widerstand aber war lebensgefährlich, sogar wenn es nur um Flugblätter ging; unsere Gedenkstunde erinnert daran. Die Staatsgewalt war in der Hand von Mördern und diese hatten viele Mittäter und Helfershelfer. Um sie herum standen schweigend teilnahmslose, ängstliche „Zuschauer“.

Wir alle teilen das Urteil über Mörder, Mittäter und Helfershelfer. Aber wir wissen auch: hätte die große Mehrheit der Deutschen nicht „zugeschaut“, sondern sich erhoben, die Verbrecher hätten ihr Werk nicht tun können. Doch es war gefährlich, sich zu erheben. Billigen wir also heute das „Zuschauen“, weil Aufmucken und Widerstand große Gefahren bargen? So denken wir nicht.

Wir wissen vielmehr: Die deutsche Schande war eben dieses „Dulden“, dieses „Zuschauen“, das Geschehenlassen. Wir verurteilen die Teilnahmslosigkeit der „zuschauenden“ Mehrheit und wir bewundern den Mut des Widerstands. Mehr davon hätte es geben müssen, denn es ist immer die schweigende Mehrheit, die einer Diktatur ihr grausames Werk ermöglicht.

Wer mit mir in dieser Weise kritisch über die Mehrheit der Deutschen unter Hitler urteilt, der kann dies nur, wenn er zugleich die Gefahren bedenkt, die den Widerstehenden umgaben. Das aber heißt: Wer heute Vorwürfe gegen die Deutschen unter Hitler erhebt, die nicht „Täter“ waren, aber

doch „Zuschauer“, der muss sich auch der Gefahren bewusst sein und sich ehrlich fragen: Wie hätte ich mich damals verhalten?

In einer Gedenkstunde für meinen Vater im Holocaust-Museum Washington 1996 nannte der Vorsitzende des Rates dieses Museums, Miles Lerman, diese Frage entscheidend für jedes heutige Urteil; es ist auch die Frage, die sich hier vor fünf Jahren Joseph Rovon selbst stellte und so beantwortete: „Ich habe mir selbst oft gesagt, dass es ein Glück für mich gewesen ist, von den Nazis unter die Nichtarier gerechnet zu werden, sonst wäre auch ich vielleicht für mehr oder weniger kurze Zeit der ... Versuchung unterlegen.“

Ohne sich diese Frage zu beantworten ist in meinen Augen jedes Urteil über die damaligen „Zuschauer“ leichtfertig. Und da die Verantwortung für die deutsche Geschichte alle nach Hitler geborenen deutschen Staatsbürger trifft, wie Jaspers schon 1946 richtig gesagt hat, und dabei sogar ehemalige Mitglieder des Widerstandes einbeziehen sollte, muss auch jeder nach Hitler geborene Deutsche sich heute diese Frage stellen. Man kann Deutscher nur sein, wenn man auch Verantwortung für die deutsche Geschichte spürt. Deswegen gilt meine Forderung für alle Nachgeborenen, von wem auch immer sie abstammen. Rovon, der Sozialwissenschaftler; Taubes, der Philosoph; Horwitz, der Intendant; Miles Lerman, der Vorsitzende des Holocaust Museums: Sie alle haben, wie viele andere, auch als Juden sich die Frage gestellt und eine ehrliche Antwort gegeben.

Der Mut, oder vielleicht besser: jene nicht unterdrückbare Menschlichkeit der Mitglieder der „Weißen Rose“, gewinnt erst aus dieser Perspektive ihre wirkliche Größe. Nur wer weiß, dass es alles andere als selbstverständlich war, vom „Zuschauer“ zum Widerstandskämpfer zu werden, kann diese Größe ermessen.

Woraus speisten sich die Eigenschaften der Geschwister Scholl und der Mitglieder der „Weißen Rose“? Waren sie eine fast unerklärliche Ausnahme unter deutschen Verhältnissen? Wir kommen

nicht umhin, unseren Blick weiter zurück hinter die Nazi-Jahre, in frühere Jahrhunderte zu lenken.

Die schnelle Unterwerfung der großen Mehrheit der Deutschen unter Adolf Hitler wird häufig mit angeblich „typisch deutscher“ Bereitschaft erklärt, sich jeweiligen Obrigkeiten willig zu beugen. Die deutsche Geschichte scheint diese These aber so ohne weiteres nicht zu bestätigen. Das pauschale Urteil, die Deutschen seien zur Revolution unfähig und hätten schon immer eine Neigung zum Kadavergehorsam gezeigt, kann zum Beispiel nur schwer mit der Tatsache vereinbart werden, dass die wohl größte Revolution der Moderne, nämlich die Reformation, von Deutschland ausging. Wieviele deutsche Menschen haben sich damals aus Glaubensgründen gegenüber der mächtigen kirchlichen Obrigkeit in Gefahr gebracht! Wieviele Menschen sind um ihrer erstrittenen Religionsfreiheit willen aus ganz Europa nach Deutschland geflohen! Zweige meiner Vorfahren, zum Beispiel, kamen als Hugenotten aus Frankreich und als Protestanten aus den Niederlanden, um in Deutschland Freiheit zu finden.

Und weiter: Die deutschen Bauernkriege des 16. Jahrhunderts waren wohl die größte Massenerhebung in Europa seit dem Spartakus-Aufstand in Rom; allein im Südwesten Deutschlands sollen damals über zwei Drittel aller Männer aufständisch unter Waffen gestanden haben! Martin Luther wird gern als Beweis für die „obrigkeitshörigen“ Deutschen zitiert. Doch war dieser unerschrockene Rebell wirklich ein Mann der Obrigkeit? Oder hatte er nicht aus Verzweiflung über den verhängnisvollen Missbrauch des reformatorischen Gedankens für Brandschatzung und Mord, Frieden dadurch gesucht, dass Glaube und weltliche Herrschaft regional in Übereinstimmung gebracht wurden? Wird diese Position Luthers aus damaliger Sicht nicht sehr verständlich, wenn man den mörderischen Dreißigjährigen Religionskrieg des darauffolgenden 17. Jahrhunderts, in dem etwa ein Drittel der deutschen Bevölkerung zugrunde ging, betrachtet?

Im Westfälischen Frieden von 1648, der diesen Dreißigjährigen Krieg beendete, schrieben dann

die europäischen Großmächte für Deutschland eine Kleinstaatenstruktur völkerrechtlich fest. Blockierte das vielleicht entscheidend die Entwicklung demokratischer Institutionen in Deutschland, die ja nirgendwo ohne nationalstaatliche Einigung erreicht wurden? Dort, wo kleine „reichsfreie“ politische Einheiten ihre politischen Verhältnisse selbst gestalten konnten, wie zum Beispiel in den Hansestädten, dort gab es auch in Deutschland sehr früh sichtbare Ansätze zu republikanischen und sogar demokratischen Strukturen. In England schlug jedenfalls der König seinen Frauen noch die Köpfe ab, um eine nächste heiraten zu können, als in Hamburg bereits ein bürgerlicher Finanzausschuss die Senatsregierung kontrollierte. Um erneut mit George Kennan zu denken: Der deutsche Nationalstaat konnte erst nach der Geburt des europäischen Nationalismus entstehen, anders als der britische, französische oder spanische Nationalstaat. Das aber war nicht deutsches Verschulden.

Um unsere Geschichte besser zu verstehen, brauchen wir mehr Vergleiche mit anderen Nationen. Wir brauchen solche Vergleiche auch zwischen deutschem und nicht-deutschem Verhalten während der Nazi-Jahre. Denn ohne sie kann kein verlässliches Urteil über die Deutschen in den Nazi-Jahren gefällt werden. Wer deutsches „Wegschauen“ kritisiert, ohne das „Wegschauen“ auch anderer Völker zur Kenntnis zu nehmen, trägt zu einer gefährlichen Unterschätzung von Diktaturen, ihrer Ursachen und Folgen bei.

Es entlastet die Deutschen natürlich dann nicht, wenn wir erfahren, wie während der deutschen Okkupation die Verschleppung der Holocaust-Opfer zum Beispiel in Frankreich oder den Niederlanden verlief; wieviel Hilfe die deutschen Schergen von ihren ausländischen Kollegen erhielten; und, wie viele gleichgültige „Zuschauer“ es auch in diesen Ländern gab. Denn wir Deutschen bleiben für uns verantwortlich, und auch dafür, dass wir die Terrorbedingungen in die anderen Länder geschleppt hatten. Aber das Verhalten der Bürger anderer Nationen zu kennen ist dennoch wichtig, denn nur so gelingt uns ein realistisches

Urteil über das Verhalten von Menschen unter Terrorbedingungen. Raoul Hilberg hat deswegen den Weg in den Holocaust nicht nur in Deutschland erforscht, sondern auch in den besetzten Ländern; und was er berichtet, ist erschreckend. Wir müssen wissen, dass Ängstlichkeit und mieser Opportunismus nicht nur „typisch deutsche“ Eigenschaften unter Terrorbedingungen sein können, denn nur dann werden wir ermessen können, welche Gefahren zukünftig von Terrorregimen – in welchen Ländern auch immer – ausgehen könnten.

Ich erwarte den Einwand und weise ihn zurück: Es geht mir bei diesem Blick über die deutschen Grenzen niemals darum, als Deutscher etwas zu entschuldigen. Es geht mir um ein besseres Verständnis von Folgen politischen Terrors. Die schreckliche Wirklichkeit der Hitler-Jahre führte verständlicherweise zunächst dazu, besondere deutsche Eigenschaften und Strukturen herauszuarbeiten, die das Unheil verursacht haben könnten. Das Unerklärliche – der Holocaust – musste doch auf irgendeine Weise erklärbar werden. Und da das Verbrechen einzigartig ist und von Deutschen angeführt wurde, konnten die Voraussetzungen für diese Verbrechen wohl nur deutsche Besonderheiten gewesen sein. Diese Selbsterforschung war wichtig. Nur so konnten wir beginnen uns zu begreifen und wirklich Verantwortung für die Geschichte der Nazi-Zeit zu tragen. Aber alle Bemühungen, in diesem Sinne einen deutschen „Sonderweg“ zu beschreiben, sind wohl widerlegt: Jede Nation ging nämlich ihren „Sonderweg“.

Wir müssen uns also freimachen von allzu einfachen Erklärungsmustern. Allerdings ohne auch nur für einen Augenblick den Weg unnachsichtiger, objektiver und selbstkritischer deutscher Geschichtsforschung zu verlassen. Denn dieser Forschung allein verdanken wir unsere Freiheit des Urteils. Nur wer der deutschen Geschichte der Nazi-Jahre unnachsig in die Augen sieht, hat nämlich die Möglichkeit, Objektivität gegenüber Deutschland auch von anderen zu erwarten. Wir müssen eben nicht nur erinnern, sondern auch verstehen. Wenn manche meinen, schon ein gesichertes Wissen der Nazi-Verbrechen biete genug Sub-

stanz, um die Welt vor Wiederholungen zu schützen, so erliegen sie einem gefährlichen Irrtum.

Denn die Geschichte zeigt, dass frühere Schrecken Wiederholungen niemals verhindern konnten. Trotz früherer Kriege haben immer wieder neue Kriege in derselben Region und oft um dieselben Streitfragen stattgefunden. Und gravierender: Der deutsche Holocaust war mit seinen warnenden Anfängen und mit seinen Ausmaßen weltweit bekannt, als in den 70er Jahren die Roten Khmer in Kambodscha nahezu 2 Millionen Menschen in den killing fields ermordeten, oft ebenfalls mit rassistischer Begründung. Oder, als unter den Augen der Völker der Welt in den 90er Jahren Hutus und Tutsis sich in ähnlicher Weise hinschlachteten. Wissen und Erinnern immunisieren die Welt gegen Wiederholungen noch nicht.

Hätten wir Deutsche den Massenmord in Kambodscha vielleicht verhindern können, wenn wir den Holocaust nicht als ein spezifisch deutsches, angeblich schon 1933 durch einen breiten Antisemitismus und ein arrogantes Herrenmenschentum vorgezeichnetes Verbrechen betrachtet hätten? Wenn wir die allgemeinen Gefahren des Totalitarismus in allen Gesellschaften gesehen und alle rassistischen Bewegungen in totalitären Gesellschaften als Genozid-Gefahr identifiziert hätten? Deutschland hätte dann der Welt mit seiner Erfahrung vielleicht helfen können, die Gefahren in Kambodscha rechtzeitig zu erkennen.

Das Verstehen der Ursachen totalitärer Regime und von Genozid-Gefahren kann sogar dadurch blockiert werden, dass wir den Holocaust auf „typisch deutsche“ Ursachen zurückführen. Wir brauchen bessere Antworten auf die Fragen nach den wirklichen Gründen. Wir müssen noch besser wissen: Wie entstehen totalitäre Regierungen, Diktaturen? Und: Wo liegen die Ursachen für genozide Verbrechen?

Beide Fragen sind deutlich zu unterscheiden: Denn in den zwanziger und dreißiger Jahren gab es zwar nicht nur in Deutschland autoritäre Regierungen. 1917 begann es in Russland mit der Er-

richtung der Sowjet-Diktatur. Der Faschismus begann in Italien mit Mussolinis Marsch auf Rom 1922. In Polen führte Pilsudski sein Land schon in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre in ein autoritäres Regime. Hitler folgte 1933, Salazar in Portugal 1933, dann Franco in Spanien 1937. Auch in anderen Ländern Europas entstanden autoritäre Regime, ebenso später in Lateinamerika. Aber nirgendwo gab es Verbrechen von der Art des deutschen Holocaust.

Zunächst also zum Entstehen von Diktaturen. Wie konnte Hitler diese Macht, diese Zustimmung und dann diese Duldung in Deutschland erlangen? Wiederum ist es kein Versuch deutscher Entschuldigung, wenn wir darauf verweisen, dass der Weg in die Hitler-Diktatur auch durch schwere politische, wirtschaftliche und soziale Verwerfungen möglich wurde. Diktaturen entstehen nicht in zufriedenen und befriedeten Gesellschaften. Die Niederlage im Ersten Weltkrieg; die Härte und – mindestens aus subjektiv deutscher Sicht – die Ungerechtigkeit des Versailler Friedens; die einseitige Zuweisung der Kriegsschuld an Deutschland; die den Mittelstand zerstörende Hyperinflation; und schließlich, die Weltwirtschaftskrise mit ihrem Millionenheer ungesicherter Arbeitsloser: Das alles waren Faktoren, ohne die Weimar vermutlich überlebt und Hitler keine Chance gehabt hätte. Diese Ursachen trafen dann mit besonderen deutschen Bedingungen und Gesellschaftsstrukturen zusammen und ermöglichten so das Entstehen der Diktatur.

Eine bedeutende Studie von Professor William Brustein „The Origin of Evil“, also: „Der Ursprung des Bösen“ (erschienen bei Yale University Press 1996), weist einen möglichen, wissenschaftlich fundierten Weg, um besser zu verstehen, was in Deutschland vor 1933 wirklich geschah. Brustein hat zum ersten Mal aus Originalmaterial des US-Document-Center, wo die Materialien der NSDAP-Mitgliedschaften gesammelt sind, Gründe für den Beitritt zur NSDAP statistisch aufgearbeitet. Er kommt zu dem Schluss, dass die meisten Nazi-Anhänger weder vom Antisemitismus Hitlers noch von seiner irrational-nationali-

stischen Propaganda angezogen wurden. Vielmehr waren es Hitlers politische und soziale Versprechungen, die angesichts der großen Not der Bevölkerung seine Gefolgschaft so mächtig werden ließ. Es war die Erwartung vieler deutscher Wähler, Hitler werde die drückenden Tagesprobleme (Arbeitslosigkeit, soziale Not, usw.) anpacken und lösen. Und wir wissen, das ihm dies in den ersten Jahren ja sogar scheinbar gelang. Brustein stellt fest, dass Hitlers plebiszitäre Macht nicht etwa in erster Linie auf Antisemitismus oder einen militanten Chauvinismus gründete, sondern auf seinen nachvollziehbaren, sozialen Versprechungen.

Für Brusteins Thesen spricht viel. Unter anderem auch, dass so viele und so unterschiedliche Menschen sich damals von den Nationalsozialistischen vereinnahmen ließen. Martin Niemöller, zum Beispiel, bekannte später, noch im März 1933 NSDAP gewählt zu haben; und wir wissen, dass zwei so herausragende Männer des Widerstands wie Claus Stauffenberg und Hans Scholl, zu Beginn ebenfalls von Hitlers Faszination berührt wurden. Solchen Männern und Frauen daraus heute, vom sicheren Port sozusagen, einen Vorwurf zu machen, wäre wirklich großmäulig. Wir sollten vielmehr das leichthändige Urteil relativieren, es hätten alle früh sehen können, was kommt.

Brustein gelangt aufgrund seiner Materialstudien zu einem erschreckenden Ergebnis. Indem er zeigt, dass es vorwiegend soziale und nicht irrational-nationalistische Gründe oder der Antisemitismus waren, die Hitlers großen Anhang ausmachten, formuliert er seine besorgten Schlussfolgerungen so:

„Was wäre“ so fragt Brustein am Ende seines aufregenden Buches, „was wäre, wenn wir die entscheidenden Gründe für den Aufstieg der Nazis verfehlt hätten? Wären wir in der Lage, einen neuen Hitler, eine neue Nazi-Partei auszumachen?“ Und er fährt zur Erläuterung fort: „... wenn die wirtschaftlichen Bedingungen, das Wahl- und Parteiensystem und die politischen Alternativen Deutschlands unter den Weimarer Bedingungen so in den USA, in Frankreich, Schweden oder Großbritannien bestanden hätten, dann hätten Millionen von Men-

schen in diesen Ländern möglicherweise genau das getan, was Millionen Deutsche taten – die NSDAP zu wählen und ihr beizutreten.“

Brusteins Studie macht deutlich, wie wichtig es für unser verantwortliches Erinnern ist, die ganzen Zusammenhänge der 20er und 30er Jahre zu kennen, um zu möglichst objektiven und vorurteilsfreien Schlussfolgerungen für die Zukunft zu kommen. Verstehen ist eben notwendig, um Verantwortung für unsere Geschichte zu tragen. Die Generation, die während der Nazi-Jahre aktiv war, war nach 1945 zu befangen, zu dicht noch an den Ereignissen, um ein ehrliches Erinnern zustande zu bringen; Verdrängung war der Weg des Überlebens für diese Generation. Die erste Nachkriegsgeneration, also diejenigen, die 1945 noch nicht ganz erwachsen waren, wuchs meist auf im Konflikt mit ihren Eltern, das heißt mit den noch in den Nationalsozialismus verstrickten Menschen; dies gilt auch für die sogenannten '68er. Diese Nachkriegs-Generationen konzentrierten sich auf eine schnelle und oft zu einseitige Beschuldigung ihrer Mütter und Väter und sie vermieden, sich selbst zu fragen: „Wie hätte ich mich damals verhalten?“ „Wäre ich sehr viel tapferer als meine Eltern gewesen?“ Die harte Kritik der Nachkriegsgenerationen an den Eltern und Großeltern war zwar verständlich angesichts der Verdrängung der Schuld durch jene. Aber auch die Nachgeborenen liefen eine Gefahr: Sie konnten nämlich die Nöte der Menschen in einer Diktatur unterschätzen. Eine nur „typisch deutsche“ Strukturen, nur das Versagen der deutschen „Eliten“ nach 1918 verantwortlich machende Antwort auf die Frage nach den Ursachen des Hitler-Aufstiegs übersieht aber Wichtiges und erschwert so am Ende das Lernen aus der deutschen Katastrophe.

Auch heute gibt es nämlich wieder potentielle Gefahrenherde für totalitäre Entwicklungen. Die äußerst schwierige wirtschaftliche und soziale Situation in Russland, begleitet von einer tiefen Verletzung russischen Stolzes, könnte gefährlich werden; die komplizierte Lage in Indonesien, wo soziale Not sich mit alten, anti-chinesischen Vorurteilen mischt, ebenfalls; wie pogromartige Hetz-

jagen schon zeigten. Aber auch ausländerfeindliche Ausschreitungen im verarmten Ostdeutschland müssen uns beunruhigen. Schaut man also in die Zukunft und bedenkt, wie schwierig die Zeiten aller Nationen werden könnten, dann liegen für eine Verhinderung totalitärer Regime in der Welt mehr Chancen in den Erkenntnissen von Brustein als in noch so oft wiederholten Darstellungen der Morde und Verbrechen der Nazis.

Noch einmal: Wir müssen und werden diese Verbrechen erinnern. Aber wir dürfen sie eben in unserem Gedächtnis nicht von ihrer Vorgeschichte isolieren. Auch die Hitler-Diktatur und der Holocaust müssen als Folge einer sozialen, politischen und kulturellen Entwicklung begriffen und erinnert werden. Davon aber sind wir noch weit entfernt.

Warum führte die Hitler-Diktatur, anders als die Diktaturen in Italien, Spanien oder Portugal, und auch anders als die Diktatur Stalins in der Sowjetunion – wenn man die Einzigartigkeit der gezielten, industriell organisierten Tötung in Deutschland begreift –, bei uns zu diesem Völkermord? Warum, um Celan zu zitieren, wurde der Tod „ein Meister aus Deutschland“?

Goldhagen hat versucht, dies mit einem „eliminatorischen Antisemitismus“ der Deutschen, mit einem auf Vernichtung ausgerichteten Antisemitismus, zu begründen. Aber, wenn ich es richtig sehe, weder in Israel noch in den USA noch in Europa folgte ihm die Wissenschaft.

War nur die Nazi-Führung Schuld? Es ist zwar gewiss, dass ohne Hitler, Goebbels und zentrale antisemitische Kräfte in SS und Gestapo, also ohne das Wollen und Wirken relativ weniger Personen, der industriell organisierte Massenmord nicht stattgefunden hätte. Doch dies beantwortet nicht die Frage, warum es so viele „willige Vollstrecker“ gab, wie Goldhagen die Helfershelfer richtig nennt, wenn es doch keinen wirklich virulenten Massen-Antisemitismus im Vor-Hitler-Deutschland gegeben hatte. Die Antwort müsste dann doch in Deutschland gesucht werden.

Ich kann im Rahmen dieser Vorlesung wiederum nur Fragen aufwerfen. Wenn man das bedeutende Buch von Professor Christopher Browning über das Hamburger Polizeibataillon 101 mit dem Titel „Ganz normale Männer“ liest, scheint es, diese „normalen“ Männer wurden zu Mördern, weil sie sich der Befehlsgewalt fügten. Also doch die „Obrigkeits-Orientierung“ der Deutschen?

Neuere Studien zeigen, dass Zivilisationen in genozide Gefahren geraten können, wenn es gelingt ihre tiefsten positiven kulturellen Prägungen in Aggression umzuwandeln. Das Christentum der Kreuzzüge ist ein Beispiel. Studien über das Pol Pot-Regime sind ebenfalls aufschlussreich, zum Beispiel Alexander Hinton: „Why did you kill? The Cambodian Genocide and the dark side of face and honor“. Was prägte Deutschland im 19. und frühen 20. Jahrhundert?

Wir müssen also noch einmal weiter zurück in unsere Geschichte. Die vom Westfälischen Frieden europäisch gewollte Teilung Deutschlands hatte auch dazu geführt, dass die Deutschen ihre Bürgerrechte ohne nationalstaatliche Demokratie erlangen mussten, nämlich auf dem Wege des Rechtsstaates. Im System der vielen kleinen und leicht beherrschbaren Partikularstaaten konnte, wie sich auch 1848 zeigte, die parlamentarische Demokratie nicht durchgesetzt werden; dazu hätte es der Kräfte einer nationalen Einigung bedurft. Diesen stand aber die europäische Völkerrechtsordnung von 1648 und später von 1815 entgegen; und das Interesse der europäischen Großmächte. So erhielten die Deutschen wichtige und wirksame Reformen von „oben“ als Gesetzesrechte, und nicht von „unten“ als Bürgerrechte.

Diese deutsche Kultur des Rechtsstaates wurde dann viel bewundert. Aber der Rechtsstaat konnte kaum eine Kultur des Kompromisses entstehen lassen. Gesetzesrecht ist eher eine Kultur des Ja oder Nein, des Entweder-Oder; so sind Gesetze. Den Deutschen verbürgten diese Gesetze, was anderen Völkern die Verfassung und das Parlament sicherte. Könnte dies erklären, warum die Deutschen zwar individualistisch, aufsässig, ja freiheitlich und insti-

tutions-feindlich sein konnten – zugleich aber eine große Scheu hatten, Gesetze, die einmal ihre bürgerlichen Schutzrechte verbrieften, in Frage zu stellen? Wurden die Deutschen deshalb so „gesetzes-treu“, unter Hitler dann bis zur Perversion, bis zum Bruch der elementarsten Menschenrechte, für die kein förmliches „Gesetz“ sprach? Könnte es sein, dass jene – auch heute noch in vielen Kleinigkeiten bis hin zum Autofahren in Deutschland spürbare – Berufung auf das formale Recht den schrecklichen Weg der deutschen Gesellschaft unter Hitler zu einem Teil erklärt?

Die deutsche Kultur hatte jedenfalls eine ungewöhnlich wirksame Verbindung von rechtsstaatlicher Ordnung und revolutionären naturwissenschaftlichen Entwicklungen ermöglicht. Diese Verbindung führte Deutschland zu einem bisher ungekannten wirtschaftlichen Erfolg. Naturwissenschaft und Technik prägten nach der Romantik entscheidend den Aufstieg Deutschlands. Die „verspätete Nation“ (Plessner) fand ihre Identität im wirtschaftlichen Erfolg (Harold James). Führte diese naturwissenschaftliche Prägung Deutschlands in Verbindung mit formalrechtlichem Denken und wirtschaftlicher Effizienz am Ende dazu, dass das menschliche Leben mehr aus seinem „Zweck“ als in seiner Einzigartigkeit verstanden wurde?

Die Gedanken bedeutender deutscher Juristen des 19. Jahrhunderts über eugenische, also bevölkerungspolitische Fragen, ihre Theorien zur wirtschaftlichen Bedeutung „gesunden Erbguts“ lesen sich heute sehr beunruhigend. Solches Denken gelangte zwar später in die Gesetzgebung der ganzen westlichen Welt. Aber heute, auf dem Hintergrund der deutschen Holocaust-Erfahrung, muss man diesem Zusammenhang erneut nachgehen. Denn die gegenwärtige Debatte in der Welt über Genetik, Klonen und mechanisch-technische Gesundheitsstrategien scheint fast wie eine Wiederauflage dieser Diskussionen des 19. Jahrhunderts über Eugenik. Wir sollten Studien über diese Zusammenhänge, zum Beispiel bei James Glass, Henry Frielaender oder Ernst Klee, sehr sorgfältig lesen. Denn hier finden wir vielleicht Erklärungen dafür, warum gerade Juristen und Ärzte, die doch in er-

ster Linie zu Gerechtigkeit und Menschlichkeit verpflichtet sind, in so auffälliger Weise dem Nationalsozialismus nachgegeben haben.

Das alles sind nur skizzenhafte Gedanken. Ich meine aber, sie zeigen, wie wichtig es für uns ist, unserer ganzen Geschichte gewiss zu sein. Die US-Amerikaner verstehen sich als eine Nation der großen demokratischen Revolution; die Briten als eine Nation der ersten verbrieften Grundrechte, der Bill of Rights; die Franzosen als eine Nation der revolutionären Menschenrechte. Wer aber sind wir Deutschen? Können wir nach dem Nazi-Terror und seinen einzigartigen Verbrechen überhaupt jemals wieder eine Gewissheit unserer selbst gewinnen? Wer sind wir? Wer könnten wir sein?

Ich denke: Eine Nation von großer Kultur, aber härter geprüft und unter schwereren Bedingungen als andere Nationen. Eine Nation, die diese Prüfung nicht bestanden hat, die schuldig geworden ist und dies weiß. Eine Nation, die begonnen hat, wiedergutzumachen, was noch wiedergutzumachen war und die dadurch geläutert wurde. Eine Nation, die mit dieser Erfahrung, mit ihrer Schuld, mit ihrem schwierigen Weg des Begreifens dieser Schuld und dann mit dem erfolgreichen Aufbau einer modernen Demokratie, heute Wichtiges für andere Völker zu sagen hat.

In einer Welt der Bevölkerungsexplosion, wachsender Armut großer Massen auf anderen Kontinenten und zunehmender Ungleichheit auch bei uns in Europa sind wir eine Nation, die berichten kann, wie soziale Katastrophen zum Verlust demokratischer Rechte führen können. Eine Nation der Philosophie und der Wissenschaften, die über einen trügerischen Weg zu Unmenschlichkeit und in den größten Massenmord der Geschichte geführt wurde. Aber eben auch eine Nation des mutigen Widerstandes. Das darf Deutschland ebenfalls nie vergessen.

Deutsch sein heißt deswegen heute, sich wegen unserer Erfahrung vordringlich und an vorderster Stelle für Demokratie und Menschenrechte in der Welt einzusetzen. Den möglichen Einwurf, wir

trügen ja selbst Schuld, dann umzuwandeln in eine Antwort, die eben diese Erfahrung zu einer Legitimation für diese Aufgabe macht. Das wiederum können wir aber nur, wenn wir auch der Nazi-Geschichte weiter unerschrocken und wahrheitswillig ins Auge sehen. Und, wenn wir keine einseitigen und bequemen Geschichtsbilder akzeptieren, die unserer Erfahrung und unseren Einsichten nicht entsprechen.

Nicht die unsinnige These, dass Deutschland ein Land ohne politische Zivilisation gewesen sei, oder dass wir von einem besonderen Antisemitismus getrieben waren, als der verhängnisvolle Weg eingeschlagen wurde, macht die deutsche Erfahrung aus. Eben weil wir vor 1933 ein Land von hoher Zivilisation waren und trotzdem schuldig wurden – das ist es, was wir als deutsche Erfahrung in die gefährliche Welt des 21. Jahrhunderts einzubringen haben.

Die zweite Generation nach Hitler kann dafür mehr innere Freiheit gewinnen als die vorangegangenen Generationen. Sie kann offener allen Aspekten der deutschen Entwicklung und unseres Weges in den Holocaust nachgehen. Wer dafür nach innen nicht frei ist, wird nie nach außen offen und selbstbewusst sein können. Befreien wir uns also aus der Festung einseitiger Urteile; behalten wir dabei die ganze Wahrheit der Nazi-Jahre und ihrer Verbrechen ebenso unnachgiebig im Auge, wie wir auch unsere lange und kulturell so bedeutsame Geschichte objektiv und verständnisvoll einbeziehen. Beachten wir dabei nicht, wer was sagt, sondern was einer sagt. Und gehen wir davon aus, dass jeder Deutsche, gleichgültig welcher Abstammung er ist, diese Verantwortung mit gleichen Rechten und gleichen Pflichten trägt.

Die zweite Generation nach Hitler scheint mir die erste deutsche Generation nach der Nazi-Katastrophe zu sein, die wirklich in der Lage sein könnte, wieder das ganze deutsche historische Erbe anzunehmen und es in einer gefährdeten Welt endlich für Frieden, Freiheit und Menschenrechte mit Nachdruck einzusetzen. So verstehe ich auch das Vermächtnis der Geschwister Scholl und ihrer Freunde der „Weißen Rose“.

Dies Academicus: 200. Geburtstag von Ignaz von Döllinger



Ignaz von Döllinger

Aus Anlass des 200. Geburtstags Ignaz von Döllingers, einer der großen Gelehrtenpersönlichkeiten der Ludwig-Maximilians-Universität München, veranstaltete die Katholisch-Theologische Fakultät und die Bayerische Akademie der Wissenschaften am 23. Februar 1999 in der Großen Aula der Universität einen sehr gut besuchten Dies academicus, der mit einem feierlichen Gedenkgottesdienst in der Universitätskirche St. Ludwig abgeschlossen wurde.

Johann Joseph Ignaz von Döllinger, geboren am 28. Februar 1799 in Bamberg, seit 1826 Professor für Kirchengeschichte und Kirchenrecht an der im selben Jahr von Landshut nach München übergesiedelten Ludwig-Maximilians-Universität, war unbestritten der führende katholische Kirchenhistoriker seiner Zeit, als wissenschaftliche Autorität international, über konfessionelle Grenzen hinweg, hochangesehen. Er zählte nicht nur zu den profiliertesten Repräsentanten des europäischen Katholizismus im 19. Jahrhundert, sondern bahnte auch als Vorkämpfer einer geschichtlich orientierten theologischen Forschung der modernen historischen Theologenschule den Weg. Sein Konflikt

mit seiner Kirche – im Zusammenhang mit dem Ersten Vatikanischen Konzil und dessen dogmatischer Lehre über den Jurisdiktionsprimat und die Infallibilität des Papstes – ließ ihn in den beiden letzten Dezennien seines Lebens zum Pionier der Ökumene werden.

Die Universität München ehrte den Gelehrten durch die dreimalige Wahl zum Rector magnificus (1844/45, 1866/67 und 1971/72, unmittelbar nach seiner Exkommunikation und im Hinblick auf die 400-Jahrfeier der Universität). König Ludwig II. berief ihn 1873 zum Präsidenten der Königlich-Bayerischen Akademie der Wissenschaften, deren ordentliches Mitglied er seit 1843 war. Dieses hohe Amt hatte Döllinger bis zu seinem Tod inne. Er starb hochbetagt am 10. Januar 1890 in München und fand seine letzte Ruhestätte im alten Südfriedhof. In seinem langen Leben, seinem theologischen Denken und seinem kirchlichen Schicksal spiegeln sich – wie in nur wenigen zeitgenössischen Biographien – die geistigen Kämpfe einer ganzen Epoche.

Der Dies academicus, vom Rektor der Universität, Prof. Dr. Andreas Heldrich, und vom Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Heinrich Nöth, mit Grußworten eröffnet, würdigte Döllinger als Kirchenhistoriker, Ökumeniker und Akademiepräsidenten.

Altpräsident Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Horst Fuhrmann sprach über „Döllinger als Akademiepräsident und Historiker“. Privatdozent Dr. Franz Xaver Bischof über „Döllingers Akademievorträge“, Prof. Dr. Peter Neuner über „Döllinger als Theologe der Ökumene“ und Prof. Dr. Manfred Weitleuff über „Ignaz von Döllinger und Adolf von Harnack“.

Die Grußworte und die Referate des Dies academicus sowie die Predigt des Dekans der Katholisch-Theologischen Fakultät Prof. Dr. Peter Neuner im Gedenkgottesdienst sind in Heft 4 des 50. Jahrgangs 1999 der „Münchener Theologischen Zeitschrift“ dokumentiert.

Die elektronische Patientenakte

Den Radiologen des Instituts für Klinische Radiologie – Innenstadt stehen direkt nach der Durchführung von Untersuchungen die erzeugten Bilder

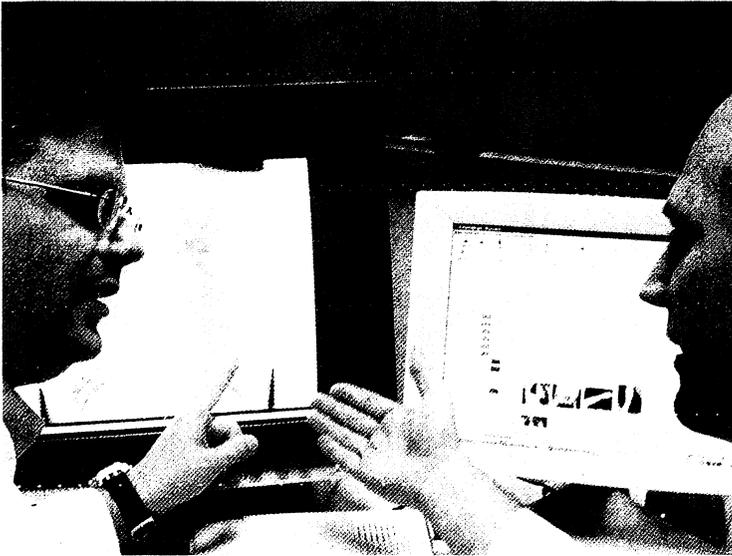


Foto: Dr. Stefan Wirth

in digitaler Form zur Verfügung (Monitor links). Voruntersuchungen können in Sekundenschnelle aus dem elektronischen Archiv bezogen werden. Den klinisch tätigen Ärzten stehen alle Untersuchungen der Radiologie in einem Intranet-System mit derselben Geschwindigkeit zur Verfügung (Monitor rechts). Von hier aus ist auch ein Zugriff auf Befunde und weitere Untersuchungen, z. B.

des Blutes möglich. Datenschutz wird hierbei sehr ernst genommen. Der Blick in die elektronische Akte fremder Patienten bleibt verwehrt.

Kinderambulanz in Großhadern

In Großhadern, wo genau genommen nur der erste Bauabschnitt von ursprünglich vier für das Großklinikum geplant steht, gab es lange Zeit keine eigene Kinderklinik. Finanziell unterstützt von einer Elterninitiative entstand im Laufe der Zeit eine Stück um Stück erweiterte Kinderstation für die Kinderkardiologie. Nach dem Umbau der früheren Patientenaufnahmehalle entstand im Nordtrakt des Bettenhauses eine Kinderambulanz, die im Sommer 1999 eröffnet werden konnte. Für die Eltern der kleinen Patienten war schon früher in

der Nähe des Klinikareals das privat finanzierte und betriebene RonaldMcDonald-Haus entstanden.



Prorektoren gewählt

Prof. Dr. Dr. h. c. Hans-Georg Liebich, Prof. Dr. Axel Schenzle und Prof. Dr. Wilhelm Vossenkuhl wurden am 20. Mai 1999 als neue Prorektoren der Ludwig-Maximilians-Universität München gewählt.

Prof. Dr. med. vet. Dr. med. vet. h.c. **Hans-Georg Liebich** ist Inhaber eines Lehrstuhls für Anatomie in der Tierärztlichen Fakultät. Er wurde am 19. Juli 1942 in Göttingen geboren, studierte in München, erhielt 1968 die Approbation zum Tierarzt und promovierte 1969. 1963 wurde er in München Privatdozent, 1979 außerplanmäßiger Professor und 1980 Professor für Experimentelle Zytologie. Einen Ruf an die Universität Leipzig lehnte er 1994 ab. Im Jahr 1996 wurde er auf einen Lehrstuhl für Anatomie in der Tierärztlichen Fakultät berufen und vertritt hier die Systematische und Topographisch-klinische Anatomie. Sein wissenschaftliches Interesse gilt der Zytologie und der Elektronenmikroskopie.

Prof. Dr. rer. nat. **Axel Schenzle** ist Professor für Theoretische Physik mit dem Schwerpunkt Theoretische Quantenoptik und ist seit vier Jahren Dekan der Fakultät für Physik. Er wurde am 16. Juli 1943 in Stuttgart geboren, studierte in Stuttgart und promovierte 1974. Nach einem Forschungsaufenthalt am IBM Research Laboratory in San José/USA war er Assistent an der Universität Essen, wurde dort 1984 Privatdozent und 1985 Professor (C2) auf Zeit. 1987 wurde er auf eine Professur (C3) an der Universität München berufen. Gastprofessuren und Forschungsaufenthalte führten ihn u. a. an verschiedene Institute in den USA, nach Japan und Chile. Er ist Mitglied des Kuratoriums von angesehenen physikalischen Fachzeitschriften und war bzw. ist in einigen verant-

wortlichen Positionen in der Deutschen Physikalischen Gesellschaft. 1991–92 war er Vorsitzender der Sektion Physik.

Prof. Dr. phil. **Wilhelm Vossenkuhl** ist Inhaber eines Lehrstuhls für Philosophie. Er ist am 11. Dezember 1945 in Engen (Hegau) geboren, studierte in München, promovierte hier 1972, war dann Referent beim Bayerischen Lehrer- und Lehrerinnenverband und anschließend Mitarbeiter beim Deutschen Bildungsrat. 1975 bis 1977 war er Habilitationsstipendiat der DFG und dann 1977 bis 1986 Assistent in München. 1980 habilitierte er sich und wurde 1986 auf einen Lehrstuhl in Bayreuth berufen. 1993 kam er als Nachfolger von Prof. Robert Spaemann zurück nach München. Sein Forschungen beschäftigen sich u. a. mit den Grundlagen der Ethik verbunden mit Wirtschaftsethik und angewandter Ethik sowie mit Kant und Wittgenstein. Den Ruf an die Humboldt-Universität Berlin lehnte er ebenso ab wie den Ruf auf die Position des Gründungsrektors der Universität Erfurt. Er war in der vorigen Amtsperiode Mitglied des Senats der LMU und ist Mitglied im Hochschulrat der Universität Bayreuth, Mitglied des Kuratoriums der Hochschule für Philosophie SJ in München sowie Mitglied des Senats der Deutschen Forschungsgemeinschaft.



V.l.n.r.: Prof. Liebich, Prof. Schenzle, Prof. Heldrich, Kanzler Dr. Rust, Prof. Vossenkuhl

Foto: Angelica Fuss

Das neue Friedrich-Baur-Institut

Mit einem Kostenaufwand von rund 4 Mio. DM, finanziert durch die Friedrich-Baur-Stiftung, Burgkunstadt, wurde die alte 1958 erbaute „Ba-



racke“ des gleichnamigen Instituts auf dem Areal der Medizinischen Klinik Innenstadt in den Jahren 1998 und 1999 völlig umgebaut. Es entstand ein modernes Gebäude für die ärztliche Betreuung der Patienten und für die Forschung. Schon im Frühjahr 1998 hatte das Friedrich-Baur-Institut, das weltweit bekannt ist für die Behandlung und Erforschung von Muskelerkrankungen, im Bettenhaus der Nussbaumstrasse eine Pflegeeinheit mit 18 Betten bezogen. Richtfest für das neue Institutsgebäude war am 20. Oktober 1998, die feierliche Eröffnung am 8. Juni 1999.

50 Jahre Amerika-Institut München (1949–1999)

Als am 7. November 1949 das Münchner Amerika-Institut gegründet wurde, existierte im übrigen Deutschland die „Amerikakunde“ nur als Nebenzweig innerhalb des Anglistik-, Geschichts- oder Philosophiestudiums. In München hingegen etablierte sich bereits damals die Amerikanistik als unabhängiges Studienfach. Bis zur Errichtung eines eigenen Lehrstuhls im Jahre 1953 bestritten zunächst amerikanische Gastprofessoren – teilweise bezahlt aus den Mitteln der Rockefeller-Stiftung – das Kursangebot. Später waren es u. a. aus dem amerikanischen Exil zurückgekehrte deutsche Wissenschaftler wie Friedrich Georg Friedmann, die ihre Nachfolge antraten.

Zum Anlass dieses Jubiläums fand am 16. Juni 1999 ein Festakt im Bayerisch-Akademischen Zentrum – im Amerika-Haus am Karolinenplatz – statt. Grußworte sprachen u. a. der amerikanische Generalkonsul, George A. Glass, sowie Rektor Prof. Andreas Heldrich. Im Anschluss beschäftigte sich Prof. Gert Racithel vom Amerika-Institut mit der Frage „Wie Amerika auf die Sinne wirkt“. Einen weiteren Höhepunkt des Festaktes bildeten die Auszeichnungen der besten wissenschaftlichen Arbeiten von Studenten des Instituts.

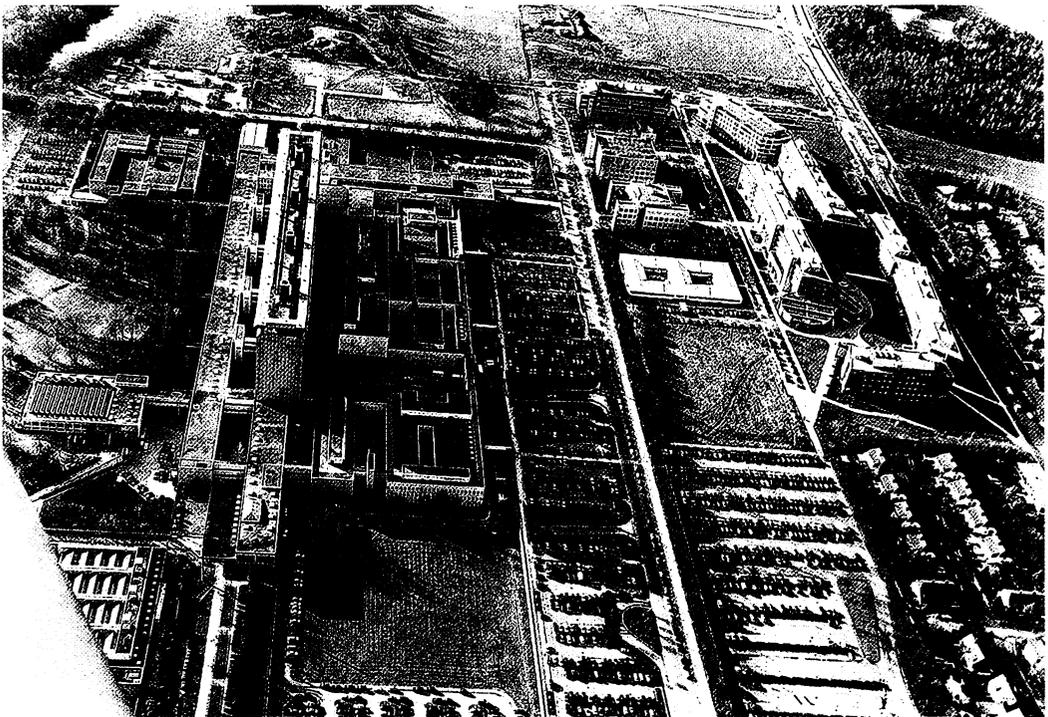
Die 50-Jahr-Feier war zugleich der Auftakt für eine dreitägige wissenschaftliche Konferenz, die vom 17. bis 19. Juni ebenfalls in den Räumen des Bayerisch-Akademischen Zentrums stattfand.

Chemie und Pharmazie verstärken den HighTechCampus^{LMU}

Die Fakultät für Chemie und Pharmazie ist im Frühjahr 1999 von ihrem bisherigen Standort in der Innenstadt nach Großhadern umgezogen. Der Bezug der Neubauten ist ein Meilenstein auf dem Weg zu einem interdisziplinären Forschungsverbund, dem HighTechCampus^{LMU} in München-Großhadern und Planegg-Martinsried. Der Abschluss des Großbauprojekts auf diesem Campus verschafft Chemie und Pharmazie an der LMU eine günstige Position im internationalen Wettbewerb.

In Großhadern steht der Fakultät in fünf Gebäuden ein Raumangebot von mehr als 30000 Quadratmetern Hauptnutzfläche zur Verfügung. Allein die Verkehrswege der Neubauten erstrecken sich auf eine Länge von zehn Kilometern. In den Gebäuden sind die Labors und Forschungseinrichtungen für die Anorganische Chemie, Organische Chemie und Physikalische Chemie sowie für die Pharmazeutische Technologie, Pharmazeutische Biologie, Pharmazeutische Chemie und die Pharmakologie für Naturwissenschaften untergebracht. Auch die Pharmakologie der Medizinischen Fakultät wird hier einziehen.

Derzeit sind an der Fakultät rund 1400 Studentinnen und Studenten immatrikuliert. Darüber hinaus erbringen Chemie und Pharmazie in großem



Der HighTechCampus Großhadern jetzt: links das Klinikum, in der Mitte Medizinische Forschungsinstitute und das Genzentrum, rechts die Fakultät für Chemie und Pharmazie

Umfang Serviceleistungen für Studierende der Medizin, Biologie, der Geowissenschaften und der Physik. Auch für die Aufnahme ausländischer Doktoranden hat die Fakultät nun mehr Platz.

112 Kurs- und Unterrichtsräume und 280 verschiedene Labors stehen zur Verfügung, darunter Isotopen- und Laser-Labors, die besondere Anforderungen, etwa Schwingungsfreiheit oder Reinraumqualität, erfüllen müssen. Zu den gemeinsamen Einrichtungen gehören eine Zentralbibliothek und eine Campus-Verwaltung, die Cafeteria und das Hörsaalzentrum. Sechs Vortragsäle auf zwei Ebenen hat die Fakultät jetzt zu bieten. Sie sind zum Teil in den Erdboden eingelassen. Das größte Auditorium fasst 680 Personen.

Wir dokumentieren im folgenden die Reden von Wissenschaftsminister Zehetmair und Rektor Prof. Dr. Andreas Heldrich:

Rektor Prof. Heldrich:

Die Einweihung der Neubauten für die Fakultät für Chemie und Pharmazie ist für uns ein historisches Ereignis. Wir haben lange auf diesen Tag gewartet. Nun ist er sogar etwas schneller als ursprünglich geplant gekommen. Ich danke Ihnen allen, dass Sie unsere Freude teilen und mit uns feiern wollen. Das Interesse war so groß, dass wir die Veranstaltung simultan in 2 verschiedenen Hörsälen abhalten müssen. Ich hoffe, dass die Übertragung einwandfrei gelingt und Sie alle einen positiven Eindruck von der Leistungsfähigkeit unseres neuen Hörsaalzentrums mit nach Hause nehmen.

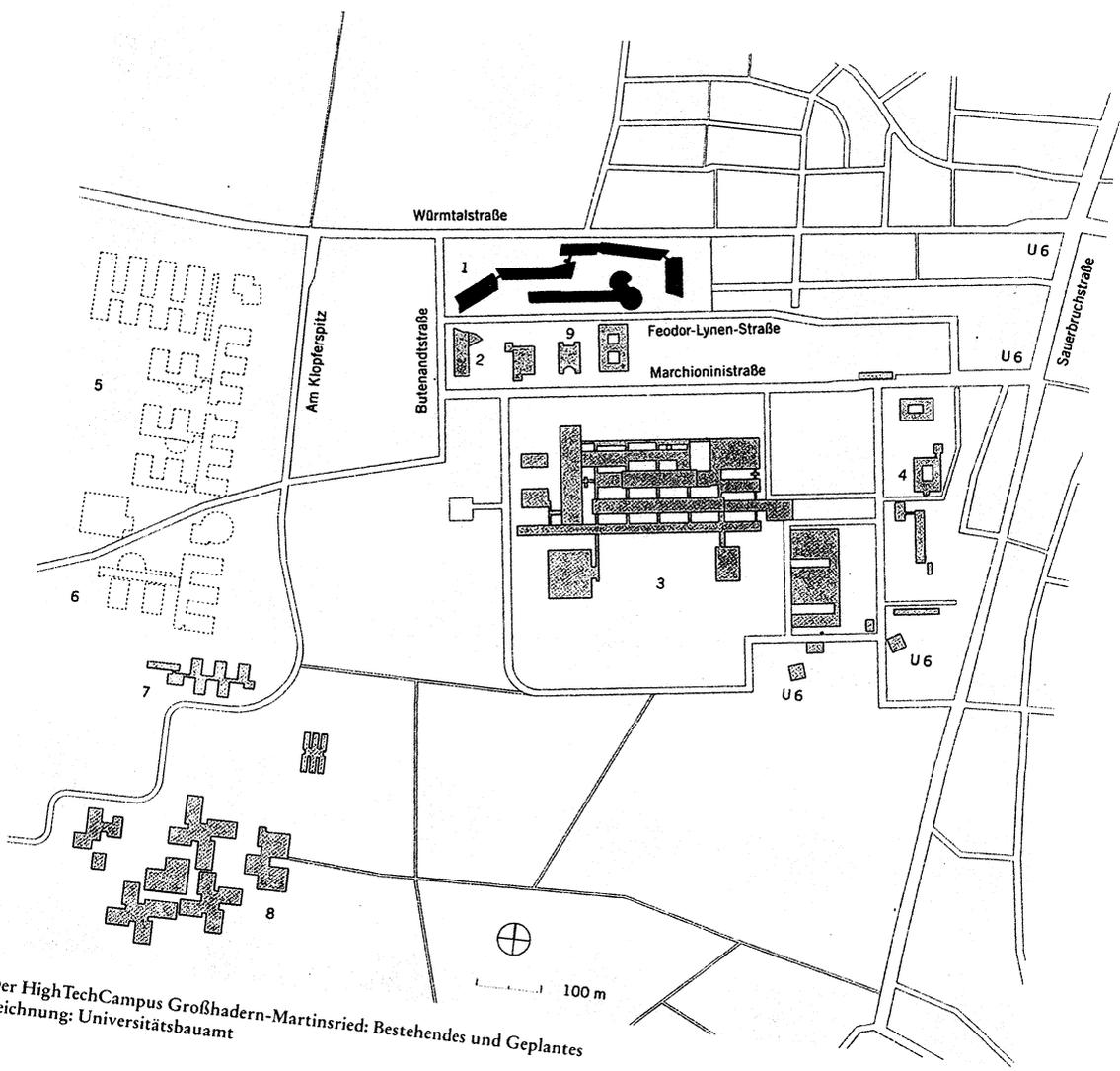
Mein erster Willkommensgruß gilt Ihnen, Herr Staatsminister Zehetmair. Ohne Ihre tatkräftige Förderung stünden wir heute nicht hier. Die Realisierung eines Bauvorhabens mit einem Volumen von 400 Millionen DM allein aus Landesmitteln grenzt in der heutigen Zeit an ein Wunder. Dass es möglich wurde, verdanken wir vor allem Ihnen. Selbst die Wahl des Bauplatzes hier in Großhadern geht maßgeblich auf Sie zurück. Die Neubauten waren ja zunächst auf dem Gelände der ehemali-

gen Türkenkaserne in der Max-Vorstadt geplant. Es war Ihre Entscheidung, dort statt der Chemie der Kunst der Moderne eine Heimstatt zu errichten. Als Prorektor wurde ich damals im Frühjahr 1990 vom Leiter der Hochschulabteilung Ihres Ministeriums als erster über diesen revolutionären Entschluss informiert und gebeten, Rektor Steinmann die Nachricht schonend beizubringen, „damit er nicht explodiert“. Offenbar war man schon damals in dem Irrtum befangen, dass Rektoren der Ludwig-Maximilians-Universität zu Racheakten oder Tobsuchtsanfällen neigen. Das ist natürlich eine ganz abwegige Vorstellung. Es handelt sich, wie ich aus eigener Sachkunde weiß, um eine ungemein friedfertige Spezies, die einzig und allein um das Wohl der ihr anvertrauten Hochschule besorgt ist.

Deshalb ist mein Amtsvorgänger Steinmann, den ich herzlich begrüße, seinerzeit auch nicht explodiert. Er erkannte nämlich sofort die enormen Vorteile des als Ersatz angebotenen Standorts in Großhadern: Auf einen Schlag den Raumbedarf der gesamten Fakultät zu befriedigen, was auf dem wesentlich kleineren Areal in der Innenstadt nicht möglich gewesen wäre. Mit ein und derselben Entscheidung haben Sie, sehr geehrter Herr Staatsminister, damals also sowohl die Sache der Kunst als auch die Sache der Wissenschaft mit großem Weitblick gefördert. Dafür dürfen wir Ihnen heute wieder einmal aufrichtig danken. Gestatten Sie, dass ich in diesen Dank und in diesen Willkommensgruß auch den jetzigen Leiter der Hochschulabteilung Herrn Ministerialdirigent Dr. Wirth und seinen Amtsvorgänger Herrn Dr. Zimmermann einbeziehe. Wir freuen uns sehr, dass Sie heute zu uns gekommen sind.

Als Ehrengast in unserer Mitte begrüßen darf ich auch den Vorsitzenden des Hochschulausschusses im Bayerischen Landtag Herrn Dr. Wilhelm. Er ist unserem großen Neubauprojekt auf mehrfache Weise verbunden: Als Alumnus unserer Universität, dem das Wohlergehen seiner Alma mater quasi naturgesetzlich am Herzen liegt oder wenigstens liegen sollte, als Stimmkreisabgeordneter von München-Laim, der sich gewiss über das neue

- 1 Fakultät für Chemie und Pharmazie
- 2 Genzentrum
- 3 Klinikum Großhadern
- 4 Universitätsbauamt München
- 5 Institute der LMU, in Planung
- 6 Fakultät für Biologie, in Planung
- 7 Gründerzentrum Biotechnologie
- 8 Max-Planck-Institute
- 9 Hämatologikum der GSF



Der HighTechCampus Großhadern-Martinsried: Bestehendes und Geplantes
Zeichnung: Universitätsbauamt

städtebauliche Wahrzeichen des ihm anvertrauten Sprengels freut und schließlich als Hochschulpolitiker, der unsere Arbeit wohlwollend begleitet und unterstützt.

Vom Maximilianeum schweift unser Blick zwanglos weiter zur Regierung von Oberbayern, deren Präsident Böhm ich herzlich bei uns begrüße. Wir freuen uns über Ihr Interesse an unserer schönen Neuerwerbung.

Ein besonderer Gruß gilt den Vertretern der zuständigen Baubehörden. Sie haben sich bei diesem Großbauprojekt selbst übertroffen. Denn dieser auch ästhetisch höchst eindrucksvolle Komplex aus Stahl und Glas wurde nicht nur fristgerecht, sondern sogar einige Monate früher als geplant fertiggestellt. Obendrein wurde dabei das vorgesehene Finanzbudget nicht ganz ausgeschöpft. Der Staat als Bauplaner und Projektleiter ist also weit besser als sein Ruf. Zu dieser großartigen Leistung darf ich Herrn Ministerialdirektor Brugger, Herrn Ministerialdirigent Schmidt und Herrn Ltd. MR Naumann von der Obersten Baubehörde sowie dem Leiter des Universitätsbauamts Herrn Leitenden Baudirektor Pfab herzlich gratulieren. Wir sind sehr dankbar für Ihr Geschick und Ihr Engagement bei der Verwirklichung dieses Bauvorhabens.

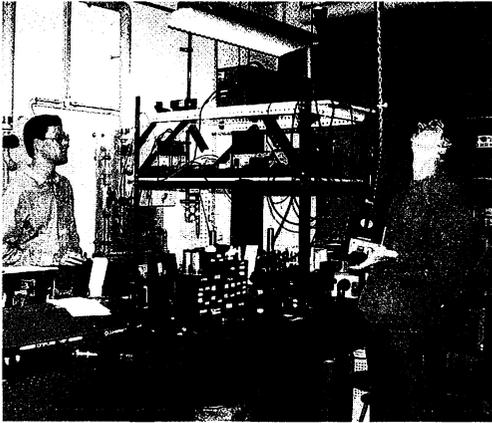
Die Universität München hat seit kurzem einen Hochschulrat. Er wird heute Nachmittag zum zweiten Mal zusammentreten. Es freut mich besonders, aus seinen Reihen schon hier S. K. H. Herzog Franz von Bayern und den Intendanten des Zweiten Deutschen Fernsehens Herrn Prof. Stolte begrüßen zu können. Ich danke Ihnen für dieses Zeichen der Verbundenheit mit den Anliegen der Universität.

Bei einer Begrüßung hat man die Wahl zwischen ermüdender Weitschweifigkeit und unfreundlicher Kürze. Ich versuche, einen Mittelweg einzuschlagen und aus dem großen Kreis der Gäste nur einige wenige als *pars pro toto* besonders anzusprechen. Aus unserem engeren wissenschaftlichen Umfeld begrüße ich herzlich den Präsidenten der Technischen Universität München Herrn Kol-

legen Herrmann. Wir sind einander nun schon seit einer Reihe von Jahren durch eine freundschaftliche Streitkultur verbunden, der bei aller Gegensätzlichkeit der Interessen auch einen gewissen Unterhaltungswert besitzt. Unsere Auseinandersetzungen wurden von einem Kenner der Szene kürzlich sogar als „best show in town“ bezeichnet. Das Lob, das in dieser Kritik mitschwingt, hat mir irgendwie gut getan. Auch deshalb freue ich mich aufrichtig über Ihr Kommen – zumal Sie damit zugleich als Fachkollege unserer Fakultät für Chemie und Pharmazie an ihrer neuen Arbeitsstätte einen Besuch abstatten. Dies gilt natürlich erst recht für den Festredner des heutigen Vormittags, den Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Herrn Kollegen Nöth, den ich eigentlich gar nicht zu begrüßen bräuchte, weil er ohnehin hier zu Hause ist. Ich möchte ihm aber schon jetzt herzlich danken, dass er so wesentlich zum Gelingen dieses Festakts beitragen wird.

Aus unserem engeren geographischen Umfeld darf ich last but not least Herrn Stadtrat Dr. Babor von der Landeshauptstadt München und die Bürgermeister der Nachbargemeinden Planegg und Gräfelfing Herrn Heizer und Herrn Reichert willkommen heißen. Wir hoffen, dass Sie an dieser Neuansiedlung von Wissenschaft vor Ihrer Haustür Gefallen finden.

Damit komme ich zur Sache und allmählich auch schon zum Schluss. Diese Neubauten bedeuten für uns weit mehr als nur eine räumliche Verbesserung. Der Umzug der Fakultät für Chemie und Pharmazie nach Großhadern markiert vielmehr einen Meilenstein auf dem Weg zu einem einmaligen interdisziplinären Lehr- und Forschungsverbund. Schritt für Schritt wollen wir unsere naturwissenschaftlich-medizinischen Disziplinen auf dem HighTechCampus in Großhadern-Martinsried zusammenführen. Nach dem Großklinikum und dem Genzentrum treten nun auch Chemie und Pharmazie als neues stimulierendes Element auf die Szene. Die beiden Fächer finden an diesem neuen Standort optimale Bedingungen für eine Spitzenstellung in ihrer scientific community.



In der Chemie
Foto: Katharina Lorens

Die gleichen Chancen wünschen wir uns aber auch für weitere Bereiche unserer Naturwissenschaften. Wenn Sie im Anschluss an dieser Feier nach draußen kommen und Ihren Blick nach Westen richten, dann sehen Sie heute noch freies Feld. Dort liegt unsere Zukunft. Auf diesem Areal in der Gemeinde Planegg-Martinsried wird hoffentlich schon im nächsten Jahr der erste Spatenstich für ein neues Biologicum erfolgen. Damit ist die Möglichkeit in greifbare Nähe gerückt, unsere Ressourcen in den zukunftsträchtigsten medizinisch-biowissenschaftlichen Disziplinen zu bündeln und für den internationalen Wettbewerb zu rüsten. Die Universität München unterstreicht damit ihren Anspruch, gerade auch in den Naturwissenschaften eine führende Rolle zu spielen. Wir verfügen zur Zeit über 14 Sonderforschungsbereiche. 13 davon stammen aus den Naturwissenschaften und der Medizin. Das ist auf der einen Seite ein gewisses Armutszeugnis für unsere Geisteswissenschaften. Auf der anderen Seite erfüllt es uns aber auch mit Zuversicht für die Zukunft aller der Fächer, die wir hier in Großhadern-Martinsried bereits angesiedelt haben und noch ansiedeln wollen.

Dabei befindet sich unser HighTechCampus^{LMU} wahrhaftig in bester Gesellschaft: Die Institute der Max-Planck-Gesellschaft und des Forschungszentrums

für Umwelt und Gesundheit (GSF) sowie das Innovations- und Gründerzentrum Biotechnologie (IZB) des Freistaats Bayern gehören zu den unmittelbaren Nachbarn. Der Großraum München hat sich in einem bundesweiten Wettbewerb durchgesetzt als eine von drei Modellregionen für den Innovationsbereich Biotechnologie. Mit dem Ausbau des HighTechCampus^{LMU} tragen wir dazu bei, diesen Wissenschaftsstandort weiter zu stärken.

Hier und heute aber wünschen wir unserer Fakultät für Chemie und Pharmazie einen guten Start in Großhadern und viel Erfolg bei ihrer Arbeit in Lehre und Forschung.

Minister Hans Zehlmair:

Dies ist ein großer Tag in der langen und traditionsreichen Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München. Wir sind heute zusammengekommen, um die Eröffnung des Neubaus der Fakultät für Chemie und Pharmazie der Universität feierlich zu begehen, mit der die größte Baumaßnahme der Hochschule seit ihrer Verlagerung nach München durch König Ludwig I. abgeschlossen wird. Zu diesem Festtag begrüße ich alle versammelten Gäste und Freunde der Universität München, vor allem aber ihre Repräsentanten und Mitglieder sehr herzlich.

Mit ihren ehrgeizigen Ausbauplänen legt die bayrische Hochschul- und Forschungspolitik auch in der Zukunft ein klares Bekenntnis ab zur modernen Forschung, gerade in den Schlüsseltechnologien des kommenden Jahrhunderts. Denn eines müssen wir uns stets gegenwärtigen: Als rohstoffarmes Land haben wir keine andere Wahl, wir müssen Schritt halten mit internationalen Standards. Spitzenforschung sowohl im Bereich der Grundlagenforschung als auch im anwendungsorientierten Sektor sind für unser Land lebensnotwendig. Bayern muss auch weiterhin in der Spitzengruppe von Ländern vertreten sein, die in Wissenschaft und Hochtechnologie weltweit den Ton angeben. Und auf dem High-Tech-Campus in

München-Großhadern und Planegg-Martinsried haben wir einen Wissenschafts- und Anwendungsverbund vorzuweisen, der schon heute als Campus der Superlative gelten kann und deutschland- und europaweit seinesgleichen sucht.

Der zielgerichtete Ausbau dieses Standorts wird es der Universität München ermöglichen, durch attraktive Arbeitsbedingungen Spitzenforscher berufen zu können. Mutige und risikobereite Unternehmer finden hier das beste Umfeld, das bereits heute maßgeblich dazu beigetragen hat, dass der Großraum München in kurzer Zeit zum größten gentechnischen Forschungs- und Produktionsstandort in Deutschland und zum zweitgrößten in Europa geworden ist. Wissens- und Technologietransfer zwischen Hochschule und Wirtschaft ist hier kein bloßes Schlagwort, sondern wird selbstverständlich praktiziert.

Meine Damen und Herren, wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Fortschritt bedingen einander, und beide zusammen garantieren den sozialen Frieden. Aus dieser gesamtpolitischen Verantwortung heraus hat der Freistaat Bayern bereits vor fünf Jahren mit der Offensive Zukunft Bayern eine Gesamtkonzeption entworfen, die Milliardeninvestitionen für Universitäten, Fachhochschulen und die außeruniversitäre Forschung vorsah. Dieses Programm hat die Forschungslandschaft in Bayern erheblich gestärkt und vorangebracht.

Aber wir werden uns nicht auf unseren Erfolgen ausruhen. Der Ausbau der Forschungslandschaft Bayerns ist ein Ziel, dem die Bayerische Staatsregierung oberste Priorität einräumt. Die Bayerische Staatsregierung wird deshalb in dieser Legislaturperiode eine High-Tech-Offensive Bayern auf den Weg bringen und umsetzen.

Die bayerische Forschungspolitik der nächsten Jahre wird sich auf die Schlüsseltechnologien des 21. Jahrhunderts konzentrieren. Im Vordergrund werden stehen die Informations- und Kommunikationstechnologien einschließlich der Informatik, die sog. Life Sciences, also die Bio- und Gentechnologie einschließlich der Medizintechnik, sowie

die Querschnittstechnologien der Neuen Werkstoffe und der Umwelttechnik.

Dabei sollen die bereits bestehenden Kompetenzzentren weiter gestärkt werden. Durch einen flächendeckenden Aus- und Aufbau der technologieorientierten Infrastruktur soll der gesamte bayerische Raum gestärkt und seine Attraktivität für Wirtschaft und Wissenschaft verbessert werden. Eine internationale Ausrichtung von Forschung und Technologie wird die Wettbewerbsfähigkeit des High-Tech-Standortes Bayern weiter fördern.

Lassen Sie mich zunächst kurz den Blick zurückwenden auf die Planungs- und Baugeschichte des Neubaus. Die Fakultät für Chemie und Pharmazie war bisher in der Münchner Innenstadt in Gebäuden untergebracht, die teils aus den 30er und teils aus den 60er-Jahren stammen, zuletzt unter Bedingungen, die für ein zeitgemäßes wissenschaftliches Arbeiten nicht mehr angemessen waren. Zunächst war daher geplant, auf dem Gelände der ehemaligen Türkenkaserne in der Münchner Innenstadt einen Neubau für die Fakultät zu errichten. Im Mai 1990 schließlich hat der Bayerische Ministerrat auf meinen Vorschlag hin beschlossen, die Neubauten in München-Großhadern in unmittelbarer Nachbarschaft zu den hier bereits beheimateten wissenschaftlichen Einrichtungen und dem Klinikum Großhadern unterzubringen. Das Areal der ehemaligen Türkenkaserne wurde frei für die Pinakothek der Moderne. Damit war der Grundstein für einen umfassenden High-Tech-Campus in Großhadern-Martinsried gelegt worden, der sich schon sehr bald zu einer echten Erfolgsgeschichte entwickeln sollte. Im Jahr 1994 wurde dann der erste Bauabschnitt mit der Inbetriebnahme des Genzentrums abgeschlossen. Plan- und zeitgemäß begehen wir heute die feierliche Eröffnung des zweiten Bauabschnitts der Neubauten für die Fakultät, für den wir rund 395 Mio. DM aufgewendet haben.

Ich bin heute überzeugt, dass wir mit dem seinerzeitigen Beschluss, die gesamte Fakultät für Chemie und Pharmazie nach Großhadern zu verlagern, nicht nur eine historische Entscheidung für

die Münchner Universitäten und die Museumslandschaft der Stadt getroffen, sondern darüber hinaus die Weichen für den zukunftsorientierten Ausbau des Forschungs- und Wissenschaftsstandorts Bayern richtig gestellt haben. Denn hier in Großhadern besteht bereits ein wissenschaftliches Umfeld, das geradezu ideale Bedingungen für ein modernes Forschen im Verbund bietet. Durch den Chemie-Neubau wird dieser bereits bestehende Campus um ein bedeutsames Element erweitert. Mit dieser Konzentration von Forschungseinrichtungen antworten wir auf neue Erfordernisse der modernen Forschung.

Die modernen Naturwissenschaften befinden sich in einer rasanten Entwicklung. Einerseits nimmt die Spezialisierung der Fächer immer stärker zu, das zur Verfügung stehende Wissen vervielfacht sich in immer kürzeren Zeitabständen. Gleichzeitig ist jedoch in der modernen Forschung auch die Notwendigkeit eines Zusammenrückens und einer stärkeren Vernetzung der Einzeldisziplinen zu verzeichnen. Der Trend zur Interdisziplinarität wird die Wissenschaft der Zukunft prägen.

Dies gilt ganz besonders für die zukunftssträchtigen Biowissenschaften, die sich in München-Großhadern und Planegg-Martinsried schon längst auf Spitzenniveau etabliert haben und durch den Zuzug der Fakultät für Chemie und Pharmazie weitere Impulse empfangen werden. Im Bereich der Biowissenschaften arbeiten unterschiedliche Fächer zusammen: Biochemie, Biologie, Pharmazie sowie Medizin. Auf dem Campus-Areal der kurzen Wege ist eine effektive Kooperation der Fachleute aus den verschiedensten Wissensgebieten kein Problem mehr. Etwa im Bereich der Pharmaforschung bringt die Fakultät ein riesiges Forschungs- und Anwendungspotential auf biotechnologischem Gebiet nach Großhadern mit. Im Zentrum für Pharmaforschung der LMU werden hier künftig die pharmazeutischen Fächer mit fachlich erneuerter, hochmoderner Ausrichtung unter einem Dach vereint sein. Hier werden die Wirkungsmechanismen von Arzneistoffen auf molekularer Ebene erforscht und neue Generationen von Arzneimitteln entwickelt und geprüft. In

einem interdisziplinären Forschungsverbund vereinen sich so die Kräfte von unterschiedlichen Teildisziplinen von der Chemie bis zur Pharmazeutischen Technologie im Dienste der Forschung.

Auch in einem anderen faszinierenden Zweig der Naturwissenschaften, den Nanowissenschaften, wird interdisziplinäres Arbeiten großgeschrieben. Die moderne Technologie ist gerade dabei, in den kleinsten denkbaren Maßstab der Materie vorzudringen und sich die gezielte Manipulation von Atomen und Molekülen zunutze zu machen. Viele Experten sehen in der Nanotechnik eine Schlüsseltechnologie der Zukunft. Gleichzeitig wird mit den Nanowissenschaften die Brücke von der Forschung an unbelebter Materie hin zur Medizin und Biotechnik geschlagen. Auch in diesem hochbedeutsamen Forschungszweig ist die Universität München unter den weltweit führenden Forschungsinstitutionen vertreten. Die in der Fakultät für Chemie und Pharmazie vertretenen Arbeitsgebiete reichen damit von den klassischen Grundlagenfächern bis zu den hochmodernen und innovativen Material-, Bio- und Nanowissenschaften.

Das Campus-Konzept bietet der modernen Wissenschaft die besten Bedingungen für ein solches Forschen im Verbund. Auf dem Campus laufen die unterschiedlichsten Fäden zusammen. Kooperationen zwischen den wissenschaftlichen Einzeldisziplinen, den unterschiedlichen Forschungsinstitutionen, die hier ansässig sind, aber auch mit Wirtschaftsunternehmen, werden durch die nachbarschaftliche Nähe gefördert. Das Umfeld reicht hier von den Universitätskliniken in Großhadern über das Genzentrum, den Instituten für Hämatologie und Strahlenforschung bis zu den Max-Planck-Instituten in Martinsried. Ressourcen, wie zum Beispiel Großgeräte, können gemeinsam und somit effektiver genutzt werden. Die Möglichkeit verstärkter informeller Begegnungen trägt ihr Übriges zu optimalen Kooperationsbedingungen bei. Außerdem ist hier der ideale Ort, um Kontakte mit der Wirtschaft zu knüpfen, über die die LMU gerade im Bereich der pharmazeutischen und biotechnischen Industrie bereits in großem Umfang verfügt.

Die Fakultät befindet sich auch personell im Umbruch. Der Generationenwechsel unter den Professoren ist derzeit voll im Gange. Von den 17 Lehrstühlen, über die Chemie und Pharmazie zusammen verfügen, wurden in den letzten vier Jahren 9 Lehrstühle neu besetzt. 5 weitere stehen in den nächsten zwei Jahren für eine Neubesetzung an. Und mit dem neuen Standort hier in Großhadern hat die Universität München bei dem Wettbewerb um die kreativsten Wissenschaftler die besten Karten; dies zeigen auch die bereits erfolgten hervorragenden Neubesetzungen aus dem nationalen und internationalen Bereich.

Ich übertreibe also keineswegs, wenn ich feststelle, dass der Umzug der Fakultät für Chemie und Pharmazie der Beginn einer neuen Ära für die naturwissenschaftliche Forschung an der Universität München markiert und sich keineswegs in einer bloßen räumlichen und ausstattungsmäßigen Verbesserung für Forschung und Lehre erschöpft.

Doch nicht nur äußerlich präsentiert sich die Fakultät für Chemie und Pharmazie der LMU ab sofort in einem neuen attraktiven Gewande. Auch ihre innere Struktur wird, wie bei anderen Fakultäten der Universität auch, im Interesse der Wissenschaft reformiert und die Department-Struktur eingeführt. Die bisherige Unterteilung der Fakultät in Institute wird aufgelöst. Dies ermöglicht einen flexiblen Umgang mit Forschungsflächen. Starre, leistungsunabhängige Zuweisungen von Forschungsmitteln an einzelne Fächer werden damit der Vergangenheit angehören. Auf Neuentwicklungen in der Wissenschaft und neue Berufsperspektiven für Studenten kann künftig schneller reagiert werden. Über die Vergabe von Forschungsflächen sollte künftig in einem bestimmten Umfang befristet und nach Leistung entschieden werden, d. h. nach der Höhe der eingeworbenen Drittmittel sowie der Attraktivität einer Forschungsgruppe. Mit diesem Konzept wird gewährleistet, dass produktive Gruppen wachsen und weniger produktive auch nur weniger Raum beanspruchen können. Gleichzeitig wird dieses Prinzip auch verhindern, dass starre Strukturen entstehen.

Aber nicht nur die wissenschaftliche Forschung findet hier in Großhadern ideale Bedingungen. Auch die Studenten, die hier studieren und lernen werden, profitieren selbstverständlich unmittelbar von einem High-Tech-Campus der kurzen Wege. Denn auch Lehre und Studium müssen im globalen Zeitalter auf die Herausforderungen der Zukunft reagieren und sich auf mehr Interdisziplinarität und Flexibilität einlassen. Universitäre Ausbildung wird künftig mehr denn je eine Ausbildung für eine Berufswelt bedeuten, die immer stärkerem Wandel unterworfen ist und immer weniger starre Berufsbilder aufweist. Das Studienangebot an den Universitäten muss sich daher wandeln und fächerübergreifendes Lernen und Ausbilden fördern. Zugleich wird es auch für die akademische Ausbildung immer bedeutsamer, in internationalen Dimensionen und Kategorien zu denken. Dem dient etwa die verstärkte Etablierung von internationalen Studienabschlüssen.

Heute haben wir ein enorm wichtiges Etappenziel erreicht. Mit der Einweihung des neuen Fakultätsgebäudes sind wir aber mit unseren Planungen noch lange nicht am Ende. Das wichtigste jetzt anstehende Vorhaben, mit dem der Standort weiter ausgebaut werden soll, ist ein Neubau für die Fakultät der Biologie. Die biologischen Institute der Universität München sind derzeit, wie einst die chemischen Institute, im Stadtgebiet räumlich getrennt und z. T. unzulänglich untergebracht. Es ist daher vorgesehen, auf einem Erweiterungsgelände in Martinsried die Biologie der Universität München unter einem Dach zu vereinen. Die Planungen zu dem ersten Bauabschnitt laufen bereits auf Hochtouren. Für die weitere Zukunft sind auf dem Hochschulgelände in Planegg-Martinsried Flächen für die biomedizinischen Fächer der Medizinischen Fakultät, die Physik und eventuell auch die Geowissenschaften vorgesehen. Unsere Vision ist also, hier an diesem Standort eine Wissenschaftslandschaft zu schaffen, die einen Großteil der naturwissenschaftlichen Fächer der LMU umfasst.

Die Gemeinde Planegg, deren Bürgermeisterin ich herzlich willkommen heiße, bitte ich, das Vorha-

ben weiterhin so engagiert wie bisher zu begleiten und ihm über die letzten Hürden zu helfen. Ich bin sicher, dass auch die Bürgerinnen und Bürger von Martinsried die grundlegende Bedeutung der Bio-Wissenschaften für die Zukunft unserer Gesellschaft einschätzen können. Ein solches konstruktives Verständnis führt zu guter Nachbarschaft zwischen Bürgern und Forschung und bildet damit eine unverzichtbare Grundlage für den erfolgreichen Wirtschaftsstandort Martinsried.

Abschließend möchte ich allen Beteiligten danken, die dazu beigetragen haben, dass die Münchner Chemie und Pharmazie heute mit Stolz ihr neues Domizil offiziell einweihen kann; hier nenne ich die Bauverwaltung, die das Gebäude termingerecht übergeben hat und dafür Sorge getragen hat, dass die vom Landtag genehmigten Baukosten um 19 Mio. DM unterschritten werden. Zu danken ist hier auch den Architekten und allen am Bau beteiligten Firmen. Die Hochschulverwaltung hat den Umzug und die Einrichtung des Baus zusammen mit der Fakultät bravourös gemeistert. Ich wünsche allen Professoren, Studenten und Hochschulmitarbeitern für die Zukunft viel Glück, Freude und Erfolg in ihrem neuen Gebäude. Ich bin zuversichtlich, dass die Universität München ihre Chancen nutzen wird, um ihr hohes wissenschaftliches Ansehen weiter auszubauen und im Wettbewerb der Hochschulen zu bestehen.

Universitätsstiftungsfest 1999

Am 26. Juni 1999 beging die Universität ihr 527. Stiftungsfest. Mit dem Stiftungsfest, das jeweils am letzten Samstag im Juni stattfindet, erinnert die Universität an die Gründung durch Herzog Ludwig den Reichen im Jahr 1472 in Ingolstadt.

Den Festvortrag hielt in diesem Jahr Prof. Dr. Eckhard Wolf zu dem Thema: „Naht das Ende der Originale? Möglichkeiten und Unmöglichkeiten des Klonens“. (Prof. Wolf sprach ohne schriftlich ausgearbeitetes Manuskript).

Wie schon in den vergangenen Jahren wurden zum Stiftungsfest wieder Nachwuchsförderpreise der Münchener Universitätsgesellschaft für hervorragende Doktorarbeiten und Habilitationen verliehen. Die sechs Preise für Doktorarbeiten sind mit jeweils 5000 DM dotiert, die beiden Habilitationen mit jeweils 10000 DM.

Die Preisträger bei den Promotionspreisen:

Mit Nachweisverfahren für AIDS, die auch unter sehr einfachen Bedingungen eingesetzt werden können, beschäftigt sich **Dr. med. Edith Schmalzbauer** in ihrer Doktorarbeit: „Evaluation der Bangui-Klassifikation für AIDS und klinische, sero-epidemiologische und molekularvirologische Untersuchungen bezüglich der HIV-1/2 Infektion in Korrelation zu Syphilis, Hepatitis B, HTLV-I-Infektion und anderen Erkrankungen in Uganda“.

Dipl.-Forstwirtin Dr. rer. silv. Gabriele Weber schrieb ihre Doktorarbeit über „Wachstum und Ernährungszustand von jungen Eschen (*Fraxinus excelsior* L.) und Bergahornen (*Acer pseudoplatanus* L.) in Abhängigkeit von der Basen- und Aluminium-Sättigung und vom Wasserhaushalt natürlicher Böden. Topfversuche und Freilandinventur“.

„Implementierung organisatorischer Veränderungen – eine mitarbeiterorientierte Perspektive“ lautet das Thema der Doktorarbeit von **Dipl.-Kaufm. Dr. oec. publ. Winfried Josef Gaßner**.

Die Preisträger 1999
v.l.n.r.: de Mazza, Rief, Stark,
Schmalzbauer, Weber, Gaßner,
Wellenhofer-Klein, Meerholz



Die Doktorarbeit von **Dr. phil. Ethel Grace Matata de Mazza, M.A.**, hat den Titel: „Nichts, was Recht ist. Organischer Körper und imaginäre Institution der Gemeinschaft in Texten der Politischen Romantik“.

Der Psychologe **Dipl. Psych. Dr. phil. Robin Stark** schrieb seine Doktorarbeit über „Lernen mit Lösungsbeispielen. Einfluss unvollständiger Lösungsbeispiele auf Beispielelaboratorien, Lernerfolg und Motivation“.

Mit einem zukunftsweisenden Thema in der Physik beschäftigte sich **Dipl.-Ing. Dr. rer. nat. Matthias Rief** „Kraftspektroskopie an einzelnen Molekülen“.

Die zwei Habilitationspreise gingen an: Privatdozentin **Dr. Marina Wellenhofer-Klein** aus der Juristischen Fakultät – sie arbeitete über „Zulieferverträge im Privat- und Wirtschaftsrecht“ – und an Privatdozent **Dr. Klaus Meerholz** aus der Physikalischen Chemie, er arbeitete über „Organische photorefraktive Materialien und Materialien für Organische Leuchtdioden“.

Eine Magisterarbeit zur Universitätsgeschichte erhielt den Preis der Landeshauptstadt München:

der mit DM 5000, – dotierte Preis wird für eine hervorragende Abschlussarbeit über ein München-relevantes Thema verliehen. **Michael Behrendt** beschäftigte sich mit „Wissenschaft und Tagespolitik an der Universität München“, in der Zeit zwischen dem Ende des 1. Weltkriegs und der NS Machtergreifung 1933.

Rektor Prof. Heldrich:

Zum letzten Stiftungsfest der Ludwig-Maximilians-Universität im 20. Jahrhundert heiße ich Sie alle in unserer Großen Aula herzlich willkommen. Ich danke Ihnen, dass Sie einen schönen Sommer tag wenigstens zum Teil dafür verwenden, mit uns den 527. Geburtstag der Universität zu feiern.

Was Sie soeben gehört haben und demnächst weiter hören werden, war ein Satz aus der Serenata Notturna KV 239 (und natürlich nicht KV 2391) von Wolfgang Amadeus Mozart gespielt vom Orchester des Gymnasiums St. Stephan in Augsburg unter der bewährten Leitung von Pater Anselm Mayer. Wir danken Ihnen herzlich, dass Sie uns heute wieder einmal einen Besuch abstatten.

Unter unseren Ehrengästen begrüße ich zunächst S.K.H. Herzog Franz von Bayern, den Chef des

Hauses Wittelsbach, dem wir unsere Gründung verdanken. Seine persönliche Verbundenheit mit der Universität kommt auch in der Mitgliedschaft in unserem Hochschulrat zum Ausdruck. Vielen Dank für Ihr Kommen!

Aus dem Deutschen Bundestag begrüße ich Herrn Abgeordneten Schösser, Vorsitzender des DGB-Landesbezirks Bayern und Mitglied unseres Kuratoriums und aus dem Bayerischen Landtag die Abgeordneten Dr. Baumann und Dr. Spänle.

Die Landeshauptstadt München ist durch Bürgermeisterin Dr. Burkert und durch Kulturreferent Prof. Nida-Rümelin sowie Stadtrat Dr. Forchheimer vertreten. Sie sind der Universität München auch durch ihre persönliche Biographie eng verbunden. Herzlich willkommen in Ihrer alten Alma mater!

Aus dem für uns zuständigen Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst – offenbar versteht man Forschung in Deutschland heute nicht mehr als Wissenschaft – begrüße ich Herrn Ministerialdirigent Dr. Wirth und Herrn Ltd. Ministerialrat Hörlein. Ich benütze die Gelegenheit, Ihnen beiden für alles zu danken, was Sie für die Universität München getan haben und sicherlich weiterhin tun.

Wir freuen uns über die Anwesenheit der neuen Präsidentin der Bezirksfinanzdirektion Frau Wick und des Generalstaatsanwalts beim Oberlandesgericht München Herrn Froschauer.

Die Universität München ist eine weltoffene Hochschule. Fast 12% unserer Studierenden kommen aus dem Ausland. Ein Netzwerk von Partnerschaftsverträgen verbindet uns mit den führenden Universitäten der Welt. Bei den Stipendiaten der Humboldt-Stiftung sind wir deutschlandweit die beliebteste Adresse. Als eine Anerkennung unserer erfolgreichen Auslandsarbeit betrachte ich deshalb auch die Anwesenheit zahlreicher Mitglieder des konsularischen Corps. Wir freuen uns sehr über Ihr Kommen.

Ein herzlicher Willkommensgruß gilt den Ehrengästen aus unserem wissenschaftlichen Umfeld: dem Präsidenten der Deutschen Forschungsgemeinschaft Prof. Winnacker, dem Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften Prof. Nöth, der Generalsekretärin der Max-Planck-Gesellschaft Frau Dr. Bludau und meinen Kollegen aus der Bayerischen Rektorenkonferenz Rektor Jasper aus Erlangen-Nürnberg, Rektor Altner aus Regensburg, Rektor Schweitzer aus Passau, Präsident Wimmer aus Eichstätt und Präsident Ruppert aus Bayreuth, sowie last but not least meinen Münchener Kollegen Herrmann von der Technischen Universität und Lössl von der Universität der Bundeswehr. Ihnen allen vielen Dank für diesen Beweis der Sympathie für die älteste Universität im Freistaat Bayern.

Der gleiche Dank gilt aber natürlich Ihnen, meine sehr verehrten Damen und Herren, die ich Sie nicht namentlich erwähnen konnte. Ohne Ihre Teilnahme wäre unser Stiftungsfest kein Erfolg. Schon deshalb freuen wir uns über Ihr Erscheinen. Dies gilt vor allem für die vielen Studentinnen und Studenten, die wir heute unter uns haben. Die Universität ist für Sie da. Sie sind deshalb auch unsere wichtigsten Geburtstagsgäste.

Als ich vor knapp 5 Jahren das Amt des Rektors übernahm, sagte mir ein Kollege: „Sie werden die Universität München in das nächste Jahrtausend führen“. Damals erschien mir diese Aufgabe etwas reizvoller als heute. Gerade in diesem letzten Jahr vor dem Millennium ist unsere Universität arg gebeutelt und zerzaust worden. Zu Beginn des Sommersemesters haben wir ein gutes Viertel unserer Studierenden verloren. Die Einführung von Studiengebühren für das Zweitstudium und die Zwangsexmatrikulation von Langzeitpromovenden hatten eine durchschlagende Wirkung. Die Universität München hat damit auch die dubiose Spitzenstellung als größte deutsche Hochschule verloren und befindet sich nun im gehobenen Mittelfeld der Universitätsliga. Allerdings sind wir darüber nicht allzu traurig, weil viele der abgewiesenen Studenten die Universität schon seit langem nicht mehr von innen gesehen hatten. Der

Schwund betrifft zwar keineswegs ausschließlich die sogenannten Scheinstudenten, die sich nur wegen der Vorteile des Studentenstatus bei uns eingeschrieben haben. Es befinden sich vielmehr durchaus auch ernsthafte Studierwillige darunter, denen wir nun abrupt den Stuhl für die Tür setzen mussten. Im großen und ganzen ist die Reduzierung unserer Studentenzahl aber nur eine Bereinigung unserer Statistik. Sie wird in Zukunft die tatsächliche Belastung vor allem der geisteswissenschaftlichen Fächer mit Lehraufgaben wirklichkeitsnah abbilden. Dies wird uns auch eine gerechte Mittelverteilung innerhalb der Universität erleichtern.

Weit schwerer als der Rückgang unserer Studentenzahl trifft uns aber der Verlust unserer Forstwissenschaftlichen Fakultät, deren Verlegung an die Nachbaruniversität die Bayerische Staatsregierung vor wenigen Wochen beschlossen hat. Die Universität München verliert damit ein traditionsreiches Fach, das schon wegen seiner Seltenheit unser gesamtes Profil mitgeprägt hat. Dank ihm besaß die ganze Universität auch ein gewisses Flair von Bodenständigkeit und Naturverbundenheit. Damit ist es nun vorbei. Auch die Verbindung zum Botanischen Garten, der universitätseigene Wald oder unser Lehr- und Versuchsgut für die Tiermedizin wird daran nicht viel ändern. Trotz dieses Abschiedsschmerzes wünschen wir der Forstwissenschaftlichen Fakultät eine harmonische Eingewöhnung unter dem neuen Dach und weiterhin erfolgreiche wissenschaftliche Arbeit im Dienst des Waldes. Unsere – bald muss ich sagen: ehemaligen – Kollegen dürfen sich dabei unserer Unterstützung sicher sein. Wir hoffen, dass unsere fachliche und menschliche Verbundenheit nicht abreißen wird.

Damit bin ich bei dem entscheidenden Punkt meiner Ansprache: Wie soll es weitergehen? Der Streit um das Schicksal der Fakultät hat sehr viel Zeit und Kraft gekostet. Er hat auch dem Ansehen der beiden Münchener Hochschulen nicht unbedingt genutzt. Schon deshalb haben wir nicht das geringste Interesse, diese Auseinandersetzung fortzusetzen und uns in eine Art Stellungskrieg mit der

Nachbaruniversität zu begeben. Entgegen der Darstellung in der Presse bestand und besteht die Leitung der Universität München nicht aus Streithanseln oder Racheengeln. Zwar hat die Süddeutsche Zeitung mit dem ihr eigenen Scharfblick an der Spitze der Universität kürzlich sogar ein „Rumpelstilzchen“ ausgemacht. Golda Meir hat aus ähnlichem Anlass einmal tröstend bemerkt: „There is no such thing as bad publicity. There is only publicity“. Trotzdem kann ich der mir zugeachteten Rolle nicht gerecht werden. Zwar halte ich es für meine Pflicht, die Konsequenzen der Entscheidung der Staatsregierung für den Hochschulstandort München sorgfältig zu überdenken. Dabei stellt sich naturgemäß auch die Frage nach dem Abbau von Redundanzen und der Bündelung von Ressourcen der beiden Münchener Universitäten. Wir werden aber unsere Vorstellungen mit großer Gelassenheit entwickeln und darüber auch das Gespräch mit unserer Nachbaruniversität suchen. Allerdings werden wir auch mit Entschiedenheit darüber zu wachen haben, dass bei der Weiterentwicklung des Hochschulstandorts München nicht mit zweierlei Maß gemessen wird. Was für die Technische Universität recht ist, ist für die Ludwig-Maximilians-Universität billig. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Ich gehe davon aus, dass mein Kollege Herrmann diese Auffassung teilt. Zu weiterem Streit besteht deshalb kein Anlass. Dies gilt insbesondere für die künftige Vertretung der Wirtschaftswissenschaften an den beiden Hochschulen. Gemeinsam sollten wir nun daran gehen, die Vor- und Nachteile des Aufbaus weiterer Redundanzen oder der Konzentration der dafür verfügbaren Ressourcen bei einer Universität abzuwägen. Wir werden diese Diskussion schon deshalb in recht entspannter Atmosphäre führen können, weil auch in unserer Betriebswirtschaftlichen Fakultät die Haltung dazu alles andere als einmütig ist. Niemandem von uns kann daran gelegen sein, die Arbeitsbedingungen gerade dieser so erfolgreichen Fakultät am Ende zu verschlechtern.

Dies gilt mutatis mutandis auch für die vorklinische Medizin. Zwischen den beteiligten Fakultäten

besteht – wenn ich recht sehe – Einvernehmen, dass die vorklinische Forschung und Lehre unter einem gemeinsamen Dach zusammengeführt werden soll. Das ist zunächst räumlich und organisatorisch zu verstehen. Gerade bei der Verwirklichung dieses Ziels werden sich erhebliche Probleme stellen. Erst wenn wir sie gelöst haben, werden wir auch über die Frage der künftigen Stellenzuordnung nachzudenken haben. Dabei werden wir natürlich auch im Gedächtnis behalten, dass die Bayerische Staatsregierung dem Expertengutachten zur Neuordnung des Standorts Freising-Weißenstephan gefolgt ist, das gemeinsame Einrichtungen verschiedener Universitäten für wenig praktikabel erklärt hat.

Aber auch mit der Beantwortung dieser Frage haben wir keine Eile. Unsere vorklinische Medizin leistet auch ohne personelle Verstärkung ausgezeichnete Arbeit. Von den 14 Sonderforschungsbereichen der Universität sind 4 in diesem Bereich angesiedelt. Wir hoffen sehr, dass es uns eines nicht allzu fernen Tages auch gelingen wird, ihm in unserem neuen medizinisch-naturwissenschaftlichen Campus in Großhadern-Martinsried optimale äußere Arbeitsbedingungen zu sichern. Am besten mit den Fachkollegen aus der Technischen Universität, aber nötigenfalls auch ohne sie.

Aus aktuellem Anlass musste ich mich in meinen Ausführungen vor allem auf die Probleme konzentrieren, mit denen wir zu kämpfen haben. Unsere Erfolge kamen dabei zu kurz: Zum Beispiel die neu bewilligten Sonderforschungsbereiche und Graduiertenkollegs, zum Beispiel die Neubauten für die Fakultät für Chemie und Pharmazie sowie für die Geschichtswissenschaften, die wir der großzügigen Förderung durch die Bayerische Staatsregierung verdanken.

Trotz der uns verordneten Abmagerungskur können wir also erhobenen Hauptes in das nächste Jahrhundert gehen. Zu unserem Selbstbewusstsein tragen gerade die naturwissenschaftlichen Disziplinen entscheidend bei. Auf dem vielversprechenden neuen Campus in Großhadern-Martinsried ist neben dem Großklinikum und dem Neubaukomplex für die Fakultät für Chemie und Pharmazie seit 1994 auch das Genzentrum angesiedelt. Wir freuen uns, dass ein renommierter Wissenschaftler dieser interdisziplinären Einrichtung, Prof. Eckhard Wolf, heute den Festvortrag halten wird. Mit seinem Klon-Kalb „Uschi“ ist er zu einer Berühmtheit geworden. Seine Berufung an das Genzentrum im Alter von 31 Jahren ist übrigens auch ein sichtbarer Beweis unserer erfolgreichen Bemühungen, den Lehrkörper zu verjüngen. Herr Kollege Wolf ist aber nicht nur sehr jung, er sieht auch sehr jung aus. Seit dem letzten Jahr ist er Mitglied unseres Professoren-Achters beim alljährlichen Ruderwettkampf der beiden Münchener Universitäten. Sein erfolgreichen Einsatz auch auf diesem Gebiet hat bei der Leitung der Nachbarhochschule den Argwohn erweckt, dass wir bei den Professoren auch Studenten mitrudern lassen, um den Sieg zu erschleichen. Nun, das tun wir nicht. Das haben wir gar nicht nötig. Wir haben zum Glück auch sehr junge Professoren, die sich erfolgreich für uns in die Ruder legen. Ich danke Herrn Kollegen Wolf, dass er zusätzlich zu dieser wichtigen Aufgabe auch noch den heutigen Festvortrag übernommen hat. Seinen Ausführungen über das eventuell bevorstehende Ende der Originale sehen wir mit einer Mischung aus Spannung und Sorge entgegen.

75 Jahre Kommunikationswissenschaft

„Die Universitäten entscheiden über die Gewinner und Verlierer des 21. Jahrhunderts“, erklärte am 1. Juli 1999 anlässlich der 75-Jahr-Feier des Instituts für Kommunikationswissenschaft der Verleger der Hubert Burda Media Gruppe und Vorsitzende des LMU-Hochschulrates, Dr. Hubert Burda, über die neuen Herausforderungen für den Medien- und Hochschulstandort München. Insbesondere vor dem Hintergrund der Digitalisierung und Globalisierung sei es die Aufgabe der LMU, gemeinsam mit allen anderen Forschungseinrichtungen, München zu einem weltweit führenden „Center of Excellence“ zu entwickeln: „Deutsche Unis sind nicht länger unter sich, sondern müssen sich mit europäischen und amerikanischen Hochschulen messen lassen“.

Mit der Berufung von Karl d’Ester zum außerordentlichen Professor für Zeitungskunde zum 1. 4. 1924 begann das heutige Institut für Kommunika-

tionswissenschaft (Zeitungswissenschaft) seine Existenz. 30 Jahre lang leitete d’Ester das zunächst nur sehr spärlich mit Mitteln ausgestattete Institut. Hanns Braun, sein Nachfolger war ein Praktiker mit Berufserfahrung als Feuilletonist und Theaterkritiker. Mit Otto B. Roegele kam 1963 ein weiterer Praktiker auf diese Professur, die auf die Ebene eines Ordinariats angehoben wurde. Er war vor seiner Berufung Chefredakteur des Rheinischen Merkur. In seine Zeit – er wurde 1985 emeritiert – fällt auch die Einführung des Diplomstudiengangs Journalistik, in Zusammenarbeit mit der deutschen Journalistenschule, an dessen Zustandekommen sein damaliger Mitarbeiter Wolfgang Langenbacher wesentlichen Anteil hatte. Wachsende Studentenzahlen und das rasch wachsende Fach führten zu einer – allerdings nie mit den Studentenzahlen Schritt haltenden – Vermehrung der Professuren und zu mehreren Umzügen: vom Hauptgebäude ins Amerika-Haus am Karolinenplatz mit einer Dépendance in der Widenmayerstraße, und von dort in die Schellingstraße. Inzwischen hat das Institut in der Oettingenstraße 67 eine hoffentlich langfristige Bleibe gefunden.

Universitätskliniken vereinigt

Das Klinikum Innenstadt und das Klinikum Großhadern wurden zum Klinikum der LMU vereinigt. Am 9. Juli 1999 hatte der Aufsichtsrat des Klinikums Prof. Dr. Gerd Plewig zum Ärztlichen Direktor sowie zum Vorsitzenden des Klinikumsvorstands gewählt. Als sein Vertreter wurde Prof. Dr. Maximilian Reiser ernannt. Prof. Dr. Udo Löhrs gehört als Professor der Medizin dem Klinikumsvorstand an, sein Vertreter ist Prof. Dr. Rein-

hard Hohlfeld. Der Aufsichtsrat hat zudem beschlossen, den bisherigen Verwaltungsdirektor des Klinikums Innenstadt Günter Auburger und den bisherigen Pflegedirektor des Klinikums Großhadern Peter Jacobs als Mitglieder in den Klinikumsvorstand zu bestellen.

Mit der Übernahme der Amtsgeschäfte durch den neuen Klinikumsvorstand ergaben sich weitreichende Veränderungen in der Stellung des Klinikums zur Gesamt-Universität. Das Klinikum wurde im organisatorischen und finanziellen Bereich sowie in der Verwaltung selbständig.

75 Jahre Doktordiplom – Erinnerungen

Dr. Fritz Schulmann aus Los Angeles/USA erhielt am 9. Juli 1999 eine Ehrenurkunde der Volkswirtschaftlichen Fakultät anlässlich seines 75. Doktorjubiläums. Seine Dankansprache ist ein Zeitzeugnis, das wir hiermit veröffentlichen:

Es berührt mich sehr, wie freundlich ich empfangen wurde und ich darf annehmen, dass dieser Empfang nicht so sehr mir persönlich gilt, sondern den Vielen, die in den 30ern und 40ern ihrer Rechte oder sogar ihres Lebens beraubt wurden.

Ich will versuchen, Ihnen einen kurzen Blick in die allgemeinen Umstände und meine eigenen Erfahrungen in der vergangenen Zeit zu gewähren.

Nach Abschluss meiner Gymnasialzeit am Theresien-Gymnasium München immatrikulierte ich mich im Wintersemester 1920/21 als 19jähriger an der Technischen Hochschule München und kurze Zeit darauf an der Staatswirtschaftlichen Fakultät der LMU. Es war etwa 2 Jahre nach Ende des ersten Weltkriegs – die politischen Umstände waren in ständigem Aufruhr, die wirtschaftlichen Verhältnisse wurden mehr und mehr von dem Anschwellen der Inflation beeinflusst. Gleichzeitig mit meinem Studium begann ich meine Lehrzeit in der damaligen Bayerischen Handelsbank. Sogenannte Werkstudenten waren damals höchst selten. Für mich war es kein Muss, aber ich fühlte doch, dass meine Mitwirkung in der Familie am Platz wäre.

Wirtschaftliche Umstände waren es auch, die mich veranlassten, meine Studien auf München zu beschränken. Im Rückblick muss ich feststellen, dass ich in praktischer Beziehung zweifellos durch diese Ausbildung profitierte, aber die Universitätserziehung hat doch bis zu einem gewissen Grad gelitten. Ich konnte nur an Abendvorlesungen teilnehmen, da ich einen großen Teil des Tages in der Bank verbrachte. In den 4 Jahren meines na-

tionalökonomischen Studiums habe ich nur an einem Seminar teilgenommen; andererseits wurden meine Kenntnisse in Kursen bei einem damals sehr bekannten „Pauker“ ausreichend gefestigt. Titel meiner Doktorarbeit war „Deutschlands Rohbaumwollversorgung nach dem Krieg“. Mein sog. Doktorvater war Prof. Zahn, Direktor des Bayerischen Statistischen Landesamtes, der meine Arbeit erst nach Fertigstellung zu sehen bekam, ohne irgendwelche Änderungen zu fordern. Meine Prüfer im Rigoroseum waren Lotz in der Finanzwirtschaft, von Zwiedenek-Südenhorst in Allgemeiner Nationalökonomie und Zahn in Statistik. Von Keynes war übrigens zu meiner Studienzeit noch nicht die Rede. Das Volkswirts-Examen war 1924 noch keine Voraussetzung für die Zulassung zur Doktorprüfung. Unter den gleichzeitigen Prüflingen befand sich ein General, der nach dem Kriege sein Studium begann. Meine einzige Erinnerung an das Rigoroseum ist, dass Zwiedenek-Südenhorst seine Beine über einen Stuhl legte – eine Tatsache, die die bestehende Spannung etwas minderte.

Die ständig wachsende Politisierung der Studentenschaft war nicht zu verkennen. An den 9. 11. 1923 (den sog. Bürgerbräukellerputsch) erinnere ich mich noch deutlich. Am Nachmittag des Marsches zur Feldherrnhalle war lebhaftes Treiben in der Stadt und eine Reihe von Unterhaltungen, an denen ich partizipierte, ergab eine überwiegend ziemlich negative Haltung zu den Ereignissen. Die Inflation, die Ende 1923 sich im Preise des Laibes Brot von 1 Billion äußerte, endete mit einem Schlag im Dezember 1923 durch die Aktion von Hjalmar Schacht. Im Sommer 1923 (während einer kurzen Tätigkeit während der Ferien als Bankbeamter) wurden wir täglich mittags ausbezahlt, um einigermaßen mit der Inflation Schritt zu halten. Die berüchtigte Reichsgerichtsentscheidung (M=M) hat für meine Begriffe – die wohl allgemein geteilt wurde – das Rückgrat des Bürgertums und seine Bedeutung entscheidend geschwächt. Stresemann als Außenminister, Abschluss des Locarno-Vertrags, Hindenburgs Wahl zum Reichspräsidenten erschien 1925 neuen Optimismus zu erwecken, aber mit dem Börsenkrach (1929), der erschrek-

kend raschen Verschlechterung der Wirtschaftslage und dem Eintritt von 113 nationalsozialistischen Abgeordneten in den Reichstag (September 1931), traten selbst für den Unpolitischen drohend gefährvolle Wolken auf. Ständige Zusammenstöße brauner und roter Gruppen waren unverkennbare Erscheinungen der rapid anschwellenden Politisierung, die gleichzeitig die Wirksamkeit der mehr und mehr geschwächten Regierung unterwühlten.

Meine Versuche, auf Grund meines Studiums eine geeignete Position zu finden, waren erfolglos. Das lebhafteste Interesse an Nationalökonomie- und Wirtschaftsexperten trat erst nach dem II. Weltkrieg ein. Ich entschloss mich daher 1925 auf das Gebiet der Jurisprudenz umzusatteln, bestand 1927 das Referendarexamen und 1930 das juristische Staatsexamen. Es gelang mir alsbald als juristischer Mitarbeiter in der Deutschen Allgemeinen Treuhand A.G. (einer Wirtschaftsprüfungsgesellschaft) unterzukommen. Meine Tätigkeit dort und nach Zulassung zur Anwaltskammer als selbständiger Anwalt verlief in den nächsten 3 Jahren in normalen Bahnen und nach der Machtergreifung (30. 1. 1933) ergab sich zunächst keine Veränderung für meine Position in der Treuhand, obwohl die Leitung der Firma alsbald in nationalsozialistische Hände überging.

Der Gauleiter von Ostpreußen hatte das Kapital der Firma übernommen, das zuvor in den Händen der Dresdner Bank lag und hatte dafür gesorgt, dass die Gesellschaft die Gesamtprüfung der Arbeitsfrontorganisation erhielt. Ich verlor jedoch aufgrund des Gesetzes vom 7. 4. 33 – vorübergehend – meine Zulassung zur Anwaltschaft. Sie wurde mir im Herbst 1933 aufgrund meiner Zugehörigkeit zur Reichswehr 1919 und zum Freikorps Epp in 1920 (Ruhrgebietsaktion im Anschluss an den niedergeschlagenen Kapp-Putsch) wieder erteilt. Die Beziehungen zum Personal waren in dieser Zeit ohne irgendwelche Spannung. Für etwa ein Jahr trat in meine und meines Kollegen Tätigkeit wenig Veränderung ein, mit der Ausnahme, dass der sog. Arisierungsprozess ständig zunahm, in dem es uns gelang, nicht selten relativ faire Ergebnisse für die Verkäufer zu erzielen, wenn nicht

parteilpolitische Interessenten zu starkem Druck ausübten. Meine Tätigkeit verlief zwischen Zivilgerichten, staatlichen Institutionen, besonders der für Auswanderung zuständigen Devisenstelle, Verhandlungen mit Klienten und deren Gläubigern. Daraus ergab sich überraschenderweise keine wesentliche Komplikation.

Ungefähr in 1934 forderte die Gestapo, dass die 2 jüdischen Mitarbeiter nur örtlich getrennt vom Rest der Firma tätig sein dürften und so wurde Abt. II gegründet, in der wir verhältnismäßig ungestört weiterarbeiteten. Es war eine bemerkenswerte Tatsache, dass Regierungs- bzw. Parteilpolitik sich während dieser Periode nicht ständig in ansteigender Linie bewegte. Es war mir z. B. möglich, die olympischen Winter- und Sommerereignisse in Garmisch und Berlin 1936 als Zuschauer zu besuchen.

Im Oktober 1936 verlangte die Gestapo die sofortige Entlassung der jüdischen Mitarbeiter und nun trat eine Situation ein, die in ihren Ursachen bis heute mir nicht klar geworden ist. Wir erhielten zu diesem Zeitpunkt von zwei „alten Kämpfern“ und Inhabern einer Münchner Bankfirma einen 3jährigen Vertrag, der uns Fortsetzung unserer bisherigen Betätigung gestattete, unter der Bedingung, dass wir die Unterhaltungskosten der Unternehmung zu tragen hatten, aber berechtigt waren, die restlichen Erträge für uns zu behalten. Erst die Ereignisse der Kristallnacht (9. 11. 38) bereiteten diesem Zustand ein jähes Ende. Ich meldete mich am darauffolgenden Tag im Wittelsbacher Palais (Sitz der Münchner Gestapo) als mein Vater (75 Jahre alt) in meiner Abwesenheit an meiner Stelle verhaftet worden war.

Ich wurde mit vielen Anderen im Lager Dachau eingeliefert, nachdem ich vergeblich die gegen meine Meldung zugesagte Freilassung meines Vaters versucht hatte. Die Behandlung im Lager war im höchsten Grad erniedrigend, für kränkliche Personen – ohne Medizin – in vielen Fällen tödlich, doch muss festgehalten werden, dass mit dem, was sich in späteren Jahren in den Lagern zutrug, kein Vergleich bestand. Ernährung war erträglich.

Mit Ausnahme von morgendlichen Appellen, in denen man ständigen verbalen und tätlichen Angriffen der SS-Wachen ausgesetzt war, hatte man während des Tages Ruhe; es war keine Arbeit zu verrichten; Kameraderie unter den Insassen war gut; innerhalb des Lagers konnten wir uns frei, auch in Gruppen bewegen. Die Kopfhare wurden radikal gekürzt, und wir waren gezwungen eine typische Sträflingskleidung zu tragen.

Mein Aufenthalt in Dachau betrug 3 Wochen. Dann wurden mein Kollege und ich zum Wittelsbacher Palais transferiert, wo ich 2 Tage eine Zelle mit einem Mann teilte, der seit Jahren dort festgehalten war. Sein Zustand bedeutete für mich eine schwere Belastung. Nach 2 Tagen wurden wir einem Prokuristen der Treuhandgesellschaft gegenübergestellt, der von der Gestapo unsere Freilassung forderte, um die Übergabe von Akten an die Treuhand zu ermöglichen. So endete unsere „Schutzhaft“. Ich kann mir das Einschreiten der Gesellschaft nicht anders als eine reine Hilfsaktion erklären, denn nicht *einmal* wurde nachher unsere Mithilfe oder Information bezüglich der Akten gefordert – eine unter damaligen Umständen bemerkenswerte Haltung der Treuhand, für die ich heute noch dankbar bin.

Die Ergebnisse der Kristallnacht – Ende meiner Tätigkeit in der Treuhand und endgültige Entziehung der Zugehörigkeit zur Anwaltskammer (30. 11. 38) – zwangen mich, meine bisherige Haltung aufzugeben, und ich begann die Vorbereitung zu meiner Auswanderung nach den Philippinen. Ein Bundesbruder von mir war bereits 1924 nach Manila ausgewandert und begann dort eine erfolgreiche medizinische Praxis. Er hatte mich in den vergangenen Jahren ständig aufgefordert nach dort zu kommen. Am 2. 4. 39 verließ ich meine Heimat und meine Eltern, die sich zu der Zeit ihres Alters wegen nicht zur Auswanderung entschließen konnten.

Ich reiste mit einem japanischen Boot, die *Yasakuni Maru*, und kam Anfang Juni 1939 in Manila an. So war ich am anderen Ende der Welt und in einer Welt, von meiner bisherigen Umgebung

gründlich unterschieden, angelangt. Bald sollte sich auch herausstellen, dass ich vom Regen in die Traufe gewechselt hatte. Die Philippinen waren nach 400jähriger Herrschaft unter den Spaniern von den Amerikanern am Ende des 19. Jahrhunderts befreit worden, aber beileibe nicht unabhängig im Sinne eines souveränen Staats. Die Wirtschaft der stark katholischen, 40 Millionen zählenden Bevölkerung war überwiegend beherrscht von amerikanischem Einfluss – man sprach zu der Zeit von 40 Jahren Hollywood nach 400 Jahren im Kloster – aber auch europäische Interessen waren stark vertreten, während ein Großteil des Grundbesitzes sich in den Händen einer einheimischen Elite befand. Das Kolonialsystem war in der Vorkriegszeit noch in voller Blüte und Kontakte mit der einheimischen Bevölkerung entsprechend gering. Das hat sich während des Krieges wesentlich verändert. Jedenfalls war die Gewöhnung an das subtropische Klima nicht einfach.

Suche nach einer Position war bei meiner Ankunft durch starken Zuwachs der Einwanderung von Europa sehr kompliziert. Es entbehrte nicht der Ironie, dass meine Aussichten in einer englischen Minenfirma von der Londoner Zentrale zerstört wurden, die erklärte, dass das Engagement eines Deutschen nach dem Ribbentrop-Molotow Abkommen (23. 8. 39) nicht in Frage komme. Es war bemerkenswert, wie sehr sich der Deutsche Klub an meiner Jobsuche interessierte. Fern von der Heimat hielten sie sich verpflichtet, wie sie sich ausdrückten, die Schwierigkeiten der Emigranten zu erleichtern. Trotzdem musste ich $\frac{1}{2}$ Jahr ausharren, bevor ich in einer australischen Firma als Accountant (etwa Oberbuchhalter) unterkam, was es mir ermöglichte, meine Jugendliebe von England kommen zu lassen – wir heirateten im Juni 1940 in Manila.

Ein Wechsel in meiner Tätigkeit, verursacht durch den Krieg in Europa, brachte uns nach der Insel Negros, etwa in der Mitte der Philippinen gelegen, zu einer schweizerischen Wirtschaftsprüfungsgesellschaft, *Waelti, Hablützel und Miller*. Meine frühere Tätigkeit in der Bank und in der Treuhand, neben den erworbenen theoretischen Kenntnissen

aus meiner Studienzeit, machte diesen Übergang in meinem Beruf möglich. In Bacolod, Hauptstadt von Negros Occidental, etwa 30000 Einwohner, hatten wir ein relativ ruhiges Leben in einer landschaftlich bevorzugten exotischen Umgebung, bis zum 8. Dezember 1941 (Überfall der Japaner auf den amerikanischen Hauptflottenstützpunkt Pearl Harbor auf Hawaii). Zunächst lernte ich ein weiteres KZ kennen, das ich mit einigen Italienern und einem alteingesessenen Deutschen und etwa 150 Japanern, meist Fischerleute, teilte, bis die Behörden von Amerikanern überzeugt wurden, dass meine Eigenschaft als „feindlicher Ausländer“ in meinem Fall keinen Anlass zur Internierung bilde. Ich war jedoch bis zum Eintreffen der Japaner in Negros (Mai 1942) unter Aufsicht. Die Trennung von der Familie war natürlich eine Belastung (inzwischen war unser Sohn geboren), aber der Aufenthalt im Lager stellte keine besonderen Anforderungen.

Die Verwaltung unter den Japanern fand meine vorzeitige Freilassung durch die Philippiner sehr verdächtig, was zu ausgiebigen Untersuchungen (ohne Ergebnis) führte. Unser Leben und das der Schweizer Kolonie und einiger Basken änderte sich nun gründlich – alle Amerikaner und Engländer wurden interniert. Meine Firma war vorher in der Hauptsache mit der Verwaltung von Ländereien (Haciendas) mit Zuckerproduktion und -verbreitung beschäftigt. Jegliche Tätigkeit endete; Bargeld war nicht mehr im Umlauf, Inflation der Preise steigerte sich ständig; völlige Rückkehr zum Tauschhandel trat ein. Ernährung war auf einem Tiefpunkt gesunken: Reis zum Frühstück, mittags und abends, und der Mangel an jeglicher Medizin bedeutete eine ständige Gefahr.

Kenntnisse in Latein und Geschichte gaben mir die Möglichkeit, Kindern, u. a. des Gouverneurs von Negros und von Schweizern, Unterricht zu erteilen, da Unterricht in den Schulen unterblieb. Bezahlung erfolgte in Reis und Zucker. Eine spe-

zielle Komplikation war der Umstand, dass die Erwartung der Japaner auf unsere Kooperation als Verbündete von uns nicht erfüllt werden wollte. Das erforderte eine Geschicklichkeit, eine Diplomatie, die nur dadurch ausreichte, dass wir es in unserem entlegenen Platz nur mit höchst mäßigen Gegnern zu tun hatten: es gab eine Reihe von kitschigen Situationen, Hausdurchsuchungen, vorübergehende Inhaftierungen, die glücklich vorübergingen. In 1943 und 1944 sorgten häufige amerikanische Luftangriffe dafür, dass wir die Hoffnung auf ein baldiges Ende nicht aufgaben – wir wurden schließlich am 31. März 1945 von amerikanischen Truppen befreit, die uns nach 3 Monaten in Militär- und Rehabilitierungslager brachten, in denen wir langsam wieder unsere beachtlichen Gewichtsverluste ausgleichen konnten.

Ertelung des Visums verzögerte unsere Überfahrt nach Amerika bis Mai 1946, und dann begann unser Leben in den Staaten, in Los Angeles, wo wir uns nach schwierigem Anfang schließlich gut zurecht fanden. Die Verbindung mit der alten Heimat und alten Freunden und Schulkameraden nahmen wir persönlich im Jahr 1958 wieder auf. Inzwischen hatte sich mein Vater 1947 als 84-jähriger bei uns eingefunden, nachdem er 3 Jahre in Theresienstadt überlebt hatte. Er ist entscheidend schuld daran, dass unser Sohn so gut Deutsch erlernte.

Meine Mutter starb vorzeitig in Theresienstadt. Ein Onkel und zwei meiner Tanten, sowie ca. 14 weitere Mitglieder meiner Familie wurden in die östlichen Vernichtungslager verschleppt und haben dort ihrem Tod gefunden.

Ich hoffe, ihre Zeit mit meinen Ausführungen, dem Versuch, die nicht alltäglichen Erfahrungen meines Lebens verständlich zu machen, nicht zu sehr in Anspruch genommen zu haben. Das Stadtarchiv von München hat übrigens ein Video über meine Lebensbeschreibung, allerdings in Englisch.

5 Millionen Mark jährlich für Depressions- und Suizidforschung

Münchener Forscher erhalten für ein neuartiges bundesweites Forschungsprojekt „Kompetenznetz Depression, Suizidalität“ Fördermittel von bis zu fünf Millionen DM im Jahr für bis zu fünf Jahre im Rahmen des Programms „Kompetenznetzwerke in der Medizin“ des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF).

Der Kompetenznetz-Antrag „Depression, Suizidalität“ wurde Anfang des Jahres 1999 durch eine internationale Jury positiv beurteilt und gehörte damit zu den neun Gewinnern aus den insgesamt eingegangenen 160 Anträgen. Antragsteller waren Prof. Dr. Hans-Jürgen Möller und Prof. Dr. Ulrich Hegerl von der Psychiatrischen Klinik der Ludwig-Maximilians-Universität München sowie Prof. Dr. Dr. F. Holsboer vom Münchner Max-Planck-Institut für Psychiatrie. Sprecher des Kompetenznetzes ist Prof. Dr. Ulrich Hegerl.

Das in dieser Form bisher einmalige Förderungsprogramm „Kompetenznetzwerke in der Medizin“ hatte bereits in der Ausschreibungsphase einige Bewegung in die medizinische Forschungslandschaft in Deutschland gebracht und auch in den europäischen Nachbarländern Aufmerksamkeit gefunden. Ziel ist die Förderung überregionaler Netzwerke für spezifische Krankheiten und dadurch die Verbesserung der Kooperation und des Wissenschaftstransfers zwischen den Forschungseinrichtungen einerseits und den verschiedenen Versorgungsebenen andererseits.

Die zentralen Ziele des bundesweiten Projekts zur Optimierung von Therapie und Forschung bei Depressionen und Suizidgefährdung sind:

Verbesserung des diagnostischen Defizits.

Die wirkungsvollsten Verbesserungsansätze ergeben sich durch eine enge Kooperation mit haus-

ärztlich tätigen Medizinern. In diesem Versorgungsbereich finden sich einerseits die meisten depressiven Patienten, andererseits werden aber bei mehr als 50 Prozent der Patienten die depressive Erkrankung und damit auch oft die drohende Suizidalität nicht erkannt.

Verbesserung des therapeutischen Defizits.

Etwa 70 bis 80 Prozent der depressiven Erkrankungen sind heute erfolgreich behandelbar. Bei mehr als 50 Prozent werden aber von hausärztlicher Seite insuffiziente Behandlungsstrategien angewandt (zu kurz, zu niedrig, individuell nicht angepasst oder mit Substanzen ohne antidepressiven Wirksamkeitsnachweis). Daher sind auch in diesem Bereich Maßnahmen dringend erforderlich, die auch in der hausärztlichen Praxis klinisch bewährte Behandlungsleitlinien durchzusetzen helfen.

Verbesserung des Forschungsdefizits.

Drängende Forschungsfragen im ambulanten und hausärztlichen Bereich wurden bisher von der universitären Forschung nur ungenügend aufgegriffen. Zum Beispiel sind Patienten mit leichteren depressiven Syndromen, oft in Kombination mit Ängsten und multiplen körperlichen Beschwerden in der hausärztlichen Praxis sehr häufig, ohne dass die Frage nach der richtigen Behandlung bisher von der Forschung ausreichend beantwortet worden ist. Weitere wichtige Forschungsfragen betreffen die Behandlung chronischer und therapieresistenter schwerer Depressionen oder die Klärung der Pathogenese der Depression und Suizidalität.

Depressive Störungen gehören zu den häufigsten und hinsichtlich ihrer Schwere und Gefährlichkeit am meisten unterschätzten Erkrankungen. Dies wurde mit überraschender Deutlichkeit durch neuere Untersuchungen der WHO und der Weltbank bestätigt. Die Berücksichtigung der Schwere, Dauer und Häufigkeit einer Erkrankung kommt in den entwickelten Ländern der unipolaren Depression die größte medizinische Bedeutung zu, vor allen anderen Erkrankungen wie z. B. Krebserkrankungen oder Diabetes mellitus.

In Deutschland nehmen sich jährlich über 12000 Menschen (1996, letzte verfügbare Zahl) das Leben (zum Vergleich: ca. 8000 Verkehrstote), etwa 250000 Patienten werden jährlich nach Suizidhandlungen in Krankenhäuser eingewiesen und etwa 2 Prozent der Allgemeinbevölkerung begehen in ihrem Leben mindestens einen Suizidver-

such. Die meisten Suizide und Suizidversuche erfolgen im Rahmen behandelbarer Depressionen.

Eine ausführliche Darstellung ist im Internet abrufbar unter: <http://www.kompetenznetz-depression.de>.

BR-Intendant Scharf ist neuer Vorsitzender des Kuratoriums

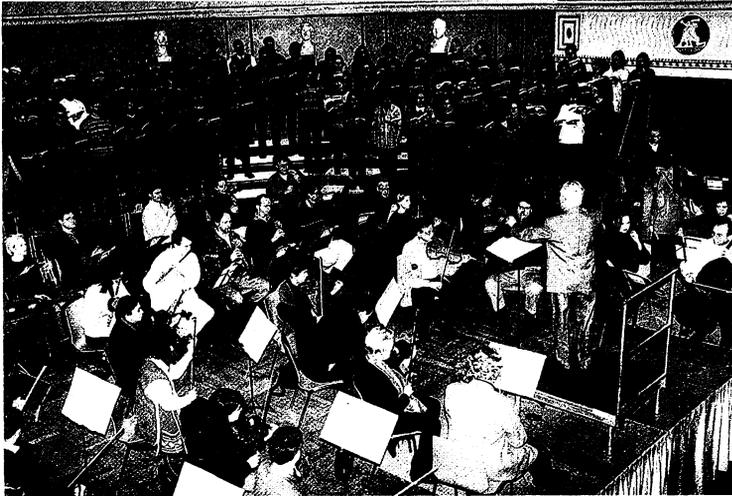
Das Kuratorium der Universität München hat am 23. Juli 1999 den Intendanten des Bayerischen Rundfunks, Professor Dr. Albert Scharf, einstimmig zum neuen Vorsitzenden gewählt. Professor Scharf wurde 1992 in dieses Gremium berufen, dem derzeit 23 Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens angehören.

Das Kuratorium soll die Interessen der Universität in der Öffentlichkeit unterstützen und die Hochschule regelmäßig in sämtlichen Arbeitsbereichen beraten. Die Mitglieder des Kuratoriums bringen für die LMU wertvolle Erfahrungen aus ihren jeweiligen Berufsfeldern ein. Sie werden vom Senat der Universität für die Dauer von drei Jahren gewählt. Die Tätigkeit des Kuratoriums ist unabhängig von der des Hochschulrats.



Dr. Albert Scharf
Foto: Bayerischer Rundfunk

50 Jahre Universitätschor



Mit einem Jubiläumskonzert am 19. und 20. Juli 1999 ehrte der Universitätschor seinen Leiter, den Universitätsmusikdirektor Prof. Dr. Hans-Rudolf Zöbele, der seit nunmehr 30 Jahren den Chor, dem Studierende aller Münchner Universitäten angehören, leitet.



Unsere Fotos zeigen Szenen aus Proben.

Universität erhält brasilianischen Stiftungslehrstuhl

Die Universität München erhielt einen von Brasilien finanzierten Stiftungslehrstuhl, den „Rio Branco Chair“. Eine entsprechende Vereinbarung wurde im September 1999 in Anwesenheit von Wissenschaftsminister Hans Zehetmair, dem brasilianischen Staatsminister für Erziehung und Sport Prof. Dr. Paulo Renato Souza und von Rektor Prof. Dr. Andreas Heldrich in München unterzeichnet. Es handelt sich um den einzigen brasilianischen Stiftungslehrstuhl in Europa. Die LMU steht damit in einer Reihe mit den amerikanischen

Spitzenuniversitäten Berkeley, Columbia und Chicago, mit denen vergleichbare Vereinbarungen getroffen wurden. Das „Instituto Rio Branco“, die brasilianische Spitzenuniversität, die den Nachwuchs für den diplomatischen Dienst ausbildet, wird in Zusammenarbeit mit der LMU die Gastprofessoren auswählen.

Mit diesem Lehrstuhl soll die Vermittlung von Wissen über das moderne Brasilien insbesondere in den Sozial- und Geisteswissenschaften gefördert werden. Zugleich soll der wissenschaftliche Kontakt, zum Beispiel durch die Begleitung von Münchner Forschungsprojekten über Brasilien, durch Konferenzen und andere Veranstaltungen intensiviert werden.



Nach der Vertragsunterzeichnung.

Von rechts: Roberto Abdenur (Botschafter Brasiliens), Minister Hans Zehetmair, Prof.Dr. Paulo Renato Souza (Bildungsminister Brasiliens), Prof.Dr. Andreas Heldrich (Rektor der LMU), Prof.Dr. Abilio Afonso Beata Neves (Presidente da CAPES)

Foto: Hans Süß

Verlust der Forstwissenschaftlichen Fakultät

Mit Wirkung vom 1. Oktober 1999 wurde die Forstwissenschaftliche Fakultät, die seit 1992 ihren Standort in Freising-Weihenstephan hatte, aus der Ludwig-Maximilians-Universität ausgegliedert und an die Technische Universität übertragen. Alle Proteste der LMU hatten nichts genützt. Inzwischen ist die Fakultät dort in den neuen Strukturen des Life-Science-Zentrums der TU aufgegangen.

Seit 1878 war die Forstwissenschaft Studienfach an der Universität und Teil der Staatswirtschaftlichen Fakultät, wurde aber dort schon lange vorher im

Rahmen der „Kameralwissenschaften“ gelehrt. Die Lehrstühle waren eng verflochten mit den Instituten der staatlichen Forstlichen Versuchsanstalt, die bis in die achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts den größten Teil der Infrastruktur gestellt hat. Das Institutsgebäude an der Amalienstraße – heute nach Umbau Teil des Historicums – entstand 1899. 1971 wurde die Forstwissenschaft eine selbständige Fakultät. Prominente Professoren der Forstwissenschaft in den letzten Jahrzehnten waren u. a. Prof. Dr. Nikolaus Köstler, der als Rektor 1953/54 eine wichtige Rolle beim Wiederaufbau der Universität gespielt hat, Prof. Dr. Julius Speer, Rektor von 1960 bis 1963, danach Vorsitzender der Westdeutschen Rektorenkonferenz und Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft und Prof. Dr. Richard Plochmann, der als Konrektor 1972 bis 1975 in der Zeit der Umstrukturierung der Universität wirkte.

Mit rund 450 Studierenden und 21 Professoren gehörte die Forstwissenschaft zu den kleineren Fakultäten der Universität. Die Umsiedlung an die Technische Universität war für die LMU ein schmerzlicher Verlust. Ein Gedenkstein im Park beim früheren Institutsgebäude erinnert an Prof. Karl Gayer, einen der führenden Professoren Ende des 19. Jahrhunderts, und an die Forstwissenschaftliche Fakultät.

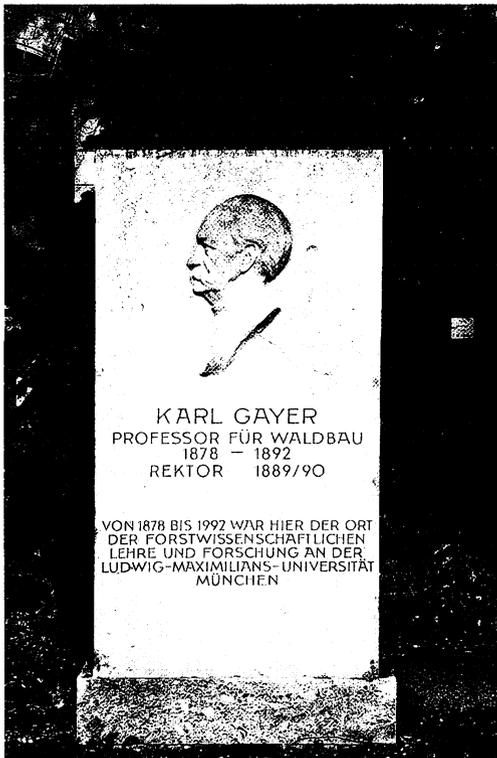


Foto: Katharina Lorens

„Hochschule und Marketing“ – Hochschulpressereferenten tagen in München

„Hochschule und Marketing“ war das Thema der Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft der Hochschulpressstellen in Deutschland, die vom 15. bis 17. September 1999 im Universitätshauptgebäude stattfand. Rund 160 Pressereferenten und Pressereferentinnen – die bisher größte Zahl bei diesen, jährlich an einer anderen Universität veranstalteten, Zusammenkünften – beschäftigten sich in Vorträgen, Workshops und Diskussionen in der Ludwig-Maximilians-Universität u. a. damit, wie ein Marketing für die Hochschulen ihre Öffentlichkeitsarbeit beeinflussen wird, welche Instrumente zur Verfügung stehen und wie diese am sinnvollsten eingesetzt werden können.

Die Tagung war von den Pressestellen der drei Münchner Universitäten und der Fachhochschule gemeinsam vorbereitet worden und wurde von der Arbeitsgemeinschaft der Hochschulpressstellen in Deutschland veranstaltet. Dieser Arbeitskreis wurde Anfang 1969 unter Mitwirkung des LMU-Pressereferenten Dietmar Schmidt von den damals noch sehr wenigen hauptamtlichen Leitern von Hochschulpressstellen gegründet und hat jetzt etwa 200 Mitglieder. Bereits zweimal hatten sich seither die Hochschulpressereferenten in München getroffen: 1970 noch im kleinen Kreis mit etwa 10 Teilnehmern und 1985 mit etwa 60 Teilnehmern.

Der Heinrich-Wieland-Preis und Heinrich Wieland – Persönliche Erinnerungen von Hildegard Hamm-Brücher

Am 5. 11. 1999 wurde wie alljährlich der Heinrich-Wieland-Preis verliehen. Preisträger war Prof. Ernst Heinz vom Institut für allgemeine Botanik der Universität Hamburg. Mit diesem Preis (50 000 Mark) werden Arbeiten aus dem Bereich der Chemie, Biochemie und Physiologie der Fette und Lipide sowie ihrer ernährungsphysiologischen und klinischen Bedeutung ausgezeichnet. Prof. Heinz ist der 50. Preisträger. Anlässlich der Preisverleihung im Heinrich-Wieland-Hörsaal im Institutsneubau in Großhadern sprach Hildegard Hamm-Bücher über ihren Lehrer, den Nobelpreisträger Heinrich Wieland, Chemieprofessor in München in einer schwierigen Zeit.

Hildegard Hamm-Brücher:

Persönliche Erinnerungen an Heinrich Wieland und an die dunkle Zeit, in der er für Viele Vorbild und Beschützer war.

Mit großer innerer Bewegung stehe ich vor Ihnen, um, anlässlich der 25. Verleihung des Heinrich-Wieland-Preises über meine persönlichen Erinnerungen an meinen verehrten Doktorvater und Beschützer, an mein Ideal eines naturwissenschaftlichen Lehrers und Forschers zu sprechen.

I.

Mein Beitrag kann und soll natürlich keine wissenschaftliche Würdigung eines der bedeutendsten und vielseitigsten Chemiker dieses Jahrhunderts sein, wohl aber eine „Hommage“ – eine Würdigung des Menschen Heinrich Wieland, einen der ganz wenigen deutschen Naturwissenschaftler, die den Versuchungen und Pressionen der Nazi-Diktatur ohne Fehl und Tadel widerstanden haben. „Widerstanden“ nicht nur kraft privater Lauter-

Univ. Bibl.
München



V.l.n.r. Prorektor Prof. Lie-
bich, Prof. Heinz, Dr. Hamm-
brücher, Prof. Zöllner

keit, sondern kraft seines öffentlichen Verhaltens – durch seine Haltung.

Dennoch war Heinrich Wieland kein Widerstandskämpfer wie die Männer des 20. Juli oder die Mitglieder der „Weißen Rose“, er hat sein Leben weder mit konspirativen Aktivitäten, noch durch todesmutiges Verhalten „auf's Spiel“ gesetzt. Im herkömmlichen Sinn war er kein „Held“, wurde nicht zum Märtyrer, wie z. B. Dietrich Bonhoeffer, oder die Studenten der „Weißen Rose“, wohl aber war er aber ein exzeptioneller „Widersteher“, heute würde man ihn wohl am zutreffendsten einen „Dissidenten“ nennen, einen Dissidenten von beispielhafter Integrität und Zivilcourage.

Erlauben sie mir in diesem Zusammenhang einen kleinen gedanklichen Einschub, der meinem persönlichen Erleben und Be-Denken dieser – und der Folgezeit nach 1945 entspringt: Ich glaube, dass zur Überwindung von Diktaturen beides notwendig ist. Einmal der Todesmut der Widerstandskämpfer, die bereit sind, zu Märtyrern zu werden und ihr eigenes Leben bewusst zu opfern (Sophie Scholl zu Freisler: „Einer muss den An-

fang machen!“). Dieser Todesmut war und ist zu allen Zeiten nur wenigen Menschen gegeben.

Deshalb ist noch etwas anderes nötig, um Diktaturen zu widerstehen – nämlich Tapferkeit im Alltäglichen, Zivilcourage. Es bedarf der Signale, die, selbst wenn sie zunächst nur von wenigen ausgehen, auf längere Sicht sehr viel mehr in Gang setzen und bewirken können (vor allem zur Ermutigung und als menschliches Vorbild) als zunächst vorstellbar ist. Auch hierfür gab und gibt es zu allen Zeiten bewunderns- und nachahmenswerte Beispiele dafür, dass es diese Tapferkeit im Alltäglichen ist, die Mut macht und damit Diktaturen zunächst nur punktuell und subkutan, schließlich öffentlich und nachhaltig zu verunsichern, schließlich zu erschüttern vermag. Jüngstes Beispiel: das Widerstehen gegen kommunistische Diktaturen durch Zivilcourage in Osteuropa und – uns am hautnahesten – in der DDR: ein Abzeichnen „Schwerter zu Pflugscharen“ zu tragen, sich zu Montagsgebeten oder in Umwelt-Gruppen zu versammeln, das erforderte gewiss keinen todesmutigen Widerstand, wohl war es aber ein demonstrierter Ausdruck eines Dissenses, zunächst Einzelner, allmählich von immer mehr Einzelnen, bis

schließlich viele Einzelne entscheidend zur Überwindung der SED-Diktatur beigetragen haben.

(À propos Zivilcourage: Auch in freiheitlichen Gesellschaften ist sie immer wieder mal eine notwendige und unverzichtbare Tugend, die wir bei nicht wenigen Gelegenheiten üben müssen – auf die wir nicht verzichten dürfen, um möglichen neuen Gefährdungen der Menschen- und Bürgerrechte zuvorzukommen.)

II.

Doch zurück zum Beispiel Heinrich Wieland:

Von seiner Ausprägung eines beispielstiftenden Dissidenten gab es im Hitler-Deutschland nur wenige, sehr wenige, zu wenige! Wenn es mehr davon gegeben hätte – sagen wir eine Handvoll davon in jeder Universität, in der Ärzteschaft, in Kirchen und Vereinigungen – die akademischen Eliten hätten sich weit weniger mitschuldig gemacht am Niedergang der deutschen Kulturnation als Folgen von Unterlassungssünden, Wegsehen und menschlichem Versagen. Hierzu zwei (Schuld-)Anerkennnisse nach 1945:

Max von Laue: „Wir haben alle gewusst, dass schreckliches Unrecht geschah, aber wir wollten es nicht sehen, wir betrogen uns selbst ...“

Und Karl Jaspers hat es 1946 in einer seiner bemerkenswerten Reden so formuliert:

„Fast widerstandslos lieferte sich die Universität, lieferten wir uns den Gewaltakten aus, zwar innerlich widerstrebend, aber ohne Kampf. Alles, was uns Wahrheit, Wissenschaft und Würde geistigen Lebens ist, geriet in die Verborgenheit des Einzelnen. Was öffentlich war, hatte den Schleier von Zwang und Täuschung. Die Folge ist: auch als Universität haben wir unsere Würde verloren ...“

Eben diese Würde nicht zu verlieren, darum ging es Heinrich Wieland von Anbeginn der Nazi-Herrschaft. Er habe sich vorgenommen – so ant-

wortete er einmal auf eine diesbezügliche Frage – sich so zu verhalten, dass er es bis zum Ende durchhalten und sein Verhalten vor sich und seinen Mitmenschen verantworten könne. Mit diesem Vorsatz trat er bereits 1925 die Nachfolge des wegen antisemitischer Strömungen und Störungen zurückgetretenen Richard Willstätter hier in München mit der Begründung an, er wolle „deutlich machen, auf welcher Seite“ er stünde, und als am 10. November 1938 die Büste Willstätters im Vorhof des Instituts von „Unbekannten“ entfernt worden war, ließ der Institutsdirektor Heinrich Wieland auch die beiden anderen Büsten (Justus v. Liebig und Adolf von Baeyer) entfernen.

Makellos auch sein Verhalten als Hochschullehrer und Forscher: das hieß für ihn, strikte wissenschaftliche, unzensurierte Erkenntnissuche und ihre Vermittlung, und das hieß auch, keine nazi-ideologischen oder antisemitischen Zugeständnisse zu machen und Rat und Hilfe für bedrängte Kollegen, Mitarbeiter und Studenten. Immer wieder bewies er seine Zivilcourage auch im Umgang mit der (Nazi-)Obrigkeit. Nicht nur, dass er unzählige Male durchsetzte, dass wissenschaftliche Mitarbeiter vom Kriegs- oder Fabrikdienst freigestellt wurden – angeblich wegen sogenannter „kriegswichtigen Arbeiten“ (dazu gehörte z. B. auch die harmlose Grundlagenforschung an Farbstoffen der Schmetterlinge, oder Untersuchungen von Sterinen in Hefemutterlaugen). Er bewies sie auch, wenn Denunzianten bei ihm auftauchten, um nazi-kritische Bemerkungen von Kommilitonen anzuzeigen (auch das gab es!). Es gelang ihm immer, sie „abzuwimmeln“ und die Denunziationen nicht weiterzuverfolgen. Ebenso konsequent war er auch sowohl bei der Auswahl seiner Doktoranden als auch bei der Zulassung von naturwissenschaftlich begabten Studenten, die von den sogenannten Nürnberger Rasse-Gesetzen betroffen waren. Für mindestens zwei Dutzend junger „Nichtarier“ (die genaue Zahl ist nicht bekannt) bedeutete das zwischen 1939 und '45 die Chance, trotz aller sonstigen Restriktionen studieren zu dürfen, einige sogar ohne Immatrikulation als „persönliche Gäste des Instituts-Direktors“, wie Geschäftsbücher aus dieser Zeit ausweisen.

III.

Bis heute empfinde ich es als wundersame Fügung, dass ich Anfang des Jahres 1940 – wider aller Auspizien – im Chemischen Staatsinstitut an der Arcisstraße – dank der Genehmigung durch seinen Direktor Geheimrat Heinrich Wieland – Aufnahme und bis 1945 Geborgenheit fand. Wie es dazu gekommen war und wie dieser Professor (zu deutsch: Bekenner der Wahrheit) über die Jahre der Bedrohung und Verfolgung zu meinem „Schutzengel“ wurde, darüber habe ich in meiner „Lebensbilanz – Freiheit ist mehr als ein Wort“ berichtet. Auch in der kleinen Festschrift, die Ihnen von den Stiftern dieses Preises heute vorgelegt wird, können sie einiges über Wielands bewundernswerten Dissidenten-Mut nachlesen. Heute möchte ich versuchen, Ihnen noch etwas mehr über den Menschen Heinrich Wieland zu vermitteln und über die Zeit, in der er mir und vielen anderen zum Beschützer und Vorbild wurde. Zu schildern, wie ich ihn in dieser Zeit der tagtäglichen Tarnungen und Täuschungen, der Einschüchterungen und Bedrohungen als Fels in der braunen Brandung erlebt habe.

Seine lebenslang bewiesene aufrechte Haltung hat Wieland, gern mit seinem „badischen Dickschädel“ begründet, aber es kam eben anderes dazu, wovon nun die Rede sein soll:

Während meines Chemiestudiums, hier in München von Anfang 1940 bis zum Ende der Nazizeit 1945, habe ich nicht nur naturwissenschaftliche, sondern auch etliche geisteswissenschaftliche Vorlesungen besucht. Man merkte sofort, wes Geistes Kind ein Dozent war, ob und wie er – überzeugt oder pflichtschuldig – Zugeständnisse an braunes Gedankengut machte, ob und in welchem Ausmaß er sich tarnte. Jeder – alle lavierten! Ähnlich übrigens auch die Studenten.

Helmut Behrens, damals Assistent in der Chemischen Abteilung der Technischen Hochschule, hat diese Mischung von überzeugten Nazis, Mitläufern, Gleichgültigen und ganz wenigen durch ihr Tun und Lassen bekennenden Anti-Nazis in sei-

nem kürzlich in den Münchner Universitätsschriften erschienenen Bericht „Wissenschaft in turbulenter Zeit“ authentisch beschrieben.

Nichts dergleichen bei Wieland. Seine 4-stündige „große“ Vorlesung (Organische Chemie) war so strikt wissenschaftlich angelegt, dass dies allein schon hätte als Provokation ausgelegt werden können. Wie selbstverständlich erwähnte er jüdische Forscher und ihre Leistungen, desgleichen bereits verpönte internationale chemische Literatur. So selbstverständlich und konsequent habe ich das bei keinem anderen, auch keinem nicht-nazistischen Professor erlebt. Sein Beispiel prägte die Arbeitsweise des Instituts und das dort vorherrschende zwischenmenschliche Klima. – Wir alle haben dieses Institut als „Oase der Anständigkeit“ empfunden, umzingelt von einer verwüsteten akademischen Landschaft.

Dass er weder Studenten noch Besucher, weder in Vorlesungen, noch bei Veranstaltungen mit dem üblichen deutschen Gruß, mit „Heil-Hitler“ grüßte, sei nur am Rande erwähnt.

Ein einziges Mal habe ich aus seinem Munde ein „Heil-Hitler“ gehört, und da haben wir – nach einer kleinen Schrecksekunde – befreit aufgelacht. Es war Ende April 1945, am Tag nach dem Einmarsch der Amerikaner in Starnberg, wo er in der Schiesstättstraße sein schönes Haus bewohnte. Ich war bei einer treusorgenden Schneidermeisterin in der Hanfelderstraße in einem winzigem Zimmer untergekommen und wollte mich nach dem Ergehen der Familie Wieland erkundigen. Was war denn da geschehen? Ich traute meinen Augen nicht. GI's tobten ein und aus, laute Jazzmusik, sogenannte Jeeps rangierten in den streng gehüteten und gepflegten Rosenbeeten. Aber wo war mein 70-jähriger „Herr Geheimrat“ und seine Frau? „The old man?“ fragte ein junger GI: „downstairs“ und deutete mit dem Daumen in den Keller. Da saß er dann im Kohlenkeller mit seiner Frau auf Klappstühlen und spielte... Schach. Als er mich sah, knurrte er sarkastisch „Heil Hitler, Fräulein Brücher“, und dann lachten wir, wie gesagt, befreit – im doppelten Wortsinn – auf. Diese unerwartete

Erfahrung der Kollektiv-Haftung irritierte ihn aber nur vorübergehend. Wielands bekamen bald ein Zimmer zurück, es sollte jedoch Monate dauern, bis sie wieder das ganze Haus bewohnen konnten. Dabei versuchten wir, seine rund um den Starnbergersee verstreuten Mitarbeiter, nach Kräften zu helfen, z. B. durch Hamsterfahrten, beim Umräumen, beim Herstellen von Verbindungen zu früheren Schülern usw.

Auch darüber und über die fünf Studienjahre, darunter die zweieinhalb Jahre, die ich von 1942 bis 1945 als Doktorandin im Privatlabor von Heinrich Wieland (nur zweimal gab es das unter Hunderten von Doktoranden) gearbeitet und überlebt habe, berichte ich in meiner „Lebensbilanz“. Auch erwähnte ich bereits Wielands unbeirrbare Hilfsbereitschaft. Das mir unvergesslichste Beispiel möchte ich jedoch noch hinzufügen: Nach der Verhaftung von sechs Studenten seines Instituts im Herbst 1943 kümmerte er sich um Rechtsbeistände, unterstützte Lebensmittelsendungen und nahm die Strapazen auf sich, zur Gerichtsverhandlung des 2. Senats des Volksgerichtshofs nach Donauwörth zu fahren. Meine damalige Kommilitonin Gerda Freise (später Professorin für Didaktik der Naturwissenschaften in Frankfurt) beschreibt dieses Ereignis:

„Als Wieland von einem der Anwälte gefragt wurde, ob er bereit sei als Entlastungszeuge auszusagen, willigte er ohne zu zögern ein und machte sich auf die damals sehr beschwerliche Reise nach D. Er war bereits 67 Jahre und stark sehbehindert. Da auch ich als Entlastungszeugin benannt war, trafen wir uns im Gerichtsgebäude. Dort standen die Angeklagten von Polizisten bewacht. Spontan ging Wieland auf sie zu und sprach mit ihnen, bis er belehrt wurde, dass er dies nicht dürfe... An den Verurteilungen konnte er nichts ändern, aber alle Angeklagten bezeugten später, dass Wielands Auftritt und sein offenes Bekenntnis zu ihnen von unerhörtem seelisch und moralisch aufrichtigem Wert für sie sei ...“

Auch mein eigener Fall ist in diesem Zusammenhang zu erwähnen: Nicht nur meine Studier-

laubnis hatte ich ihm zu verdanken, vor allem war es seine Bereitschaft, mich – nach meinem Staatsexamen – als Doktorandin unter seinen persönlichen Schutz zu stellen. Als sich die Gestapo nach der Verhaftungswelle im Gefolge der Flugblattaktion der Geschwister Scholl bei ihm über mich erkundigte, verbürgte er sich dafür, dass ich keinesfalls damit zu tun haben könne. Ich sei seine einzige Doktorandin, müsse mindestens 12 Stunden – auch am Wochenende – in seinem Labor arbeiten und hätte keinesfalls Zeit für andere und schon gar nicht politische Aktivitäten.

Sein Eintreten bewahrte mich (abgesehen von meiner von oben angeordneten Exmatrikulation, die er einfach ignorierte) vor Verhören und Schlimmerem. Und außerdem: Er wusste um den Freitod meiner Großmutter, um die Gefährdung meiner Brüder, ihre Verschickung in Zwangsarbeiterlager und meine persönlichen Bedrängnisse. Er ließ mich sein Mitgefühl und seine Hilfsbereitschaft spüren. Leider konnte ich nicht – wie frühere Doktoranden – mit ihm vierhändig Klavier oder Schach spielen. Er schätzte es, wenn ihm Untergebene keine „Duckmäuser“ waren. Er verlangte Respekt, aber keine Unterwürfigkeit, Loyalität, aber keinen Kadavergehorsam. Vor allem verlangte er Fleiß und noch einmal Fleiß, rund um die Uhr, sechs Wochentage und Sonntags nachdenken und Literatur lesen.

Er war zwar ein gestrenger und auch gefürchteter Prüfer, persönlich aber immer von großer Güte...

IV.

Hier und Heute geht es mir nicht nur darum, von Heinrich Wieland und der Zeit, in der ich unter seinem Schutz stand, zu erzählen, sondern auch um die Vermittlung und Reflektion meiner Erfahrungen für seither und künftig nachwachsende Generationen, die diese Zeit, ihre Schrecknisse und Bewährungsproben, allenfalls vom Hören-Sagen kennen können. Welchen Sinn hat die Geschichte der Nazi-Diktatur heute und künftig für

nachwachsende Generationen? Ich zitiere Karl Popper:

„Anstatt nach einem verborgenen Sinn der Geschichte zu fragen, müssen wir der Geschichte einen Sinn geben. Wir müssen aus den Irrtümern unserer Geschichte lernen und dabei auch die Irrtümer anderer als Schritte zur Wahrheit erkennen. Diese Aufgabe müssen wir unserer politischen Geschichte stellen und damit uns selbst.“

In diesem Sinne Karl Poppers habe ich 1945 Politik zu meinem zweiten Beruf gewählt, um dazu beizutragen, dass wir, immer von Neuem, der Geschichte dieses katastrophenreichen Jahrhunderts „einen Sinn“ geben, indem wir für die Zukunft (für mögliche Zukünfte) aus ihren Irrtümern lernen. Ein für alle Mal, und stets mit neuem Bemühen.

Was lehrt uns unter diesem Aspekt das Beispiel Heinrich Wielands für unsere demokratischen Freiheiten (und Verantwortlichkeiten) im Allgemeinen und für die akademische Freiheit (und Verantwortung) im Besonderen:

- Es lehrt uns die Bedeutung des „**aufrechten Ganges**“ des Einzelnen in jeder – nicht nur in dunkler – Zeit.
- Es lehrt uns die Bedeutung der **Menschlichkeit und der Mitmenschlichkeit** auch bei zunächst scheinbar unbeachtlich kleinen Anlässen.
- Es lehrt uns die Bedeutung der **Vorbildhaftigkeit** im akademischen Lehrer-Schüler-Verhältnis (also zwischen den Generationen).

All das zu bedenken ist im Sinne der Definition Karl Poppers wichtig, wenn wir im Gespräch mit nachwachsenden Generationen dazu beitragen wollen, dass sich die schrecklichen und folgenschweren „Irrtümer unserer Geschichte“ auch unter diesem Aspekt nicht wiederholen... Dazu wollte ich auch heute ein Scherflein beitragen...

V.

Zu guter Letzt noch eine Episode über Wielands Verständnis des „Lehrer/Schüler-Verhältnisses“: Als sich nach Kriegsende und der totalen Zerstörung des Chemischen Instituts, sowie des alliierten Verbots naturwissenschaftlicher Grundlagenforschung, einige seiner engsten Mitarbeiter aus der wissenschaftlichen Laufbahn notgedrungen verabschiedeten, hat Wieland dies nur schwer verschmerzt. Ich gehörte auch dazu, und als ich 1948 in den Münchner Stadtrat und 1950 in den Bayerischen Landtag gewählt wurde, wo ich mich von allem Anfang an für die Belange der Universität im Allgemeinen und des Wiederaufbaus des Chemischen Instituts im Besonderen einsetzte, da grollte er immer noch von „Fahnenflucht“.

Als ich ihn Anfang der 50er Jahre einmal in Starnberg besuchte, um ihm freudestrahlend und wohl auch ein bisschen stolz zu berichten, dass ich mich im Haushaltsausschuss des Landtages erfolgreich für die ersten Millionen für den Wiederaufbau des Instituts eingesetzt hätte, da schaute er kaum von seinem Schachbrett auf (er wiederholte nach seinen Aufzeichnungen frühere Spiele mit prominenten Partnern) und brummelte „Fräulein Brücher, in der Chemie, da hätten Sie sich unsterblichen Ruhm erwerben können...“. Das war nicht nur eine kalte Dusche, sondern wirkte wie eine bis heute unvergessene Warnung meines großen naturwissenschaftlichen Lehrmeisters: Lass dir politische Erfolge nicht zu Kopfe steigen, überschätze dich nicht. Sei und bleibe unbestechlich im Denken und Handeln, hüte dich vor Überheblichkeit und Selbstgerechtigkeit...

In dankbarer Erinnerung an diesen Lehrer und Ratgeber ist mein Wunsch in dieser Stunde: Möge dieser Preis seine Empfänger in Gegenwart und Zukunft für beides auszeichnen und zu beidem ermutigen: Die wissenschaftliche **und** die menschliche Leistung, die wissenschaftliche Unbestechlichkeit **und** die menschliche Integrität, die Zivilcourage **und** den aufrechten Gang für all das, was uns der Mann, dessen Namen er trägt, in so vorbildlicher Weise vorgelebt hat.

LMU eröffnet neues Historicum – das Münchner Zentrum für Geschichte und Archäologie

Die Universität München eröffnete am 17. November 1999 das neue Historicum, das Münchner Zentrum für Geschichte und Archäologie an der Ecke Amalien-/Schellingstraße. Mit dem Umzug in den Neubau mitten in der Stadt ist die Zeit der räumlichen Zersplitterung vorbei. Bisher waren allein die Historiker auf neun Standorte verteilt. Das Historicum erleichtert die Arbeitsbedingungen der Studierenden und die Kooperation der Wissenschaftler ganz erheblich.

Mit dem Historicum entstand in München eine der feinsten Adressen der deutschen Geschichtswissenschaft: ein Zentrum für mehr als 4000 Studierende, für annähernd 30 Professoren und mehr als 100 wissenschaftliche Mitarbeiter; ein Zentrum mit moderner EDV-Ausstattung und einer zentralen Bibliothek mit 275.000 Büchern und Zeitschriften, geordnet nach der einheitlichen Bayerischen Verbundsystematik, wie sie bundesweit an rund 100 Hochschulen und wissenschaftlichen Einrichtungen gehandhabt wird. Die Zeit des mühseligen Blätterns im Zettelkatalog ist vorbei. Die Literatur kann per Mausclick am PC der Bibliothek oder auch von Zuhause abgerufen werden.

Wir dokumentieren hier die Reden von Rektor Heldrich und das Grußwort des Studentenvertreters Matthias Georgi:

Rektor Prof. Heldrich:

Die Eröffnung des neuen Historicums ist ein bedeutendes Ereignis in der Geschichte der Universität München. Ich danke Ihnen, dass Sie unsere Freude darüber teilen und in so großer Zahl unserer Einladung gefolgt sind. In der Tat war das In-

teresse so stark, dass wir die Feier in unsere Große Aula verlegen mussten, um das schöne neue Gebäude in einer Art Fernzündung von hier aus einzuweihen.

Als ich vor fünf Jahren das Amt des Rektors übernahm, befand sich an der Stelle des Historicums eine mehr oder weniger grüne Wiese hinter einem Bretterzaun. Mein Amtsvorgänger hatte in einem kühnen und weitblickenden Entschluss die alten, leicht auffälligen Gebäude unserer ehemaligen Forstwissenschaftlichen Fakultät kurzerhand abreißen lassen, um damit Luft für den dringend benötigten Neubau für unsere Historiker zu schaffen. Mir schien dies damals ein gewagtes Spiel, weil niemand wissen konnte, ob wir die Mittel für das Bauvorhaben aufreiben würden. Vorübergehend war es sogar unsere größte Sorge, dass sich auf dem brach liegenden Grundstück vom Aussterben bedrohte Pflanzen oder Tiere ansiedeln könnten, was eine Bebauung für Jahrhunderte definitiv ausgeschlossen hätte. Zum Glück ist es nicht so weit gekommen.

Dass wir an Stelle eines Biotops heute ein Münchner Zentrum für Geschichte und Archäologie besitzen, verdanken wir in erster Linie Ihnen, verehrter, lieber Herr Staatsminister Zehetmair. Ohne Ihre tatkräftige Förderung unseres Anliegens stünde ich jetzt nicht hier. Heute danken wir Ihnen herzlich, dass Sie damals die Wege für die schwierige Finanzierung des Vorhabens geebnet haben. Sie haben sich auch damit bleibende Verdienste um die Entwicklung der ältesten und größten bayerischen Landesuniversität erworben. Die bis zum Einzug in das neue Gebäude bestehende räumliche Zersplitterung unserer Geschichtswissenschaften auf neun verschiedene Standorte war eine Katastrophe für das ganze Fach. Dank Ihnen ist es damit nun vorbei.

Ich bitte Sie, unseren aufrichtigen Dank aber auch dem Herrn Ministerpräsident zu übermitteln, der sich seinerzeit der Sache persönlich angenommen hat. Dank schulden wir ebenso dem Bayerischen Landtag, der die erforderlichen Haushaltsmittel bewilligt hat. Ich freue mich, dass der



Foto: Angelica Fuss

Vorsitzende des Ausschusses für Hochschulen, Forschung und Kultur Dr. Paul Wilhelm und der Abgeordnete aus dem für uns zuständigen Stimmkreis Dr. Ludwig Spaenle, selbst promovierter Historiker, heute mit uns feiern. Seien Sie herzlich willkommen.

Für einen Neubau braucht man aber natürlich mehr als die erforderlichen Haushaltsmittel. Er muss auch geplant und errichtet werden. Dafür sind wir Beamten der Obersten Baubehörde und des Universitätsbauamtes zu großem Dank verpflichtet. Ich nenne vor allem den Amtschef der

Meine Damen und Herren! Danksagungen können ermüdend sein. Ich fahre trotzdem damit fort. Denn Verdienste verdienen auch der Erwähnung. Und wir hatten das Glück, dass uns viele bei diesem Projekt geholfen haben.

Meinen Amtsvorgänger, Altrector Steinmann, der uns die sprichwörtliche tabula rasa hinterlassen hat, habe ich schon erwähnt. Entscheidenden Anteil hatten aber natürlich auch die leitenden Beamten des Wissenschaftsministeriums. Ich begrüße mit dankbarem Respekt den Amtschef, Herrn Ministerialdirektor Dr. Quint, selbst ebenfalls gelernter Historiker, ich begrüße den Leiter der Hochschulabteilung Ministerialdirigent Dr. Wirth und seinen Vorgänger Dr. Zimmermann, ich begrüße Herrn Ministerialdirigent Großkreutz und unseren unermüdlich tätigen Betreuungsreferenten Herrn Ministerialrat Hörlein. Die Universität München verdankt Ihnen allen viel. Ich hoffe, dass Sie uns auch in Zukunft gewogen bleiben. Auch wenn ich Ihnen leider hin und wieder auf die Nerven gehe.

Obersten Baubehörde Ministerialdirektor Dr. Brugger, Ministerialdirigent a. D. Franz, Leitenden Ministerialrat Naumann und den Chef unseres Universitätsbauamts Baudirektor Pfab. Sie alle haben das Klischee des beamteten Staatsdieners, der nichts anderes im Kopf hat als seine Vorschriften und seine Freizeit, überzeugend widerlegt. Sie haben gerade bei der Ausführung dieses nicht immer problemlosen Bauvorhabens bewiesen, dass auch im Beamtenstatus Eigenschaften wie Kreativität, Flexibilität, Effizienz und Wirtschaftlichkeit hervorragend entwickelt werden können. Lassen Sie mich in diesem Zusammenhang besonders hervorheben, dass es der staatlichen Bauverwaltung bei diesem Projekt gelungen ist, Sparsamkeit und Geschmack gleichermaßen zu ihren Recht kommen zu lassen. Ich beglückwünsche namentlich Herrn Pfab, aber auch die beteiligten Architekten und Baufirmen zu dieser Leistung.

Meine Damen und Herren! Es gäbe gute Gründe, noch viele andere Ehrengäste namentlich zu begrüßen. Bei einem Streifzug durch die Liste der angemeldeten Teilnehmer habe ich beispielsweise mit Freude die Herausgeberin der Abendzeitung, Frau Anneliese Friedmann, entdeckt, interessiertes Mitglied unseres Kuratoriums, ebenso den Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Herrn Kollegen Nöth, und den Generaldirektor der Staatsgemäldesammlung Prof. Baumstark. Mit ihrer Anwesenheit verleihen sie unserem Festakt einen besonderen Glanz. Dies gilt aber natürlich für Sie alle, die Sie heute in unsere Große Aula gekommen sind.

Lassen Sie mich deshalb jedenfalls zum Ende meiner Begrüßung, wenn auch noch nicht zum Ende meiner Rede kommen. Hier gibt es vor allem noch zwei wesentliche Punkte nachzutragen. Herzlich begrüßen darf ich die Vertreter des Hauses Wittelsbach S.K.H. Prinz Leopold und Prinzessin Ursula von Bayern. Die Universität München ist eine traditionsbewusste Hochschule. Sie weiß, was sie ihrer Stifterfamilie zu verdanken hat. Deshalb sind wir auch froh, dass Herzog Franz von Bayern unserem Hochschulrat angehört. Sie beide sind aber

darüber hinaus der Universität München auch auf andere Weise freundschaftlich verbunden, z.B. in Ihrem Engagement für die Kinderklinik in unserem Klinikum Großhadern. Lassen Sie mich Ihnen dafür heute herzlich danken.

Als weiteren Ehrengast möchte ich den neuen Rektor der Jagellonischen Universität Krakau, Prof. Marek Zambala herzlich bei uns willkommen heißen. Fast auf den Tag genau vor 60 Jahren sind die Professoren Ihrer Universität, Magnifizenz Zambala, von deutschen Sicherheitskräften verhaftet und anschließend in deutsche Konzentrationslager verschleppt worden. Viele von ihnen haben ihre Heimat nicht wiedergesehen. Wir haben dieses schrecklichen Ereignisses am vorletzten Wochenende im ehemaligen KZ in Dachau gedacht. Denn die Universität München ist nicht nur traditionsbewusst, sondern auch geschichtsbewusst. Um so dankbarer sind wir, dass wir heute in unseren Beziehungen einen neuen Anfang machen können. Die Universität München hat den lebhaften Wunsch mit der ältesten und wohl auch besten Universität Polens eine partnerschaftliche Zusammenarbeit zu beginnen. Ihr Besuch ist ein willkommener Anlass, darüber zu sprechen. Unser breites Fächerspektrum bietet ein weites Feld für eine fruchtbare Kooperation.

Damit komme ich allmählich zum Schluss. Die Eröffnung des neuen Historicums ist für uns ein willkommener Anlass, die Rolle der Geisteswissenschaften im allgemeinen und der Geschichtswissenschaften im besonderen im Kanon aller bei uns vertretenen Disziplinen hervorzuheben. Die Universität München ist eine klassische deutsche Universität. Sie erhebt den Anspruch, die Gesamtheit des wissenschaftlichen Fächerspektrums mit Ausnahme der technischen Disziplinen zu vertreten. Mit diesem Selbstverständnis stehen wir nicht allein. Andere deutsche Universitäten mit klangvollen Namen folgen dem gleichen Modell. Ich nenne nur Heidelberg, Freiburg, Köln, Bonn, Münster, FU Berlin, Göttingen oder Würzburg. Die führenden Universitäten der Welt, mit denen wir partnerschaftliche Beziehungen unterhalten oder deren Vorbild wir vor Augen haben, pflegen

erfolgreich die gleiche Fächervielfalt. Ich nenne nur Harvard und Stanford, Tokyo und Kyoto, Oxford und Cambridge.

Wir glauben, dass dieses Modell noch immer zeitgemäß ist, weil es den idealen Rahmen für interdisziplinäre Zusammenarbeit in der Forschung und für ein vielseitig anregendes Programm in der Lehre bietet. Ich betone dies ausdrücklich, weil dieses Modell heute in Gefahr zu geraten scheint. Zumindest in der öffentlichen Meinung, besser gesagt: in der veröffentlichten Meinung, werden zur Zeit Hochschulen mit einem homogeneren und kompakteren Fächerprofil bevorzugt. Vorbilder dafür liefern die Technischen Universitäten, aber auch die kleineren Privatuniversitäten, die jetzt aus dem Boden sprießen.

Es liegt mir fern, ihre Bedeutung zu schmälern. Vor allem die Technischen Universitäten spielen in der deutschen Hochschullandschaft eine außerordentlich wichtige Rolle. Das in ihnen verwirklichte Universitätsmodell darf aber nicht zum alleinigmachenden emporstilisiert werden. Worauf es ankommt, ist also die rechte Arbeitsteilung zwischen klassischen Universitäten und Technischen Universitäten zu entwickeln. Beide Universitätsmodelle haben auch in der modernen Gesellschaft ihren legitimen Platz.

Wir sind stolz darauf, dass wir neben ausgezeichneten medizinischen, naturwissenschaftlichen und rechts-, wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultäten auch ein breites Spektrum der klassischen geisteswissenschaftlichen Fächer erfolgreich pflegen. Erst durch sie gewinnt unsere Universität jene lebendige Farbigkeit und Vielfalt, die ihren unvergleichlichen Reiz ausmacht. Unsere Geschichtswissenschaft spielt dabei eine wichtige Rolle. Wir wünschen ihr in der schönen neuen Arbeitsstätte weiterhin erfolgreiche Arbeit.

Matthias Georgi:

Obwohl wir natürlich das Gebäude schon in Beschlag genommen haben, freue ich mich diesem Festakt mit ihnen begehen zu dürfen, und darf

mich wohl wirklich im Namen aller Studenten ganz herzlich für dieses Geschenk bedanken.

Jetzt wissen sie wohl auch, warum Ich hier rede? Natürlich, Ich bin hier eben der Student. Vielleicht bin ich aber auch derjenige, der aussprechen darf, was andere nur denken, aber sich nicht zu sagen trauen. Vielleicht bin ich so etwas wie die Stimme einer anderen, neuen Stimmung in unserem Historium.

Neue Zeiten brechen an: Im Fach Geschichte spricht man wieder miteinander, trifft sich zwischen der Zentralbibliothek und dem Seminarraum statt am U-Bahnsteig auf dem Weg von einem Institut zu nächsten. Alte Strukturen wurden in den alten Räumen zurückgelassen – so scheint es: ins neue Haus zogen die Historiker als das historische Seminar. Professoren sind nicht mehr zwangsläufig Vorsitzende der Kommissionen. Sogar die Einführungsveranstaltung für Geschichtsstudenten hat sich gewandelt, wie wir in der Presse lesen konnten. Studenten werden gehört, oder anders gesagt: Kompetenzen werden anerkannt. Neue Zeiten brechen an, meine sehr verehrten Damen und Herren.

Liebe Staatsregierung, lieber Herr Heldrich, wäre es dann nicht an der Zeit die Gesetze und Strukturen der Realität anzupassen?

Nein, keine Angst! Ich fordere nicht die verstaubte Drittelparität, nicht einmal eine Quote. Wir bräuchten offene Strukturen, die Leistung honorieren, egal von wem sie kommt, von Studenten, Assistenten oder Professoren. Lassen sie uns die Möglichkeiten dieses Aufbruchs nutzen, den das Historium bietet. Schaffen wir ein Modellprojekt!

Anlässlich des Richtfestes unseres Hauses betonen Sie, Herr Zehetmair, die Bedeutung unseres neuen Gebäudes, es handle sich um – ich zitiere: „ein Zentrum der Geschichtswissenschaft in Deutschland, in Europa, ja, [...] in der ganzen Welt“. Wir denken da bescheidener – weniger global. Stimmung ist mehr als große Worte. Stimmung ist die Grundlage erfolgreicher Forschung

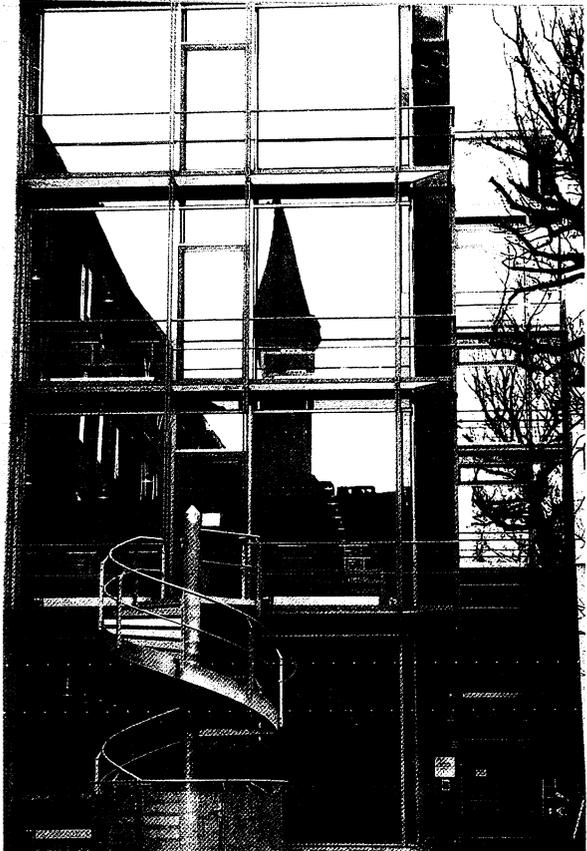
und Lehre. So machen wir die vergangenen Jahrtausende fit für die kommenden und dann vielleicht für die ganze Welt.

Stimmung ist mehr als ein neues Haus. Sie ist vor allem die Freude in und an dem neuen Gebäude. Wir könnten mehr, – wir könnten das Beste daraus machen! Nur ein Stichwort, ein Symbol: Offene Türen! Geschlossen trennen sie, Professoren von Kollegen, Dozenten von Studenten, Disziplinen und Ideen voneinander. Stoßt die Türen auf! Besucht die anderen Stockwerke, die Nachbarwissenschaften. Dann erkennen wir vielleicht bald, ob wir uns nach acht Jahren der Vereinzelung, der räumlichen Vereinzelung vertragen.

Einige von Ihnen, meine sehr geehrten Damen und Herren, werden von Westen gekommen sein. Wo man einen besonders guten Blick auf die Fassade hat. Was mögen sie sich gedacht haben, als sie das neue Haus gesehen haben: „Aha! Eine neue Fassade für Millionen!“. Für Millionen von Bürgern oder für Millionen von Mark? Sie fragen sich vielleicht: „Was machen die denn da, an der Ecke Schellingstraße / Amalienstraße?“ Beim Siemens-Hochhaus da wüssten sie es – Waschmaschinen und Welttechnologie!

Wir müssen über unsere Arbeit in diesem Haus ebenfalls Rechenschaft ablegen, vor Ihnen allen, vor der Öffentlichkeit, vor der Wissenschaft. Wir – damit meine ich alle Mitglieder des Historicum – müssen auf Fragen zur Geschichte antworten, ob sie nun in den Feuilletons, im Fernsehen oder in den Fachblättern gestellt werden.

Das neue Haus soll uns dafür Domizil, Standort – besser vielleicht: eine Denkstätte sein – um Stand und Stellung unserer Fächer im Historicum – an der LMU, in München und in der Wissenschaftswelt zu definieren – auch in dem Wettbewerb, den die Staatsregierung erfunden hat.



Die Ludwigskirche spiegelt sich in den Fenstern des neuen Historicum
Foto: Katharina Lorens

Da Einweihungsfeierlichkeiten, sei es vom Fußballstadion oder von einem Bankhochhaus, sich immer ähneln, falle ich jetzt etwas aus dem Rahmen und kritisiere mal ein wenig: Nun wird Kritik von Studenten selten wahr oder ernst genommen, lassen Sie mich deshalb für heute ganz klein beginnen: Stein, Beton und Stahl sind kalt: Studenten brauchen was Heißes: Kaffee aus einem Automaten, zum Studieren. Könnte man nicht eine solche Maschine vor unserer Bibliothek platzieren?

Vielen Dank.

Studientag zur Profilbildung

Die Universität München stellte die Weichen für eine gezielte Weiterentwicklung ihrer Forschungsbereiche und Studienangebote. „Profilbildung“ hieß das Stichwort für den Wettbewerb der Hochschulen um Geld und kluge Köpfe. Das Rektorat der Universität München veranstaltete dazu am 21. 01. 2000 einen Studientag in Zusammenarbeit mit dem Hochschulforum, einer gemeinsamen Gesprächsinitiative der evangelischen und katholischen Hochschulgemeinden.

Unter dem Motto „Profile der LMU“ ging es neben der Präsentation von neuen Forschungsinitiativen um drei Themenbereiche:

- Evaluierung und Zielvereinbarungen
- Studienreform: vom Bachelor zur Habilitation
- Neue Organisationsstrukturen

Evaluierung und Zielvereinbarungen

Die Universität München will das Profil ihrer einzelnen Fächer schärfen und Schwerpunkte bei der Förderung von Forschungsaktivitäten setzen. Mit Hilfe einer systematischen Selbstevaluation sollen Forschung und Lehre weiter verbessert werden. „Bei besonderem Beratungs-Bedarf werden wir auch externe Gutachter bestellen“, sagt LMU-Rektor Andreas Heldrich.

Ein wichtiger Schritt der Selbstevaluation ist die sogenannte Stärken-Schwächen-Analyse. Nach einem einheitlichen Indikatoren-Muster werden alle Fächer an der LMU unter die Lupe genommen.

Die Ergebnisse dieser Analyse bilden anschließend die Grundlage für Zielvereinbarungen zwischen Rektorat und den Fächern. Zu den Indikatoren zählen die Ausstattung mit Personal und Mitteln, die Nachfrage der Studierenden an dem jeweiligen Fach, die Studiendauer, die Zahl der Absolventen und der ausländischen Studierenden, erfolgreiche

Forschungsaktivitäten sowie die Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses. Die erhobenen Daten werden mit denen anderer Hochschulen bundesweit verglichen.

Die ersten Analysen und Entwicklungsvorschläge liegen bereits vor. In der Slawistik ist beispielsweise geplant, die philologische Ausbildung um historisch-politikwissenschaftliche Aspekte im Sinne einer umfassenden Osteuropa-Spezialisierung zu erweitern.

Studienreform: vom Bachelor zur Habilitation

Die Universität München sieht in der Einführung von Bachelor- und Masterstudiengängen die Chance zu einer notwendigen inhaltlichen Neuorientierung des Lehrprogramms: Bachelor-Studiengänge sollen sechs oder acht Semester umfassen und mit einem Abschluss auf hohem Qualitätsniveau abschließen. Darauf bauen postgraduale Master-Programme auf, die angesichts des breiten Fächerangebots der LMU zahlreiche neue Kombinations- und damit auch Innovationsmöglichkeiten in der Forschung eröffnen. Alle neuen Studiengänge müssen nach internationalen Maßstäben akkreditiert werden.

„Mit Bachelor- und Mastergraden darf kein Etikettenschwindel betrieben werden. Sie müssen für eine neue Qualität bürgen, mit der Umbenennung deutscher Titel ist es nicht getan“, fordert Prorektor Wilhelm Vossenkuhl.

Tenure-Track-System

Die LMU will gezielt hochbegabten Nachwuchswissenschaftlern und -wissenschaftlerinnen die Möglichkeit eröffnen, möglichst früh Verantwortung in ihrem Forschungsbereich zu übernehmen. Sogenannte Tenure-Track-Professuren bieten dazu eine gute Chance.

Eine solche Professur nach dem amerikanischen Tenure-Track-System soll als Assistenz-Professur auf Zeit – befristet auf fünf Jahre – vergeben werden. Der oder die Bewerber/in muss keine Habili-

tation vorweisen, sondern kann sich statt dessen durch vergleichbare, herausragende wissenschaftliche Leistungen qualifizieren. Die Kandidaten müssen für diese Professur nach wie vor ein Berufungsverfahren unter hohen Qualitätsanforderungen durchlaufen.

Eine externe Evaluierungskommission (Advisory Board) begutachtet schließlich nach fünf Jahren die Tätigkeit. Bei Erfolg erhält die Wissenschaftlerin bzw. der Wissenschaftler eine unbefristete Professur. Derzeit ist dieses Modell allerdings wegen der Umwandlung der befristeten in eine unbefristete Professur ohne erneutes Berufungsverfahren rechtlich nicht zulässig.

Neue Organisationsstrukturen

Die LMU führt in allen Fakultäten Schritt für Schritt ein neues Departmentsystem ein. Die Gliederung der Fakultäten in kleine, überschaubare Einheiten bringt viele Vorteile mit sich:

- Die Zusammenführung benachbarter Fächer auch über Fakultätsgrenzen hinaus fördert die interdisziplinäre Arbeit und stellt die Berufungen von Professorinnen und Professoren auf eine breitere Basis. Die Qualität in Forschung und Lehre soll so weiter verbessert werden.
- Departments bieten die Plattform für neue Forschungs- und Lehrverbünde. Damit wird es auch leichter, neue Studiengänge einzuführen.
- Für die Studierenden ergibt sich eine größere Transparenz bei der Auswahl und Kombination von Lehrveranstaltungen.

Künftig werden in den neuen Departments die Mittel für Personal und Sachausgaben zentral verwaltet und nach Leistung und Belastung verteilt; ein Beitrag zu mehr Flexibilität und Effizienz.

Ein neues Haus für die Wirtschaftswissenschaften

In der Kaulbachstraße 45 übernahm die Universität ein früher von US-Behörden genutztes Gebäude, das nach einem rund 2,5 Millionen DM teuren Umbau am 4. Februar 2000 feierlich eröffnet wurde. Bezogen wurde es von verschiedenen Einrichtungen der Wirtschaftswissenschaften.



Foto: Angelica Fuss

5-Euro-Business – Gründerwettbewerb

Praktische Erfahrungen in unternehmerischen Denken und Handeln können Studierende der LMU beim „5-Euro-Business“ sammeln, einem Gemeinschaftsprojekt des LMU-Gründerbüros und des Bildungswerks der Bayerischen Wirtschaft. Dabei schlüpfen Studierende übungshalber in die Rolle eines Unternehmers. Die Teilnehmer

am „5-Euro-Business“ gründen mit nur 5 Euro Startkapital ein Unternehmen und setzen darin ihre zuvor gemeinsam entwickelte Geschäftsidee um. Der dreiwöchigen Unternehmensphase gehen vorbereitende Seminare zum Thema Existenzgründung voraus. Intensive Unterstützung erhalten die Teilnehmer dabei von einem Projektteam. Im abschließenden Wettbewerb stellen die „Unternehmerinnen“ und „Unternehmer“ ihr jeweiliges Business vor, das von einer Jury bewertet wird. Die Besten wurden mit Preisen von insgesamt 3000 Euro belohnt.



Nach der Preisverleihung
Foto: Patrick Müller

Die Apsisfiguren in der Großen Aula

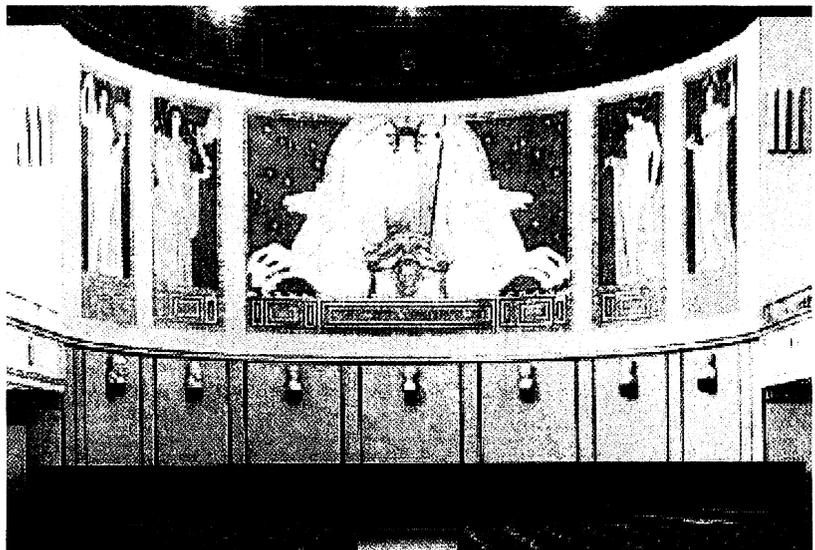
Anlässlich der Promotionsfeier zum Dr. phil. am 22. Februar 2000 sprach Prof. Dr. Hans-Michael Körner in seinem Festvortrag über die „Apsisfiguren der Großen Aula“. Damit künftig nicht nur Eingeweihte wissen, wen die Köpfe in der Apsis darstellen, drucken wir hier seinen Vortrag ab:

Prof. Dr. Hans-Michael Körner:

Die Apsisfiguren in der Großen Aula der Ludwig-Maximilians-Universität

Die Aushändigung der Doktorurkunden an eine weitere, zusätzlich bestandene Prüfung zu knüpfen, dergestalt, dass jeder Doktorand genau wissen müsse, was es mit den Portraitbüsten im Apsisrund unserer Großen Aula, hinter dem Redner also, auf sich habe, ist zwar eine Vorstellung, an der der bayerische Landeshistoriker durchaus Gefallen finden könnte; sie würde sich gleichwohl,

denke ich, kontraproduktiv auswirken beim Modell einer leistungs- und belastungsbezogenen Mittelverteilung, bei dem lediglich erfolgreich absolvierte Doktorprüfungen mit ins Kalkül gezogen werden. Diese Skepsis rührt daher, dass der Vortragende während seiner hiesigen Assistentenzeit im Proseminar-Eingangstest häufiger die Frage stellte, nach wem denn die Münchner Ludwigstraße benannt sei, und er in unermüdlicher Irrigkeit immer wieder auf König Ludwig II. verwiesen wurde. In diese monarchisch-royalistische Grauzone ungesicherten Wissens gehört noch das Erstaunen, dass jener Ludwig aus dem Namen unserer Ludwig-Maximilians-Universität gar kein solcher aus dem 19. Jahrhundert ist, ferner, dass es da nach Ludwig I. und nach Ludwig II. noch einen weiteren, einen Ludwig III. gegeben haben soll, die Hoffnung, dass vielleicht wenigstens der Maximilian vom so bezeichneten Max-II.-Denkmal identisch sein könnte mit dem Maximilian in unserem unsäglich charmanten LMU-Kürzel, was allerdings wiederum nicht zutrifft, vielmehr sich auf jenen Maximilian bezieht, der vor der Oper thront und hier in der Apsis die Reihe der bayerischen Monarchen des 19. Jahrhunderts ganz rechts, heraldisch gesehen links, eröffnet.



Apsis der Aula

Neben solchen Defiziten und Unschärfen stehen dann ganz unvermittelt vielfach gesicherte Wissensbestände, oder was man, in deren Verwechslung mit Klischees und geläufigen Assoziationen, dafür hält. Da ist dann die Rede von Ludwig III., heraldisch gesehen ganz rechts, als von dem Millibauern von Leutstetten, die Rede auch vom Prinzregenten Luitpold, der eben nicht nach der gleichnamigen Torte benannt ist, sondern umgekehrt ihr Namensgeber ist, einer Torte, die aus acht Teigschichten aufgebaut zu sein hat, und nicht, wie leider häufig zu beobachten, aus sieben, weil die achtschichtige Torte ja eine Erfindung zur Vollendung des achten Lebensjahrzehnts des Regenten war und gleichzeitig darauf anspielte, dass das Königreich Bayern, anders als der heutige Freistaat Bayern, nicht aus sieben, sondern aus acht Kreisen bzw. Bezirken, unter Einschluss der Pfalz, bestand. Von ähnlicher Zielsicherheit des Zugriffs zeugt dann die Qualifizierung Ludwigs II. als Märchenkönig, die Assoziation der Nordlichterei mit Max II., die irrwitzige Engführung von Politik und Biographie Ludwigs I. auf die Figur der Lola Montez und noch die Zitiertfreude „No Max!, weils no grad da bist“, wenn es um den 1799 in München einziehenden Kurfürsten Max IV. Joseph geht, der uns in anderer Nummerierung dann als Max I. Joseph und als König, heraldisch gesehen links, schon begegnet ist.

Gehen wir also davon aus, dass mit diesem Max I. Joseph die Reihe der bayerischen Monarchen des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts anfängt, dass das Königreich Bayern vom 1. Januar 1806 bis zum 8. November 1918 währt und dass die Apsis unserer Großen Aula von der Abfolge der in diesem Zeitraum regierenden Könige geschmückt wird. Und doch schon werden wieder Zweifel laut: Wie kommt dann ein Regent, ein Prinzregent in diese Reihe hinein, dessen unschöner formeller Titel „des Königreichs Bayern Verweser“ war, wie kommt es, dass der heraldisch gesehen ganz rechts angesiedelte Ludwig genau genommen mit zwei Titulaturen zu versehen ist, mit jener Regenten-Titulatur zuerst und als König dann ab 1913? Wie erklärt es sich, dass die Vater-Sohn-Abfolge immer wieder durchbrochen ist, dass zwei Brüderpaare in

dieser Sequenz auftauchen, die allerdings gar nicht nebeneinander zu stehen kommen: Maximilian II. und Prinzregent Luitpold als Söhne Ludwigs I., Ludwig II. und König Otto, von dem bisher überhaupt noch nicht die Rede war, als Söhne König Maximilians II.? Ich verzichte darauf, die Elemente der monarchischen Verunsicherung bis in die Gegenwart auszuziehen, der Frage nachzugehen, ob denn das Mitglied unseres Hochschulrates Franz Herzog von Bayern wirklich korrekterweise als Königliche Hoheit anzusprechen sei, oder die noch viel ambitioniertere Frage ausführlicher zu beantworten, von wem er denn „abstamme“, belasse es statt dessen bei dem Hinweis, dass es sich bei ihm um den Urenkel jenes uns nun schon bekannten Königs Ludwig III., und ich verzichte auf die heraldische Platzierung, handelt.

Zur Sache, besser zu den Personen: König Max I. Joseph ist König von Bayern von 1806 bis zu seinem Tod am 13. Oktober 1825, gefolgt von seinem Sohn, König Ludwig I., der am 20. März 1848 zugunsten seines Sohnes, König Maximilians II. abdankt, dessen Regierungszeit bis zu seinem Tod am 10. März 1864 währt, den Ludwig I., wenn Sie wollen, noch um vier Jahre überlebt, der im Alter von 82 Jahren am 29. Februar 1868 stirbt, also während der Regierungszeit König Ludwigs II., der seinem Vater Maximilian nachfolgte. Nach der Entmündigung Ludwigs II. am 10. Juni 1886 wird Luitpold, Sohn Ludwigs I. und Bruder Max' II., Regent des Königreichs Bayern; nach dem Tod Ludwigs II. am 13. Juni 1886 folgt diesem auf dem Thron sein Bruder Otto nach, für den gleichfalls Luitpold die Regentschaft übernimmt. Luitpold ist des Königreichs Bayern Verweser bis zu seinem Tod am 12. Dezember 1912, ihm folgt als Regent, weil der unheilbar kranke König Otto immer noch lebt, sein Sohn Ludwig nach, der im November 1913 die Regentschaft für beendet erklärt und als König Ludwig III. proklamiert wird. König Otto stirbt am 11. Oktober 1916; am 7. November 1918 beendet die Revolution 738 Jahre wittelsbacher Herrschaft in Bayern; am 13. November 1918 entbindet Ludwig III. die Beamten und Soldaten von ihrem auf ihn geleisteten Treueid; am 18. Oktober 1821 stirbt König Ludwig III.

Hinter diesem Daten- und Faktengerüst verbirgt sich ein Jahrhundert bayerischer Geschichte, dem man bei aller begründeten Skepsis gegenüber älteren, einseitig biographisch orientierten Ansätzen der Geschichtswissenschaft nicht gerecht wird, wenn man nicht das je spezifische Profil der regierenden Monarchen in Rechnung stellt. Mit einem gewissen Mut zur Pauschalierung wird man die fundamentalen Probleme in der Geschichte des Königreichs Bayern auf drei Feldern angesiedelt sehen: im Zusammenhang der nationalen Frage, im Blick auf das so bezeichnete konstitutionelle Problem und im Umfeld der integrationspolitischen Herausforderungen, denen das Königreich Bayern ausgesetzt war. Die nationale Frage zielt auf die Stellung Bayerns im System des Deutschen Bundes von 1815, auf den Grad der dort erworbenen Souveränität, auf den Kampf um deren Bewahrung bzw. Stabilisierung, auf die Auseinandersetzung mit dem deutschen Nationalstaatsgedanken, auf die Entscheidungen, die letztlich zur Reichsgründung von 1871 führen und schließlich auf die Rolle, die das Königreich Bayern im preußisch dominierten Kaiserreich bis 1918 spielt. Für das konstitutionelle Problem markiert die bayerische Verfassung von 1818 den Ausgangspunkt, die aus dem Königreich Bayern eine konstitutionelle Monarchie macht, die ihrerseits ein Jahrhundert lang mit dem Dilemma konfrontiert ist, wie die Gewichte zwischen dem Monarchen, dem Ministerium und der Volksvertretung verteilt sein sollen. Und das Integrationsproblem schließlich versteht man nur, wenn man die flächenmäßige Verdoppelung Bayerns am Beginn des 19. Jahrhunderts, den Anfall der schwäbischen und fränkischen Territorien in den Blick nimmt und sich vergegenwärtigt, dass es keine Selbstverständlichkeit war, die verschiedenen alt- und neubayerischen Gebietsteile miteinander zu verbinden, zentrifugaler Tendenzen Herr zu werden und eine bis heute tragfähige Gesamtstaatsidee zu etablieren.

Wie gesagt, in je unterschiedlicher und durchaus spezifischer Weise sind die Monarchen an diesen Problemlagen und Prozessen beteiligt, von ihnen betroffen, spiegeln sich ihre Biographien in diesen Problemlagen wider, nehmen sie selbst aktiven Anteil an ihnen, begegnen sie uns als ihre Expo-

nenten und Opfer. Das kann hier nicht im Detail entfaltet werden; einige Stichworte müssen genügen, und dabei richte ich mich nicht nach der Abfolge der Apsisfiguren, sondern nach den drei skizzierten Problemfeldern.

Als erstes verweile ich etwas bei der erwähnten nationalen Frage.

Diese spielte bei Max I. Joseph insofern eine Rolle, als Bayern während der Verhandlungen des Wiener Kongresses darauf achten musste, dass die am Beginn des Jahrhunderts neu gewonnene Souveränität keine gravierenden Einbußen erlitt, dass das System des Deutschen Bundes die eigene bayerische Staatlichkeit gewährleistete.

Ganz in den Mittelpunkt seines politischen Programms rückt dieses Thema dann bei König Ludwig I.: „Wir wollen Teutsche sein und Bayern bleiben.“ Hinter diesem häufig zitierten Wort verbirgt sich bei Ludwig ein politisches Programm, das bestimmt ist von der Wertschätzung der föderativen Ordnung im Deutschen Bund. Die Bewahrung der bayerischen Identität und Souveränität stand bei Ludwig I. - bei aller emphatischen Begeisterung für das Teutsche - im Vordergrund seines politischen Glaubensbekenntnisses. Ausgangspunkt seiner Politik musste die Überzeugung sein, dass ein deutscher Mittelstaat in machtpolitischer und militärischer Hinsicht nicht mit den beiden Großmächten Österreich und Preußen konkurrieren konnte. Konsequenz dieser realistischen Einschätzung war der Versuch, die Legitimität der souveränen staatlichen Existenz Bayerns auf anderen Feldern nachzuweisen, zu demonstrieren. Man hat in diesem Zusammenhang von der nationalen Kulturtätigkeit des Monarchen gesprochen und meint damit sein Bemühen, das uns in Bauten und Denkmälern, in kulturpolitischen Aktivitäten greifbar ist. Diese Politik hat einen Zug ins Monumentale, sie liebt die große architektonische Geste: die Via triumphalis der Ludwigstraße, die Nationaldenkmäler, die Verlegung der Universität von Landshut nach München, die Gründung der Bayerischen Staatsbibliothek, die Museumsbauten der Alten und der Neuen Pinakothek.

Nochmals: Die Kultur- und Kunstpolitik Ludwigs I. muss in ihrer politischen Funktion gesehen werden, und diese Funktion ist im Kontext der nationalen Frage angesiedelt. Ludwig I. konnte im Vormärz davon ausgehen, mit einer solchen Politik nationalpolitisches Renommee für den bayerischen Staat zu sammeln, weil der deutsche Nationalbegriff dafür freien Raum ließ, den er energisch und selbstbewusst nutzte.

Ganz anders die Situation unter seinem Nachfolger, König Maximilian II.: Während Ludwig I. in großem Stil Kultur- und Kunstpolitik betreibt, um damit das Existenzrecht des bayerischen Staates und seinen Rang unter den anderen deutschen Staaten bildmächtig zu demonstrieren, weist die Kulturpolitik seines Nachfolgers eine andere Motivstruktur und eine andere Zielperspektive auf. Auch Max II. wird ja ein besonderes Engagement für Fragen der Kulturpolitik attestiert: Das Bayerische Nationalmuseum, die Gründung der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaft, die Berufungen nach München und viele andere Details gehören in diesen Zusammenhang. Bei all diesen Maßnahmen, die eng mit den ureigensten Interessensgebieten des Monarchen verknüpft sind, ist unübersehbar, dass der König Rückstände aufholen will, die er im Vergleich zum deutschen Norden, zu den preußischen Verhältnissen vornehmlich zu erkennen glaubt: also nicht mehr das selbstbewusste Aufgreifen bayerischer Möglichkeiten, sondern das Bemühen, nicht den Anschluss zu verlieren, nicht nachzuhinken hinter einer angeblich deutschen, im Kern jedoch preußischen Entwicklung.

Die deutsche Nationalstaatsidee der zweiten Jahrhunderthälfte wird überlagert vom deutschen Dualismus, ihm gegenüber ist dann auch eine Konzeption wie die der Triasidee Max' II. zum Scheitern verurteilt; Bayern als der bedeutendste der deutschen Mittelstaaten kann sich dem Konflikt nicht entziehen, sich nicht in Neutralität flüchten. Bayern durchmisst, wie auch die anderen süddeutschen Staaten, in den Kriegen von 1866 und 1870/71 den ganzen Bogen der eigenen Möglichkeiten in den Konfrontationen der nationalen

Frage des 19. Jahrhunderts: mit Österreich und gegen Preußen zuerst; dann an der Seite Preußens gegen Frankreich auf dem Weg ins kleindeutsche Reich Bismarcks 1870/71, und das alles mit einem politisch weitgehend handlungsunfähigen König, mit König Ludwig II.



König Ludwig II.
Foto: Katharina Lorens

Im Umfeld dieser nationalpolitischen Entscheidung – ich füge das hinzu, weil diese Perspektive immer zu kurz kommt – ist dann auch ein Gutteil dessen angesiedelt, nach dem man geforscht hat, wenn man die angeblichen Absonderlichkeiten Ludwigs II. und seine Flucht in die Märchenwelt seiner Schlösser erklären will. Das nationalpolitische Desaster – *finis Bavariae* – ist, will man vom Schicksal Ludwigs II. reden, in mancherlei Hinsicht viel wichtiger als das Bemühen um die Erforschung seiner Seelenfalten. 1871 steht Ludwig II., und diese Einschätzung teilt er mit der Mehrheit zumindest der altbayerischen Bevölkerung, vor

dem Scherbenhaufen der groß angelegten bayerischen Politik des 19. Jahrhunderts, die auf die Stabilisierung souveräner Eigenstaatlichkeit abgehoben hatte, und die bei Ludwig I. und Max II., wenn auch schon unter gewandelten Vorzeichen, als durchaus realistische Vision bezeichnet werden durfte.

Dass die latent und potentiell dennoch vorhandenen Nahtlinien nicht aufbrachen, dass Bayern im Gegenteil kontinuierlich in das Kaiserreich hineinwuchs, lag nicht nicht zuletzt auch daran, dass die Inszenierung Bismarcks glückte, der deutschen Öffentlichkeit, vornehmlich dem deutschen – auch dem bayerischen – Bürgertum, die erfolgreiche preußische Machtpolitik als Verwirklichung der deutschen Nationalstaatsidee zu verkaufen. Allerdings – und dieses Element begegnet uns dann bei Ludwig III., der zeit seines Lebens die preußische Kugel aus dem Krieg von 1866 im Bein trug – ist zumindest noch darauf hinzuweisen, dass der Hurrah-Patriotismus Wilhelms II. und die Borussifizierungstendenzen im Kaiserreich auch Gegenwirkungen bayerischerseits provozierten, dass nach der Jahrhundertwende die Elemente bayerischer Eigenstaatlichkeit, oder doch die Prinzipien des föderativen Reichsaufbaus wieder stärker ins Bewusstsein treten, und Ludwig als der Exponent solcher Anstrengungen gelten kann, denen dann etwa der Randvermerk Kaiser Wilhelms II. auf einem Gesandtschaftsbericht aus München galt: „Na warte, Wittelsbach, du sollst das Reich noch kennenlernen.“

Von der Integrationsproblematik im Königreich Bayern zu reden und damit, zumindest ganz kurz, den zweiten Themenkreis anzusprechen, heißt, die schwierige Ausgangslage am Beginn des 19. Jahrhunderts interpretatorisch in Beziehung zu setzen mit der erstaunlichen Tatsache, dass dieser neu geschaffene, bunt zusammengewürfelte Staat weder 1848 noch 1866 oder 1871 noch 1918 wieder zerfällt, dass vielmehr die Gesamtstaatsidee Realität wird und auch über die Umbrüche des 20. Jahrhunderts hinweg Realität bleibt. Weder die revolutionäre Bewegung des Jahres 1848 noch die nationale Bewegung im Kontext der Reichsgründung

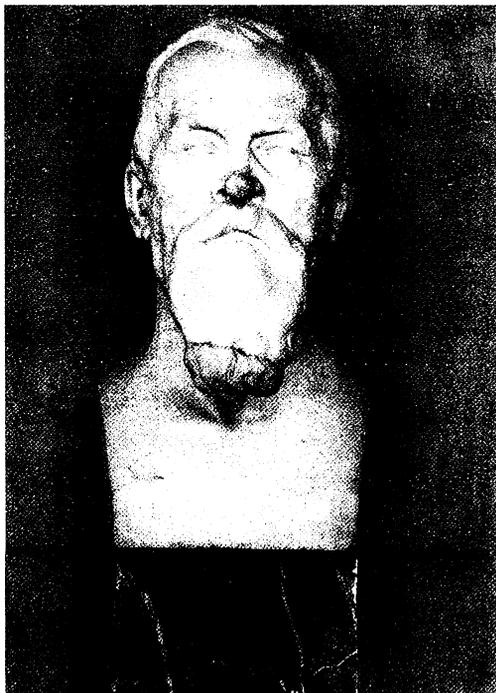
stellen die Existenzgrundlagen des bayerischen Staates ernsthaft in Frage. Dieser Umstand scheint ein besonderes Erfolgskapitel der bayerischen Geschichte des 19. Jahrhunderts zu sein: ein Erfolg, der angesichts der ungünstigen Startbedingungen alles andere als selbstverständlich ist. Was waren – so ist zu fragen – die Gründe für diesen Erfolg der bayerischen Integrationspolitik, einer Politik, die es dahin brachte, dass gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Integrationsfrage kein eigentliches Problem der bayerischen Politik mehr darstellt?

Wenn man sich mit diesem Thema beschäftigt, dann wird sehr schnell deutlich, dass gerade auf diesem Feld die Wirksamkeit der einzelnen Monarchen besonders erkennbar ausfällt. Man wird vielleicht hinzufügen, dass dies nicht sonderlich zu verwundern braucht, kann man doch noch im 20. Jahrhundert Phänomene beobachten, wo es Monarchien und Monarchen besser gelingt, zur inneren Integration gefährdeter Staatswesen beizutragen, als das mitunter bei anderen Verfassungsformen festzustellen ist.

Diese Beobachtung gilt schon für Max I. Joseph am Beginn des 19. Jahrhunderts, der ja selbst gar kein Altbayer, sondern ein Pfälzer war und der es den Bewohnern der anderen Neubayerischen Gebiete, den Schwaben und Franken und den Angehörigen der vormaligen Reichsstädte viel leichter machte, sich mit dem neuen Staat zu identifizieren, als das vielleicht beim einem Monarchen aus der Altbayerischen Linie des Hauses Wittelsbach möglich und vorstellbar gewesen wäre.

Ganz ähnlich, wie wir das schon bei der nationalen Frage beobachten konnten, begegnen uns beim Vergleich zwischen Ludwig I. und Max II. auch hier veritable Unterschiede. Während der Vater energisch und dynamisch die sich ihm bietenden Möglichkeiten aufgreift, reagiert der Sohn weit eher aus einer Haltung der Zögerlichkeit, der Ängstlichkeit, der Unsicherheit gegenüber den Neubayerischen Gebieten, deren revolutionäre Anfälligkeit im Jahr 1848 er nicht zuletzt ihren zentrifugalen Ambitionen zuordnete. Versuchte

Ludwig I. mit großer Geste die Franken und Schwaben an München zu binden, indem er sie gleichzeitig an der langen Leine eines kulturpolitischen Regionalismus ließ, so zeichnet sich die Politik Max' II. dadurch aus, dass es nun die Beamten, die Regierungspräsidenten, die Geistlichen auch sein sollten, die bewusst auf den staatlichen Zusammenhalt hinarbeiten hatten, dass der kulturpolitische Elan durch die Sprödigkeit eines bürokratischen Regelwerks ersetzt wurde.



Prinzregent Luitpold
Foto: Katharina Lorens

Und noch unter Prinzregent Luitpold und unter Ludwig III. sehen wir, wie wichtig diese die Sorge um den Zusammenhalt des Königreichs nahmen, wie sich das Münchner Oktoberfest zu einem gesamt-bayerischen Nationalfest entwickelte, wie beide eine spezifische Reisepolitik im Königreich praktizierten, um, heute würde man sagen, vor Ort präsent zu sein, wie der Regent zur Hirschjagd im

Berchtesgadener Land, zur Gamsjagd im schwäbischen Allgäu und zur Saujagd im unterfränkischen Spessart weilte, wie die königlichen Prinzen bei der Feier von Jubiläen jedweder Art gleichsam übers Land geschickt wurden, wie König Ludwig III., in Erfüllung dergestalt verstandener Präsenzpflicht im ganzen Königreich, die Nachricht vom Attentat von Sarajewo auf dem Balkon der Würzburger Residenz zugesteckt wird, als er dort die Parade abnimmt.

Ich komme zum letzten Themenkreis, bei dem ich noch einmal die Reihe der uns nun schon vertraut gewordenen bayerischen Monarchen des 19. Jahrhunderts abgehe.

Max I. Joseph ist in die bayerische Geschichte eingegangen als der Geber der Verfassung von 1818 und als solcher ist er vielfältig in den Denkmälern des Landes präsent. Unter massivem Zutun seines Sohns, des Kronprinzen Ludwig, wird Bayern eine konstitutionelle Monarchie, stellt sich Bayern an die Spitze der deutschen verfassungsgeschichtlichen Entwicklung, wird gleichzeitig aber auch das Dilemma des Jahrhunderts grundgelegt, die Frage nämlich, von der schon die Rede war, wie in diesem komplizierten Geflecht von Monarch, Ministerium und Landtag in Zukunft die Gewichte verteilt sein sollten, wo das wirkliche Gravitationszentrum der politischen Macht liegen sollte.

Ludwig I., durch eine lange Kronprinzenzeit glänzend auf sein Herrscheramt vorbereitet, ganz anders im Temperament als sein Vater, autokratisch in seinem königlichen Willen, nicht bereit, sich der Bürokratie oder dem Ministerium oder dem Parlament unterzuordnen, mag in mancherlei Hinsicht als eine Provokation aller Kräfte und Tendenzen des Zeitalters verstanden werden, eines Zeitalters, das in der Fortbildung des liberalen Verfassungsstaates das Ideal erblickte. Ich zitiere Ludwig I., weil seine eigene Diktion diesen Sachverhalt deutlicher zum Ausdruck bringt, als alle nachträgliche Rekonstruktion: „Im zweiundzwanzigsten Jahre herrsche ich und habe mir von Ministern nie vorschreiben lassen. In Bayern besteht das monarchische Prinzip. Der König befiehlt, die Minister

gehörten. Glaubt einer, es sei gegen sein Gewissen, so gebe er doch das Portefeuille zurück, höre auf Minister zu sein. Der König lässt sich nicht durch seinen Minister vorschreiben, was er tun oder lassen soll.“

Das schließliche Scheitern dieses autokratischen Versuchs Ludwigs I. in der Revolution von 1848 definiert weithin die politischen Möglichkeiten seines Nachfolgers Maximilian II. Von höchst unterschiedlichem persönlichem Profil, ängstlich, zweiflerisch, zum Grübeln veranlagt, in hohem Maße selbstkritisch, stand für ihn der Versuch einer Wiederholung des autokratischen Versuchs seines Vaters zu keinem Zeitpunkt ernsthaft zur Debatte. Im Gegenteil: Das Gewicht des Ministeriums steigt kontinuierlich an, der Monarch ist nicht mehr in der Lage, diesem Ministerium gegenüber seine eigenen politischen Vorstellungen kraftvoll durchzusetzen. Die gewandelten Zeitverhältnisse und die persönliche Schwäche des Königs wirken zusammen, die monarchisch-dynastische Dimension der staatlichen Politik tritt in den Hintergrund. Die Bewahrung der monarchisch-konstitutionellen Ordnung gerät in die Defensive einer revolutionsabwehrenden Politik, treibt gerade dadurch den König in die Arme seines Ministeriums, das sich in politischer Hinsicht immer dezidiert dem politischen und weltanschaulichen Liberalismus verpflichtet weiß. Umgekehrt nutzt die ministerielle Politik alle Gelegenheiten, sich vom Monarchen zu emanzipieren, ihn gegebenenfalls auch desavouieren.

Von hier aus wären die Linien bis zum Ende der Monarchie auszuziehen. Die Schwäche des Königtums nach 1848 wird zur dominierenden Stärke von Ministerium und Bürokratie, führt zur Herausbildung des Systems der Ministerregierung. Die Situation seit den sechziger Jahren ist darüber hinaus davon bestimmt, dass sich Ministerium und Landtagsmehrheit in schroffem Gegensatz gegenüberstehen. Das Ministerium ist weltanschaulich liberal und ausgesprochen reichsfreundlich, kleindeutsch orientiert. Die Landtags- und Bevölkerungsmehrheit ist weltanschaulich konservativ, entschieden katholisch, betont bayerisch-eigen-

staatlich, großdeutsch gesinnt. Aber, entsprechend der Verfassung von 1818, hat der Landtag keinen Einfluss auf die Zusammensetzung des Ministeriums. Die Unabhängigkeit des Ministeriums von den Mehrheitsverhältnissen im Landtag bleibt Verfassungsprinzip bis 1918. Diese Unabhängigkeit verhindert bis 1918 ein parlamentarisches System, in dem die Minister dem Parlament verantwortlich sind.

Im Umkreis genau dieser Frage ist, so erstaunlich das klingen mag, auch das eigentliche Schicksal König Ludwigs II. angesiedelt, was in der gängigen Ludwig-II.-Literatur viel zu kurz kommt. Ludwig II. sieht sich, genauso wie sein Vater mit dem omnipotenten politischen Gestaltungsanspruch des Ministeriums konfrontiert. Im Unterschied zu seinem Vater ist er nicht in der Lage, resignativ über das eigene Scheitern gegenüber dem Machtanspruch des Ministeriums hinwegzugehen; er zieht daraus vielmehr, vielleicht zu früh, sicherlich aber zu radikal, die Konsequenz, den Kampf aufzugeben, in seine eigene Traumwelt zu flüchten. Und doch zeigt sich gerade am Beispiel Ludwigs II. die letzte Konsequenz, zu der das Verfassungsprinzip hinsichtlich der Unabhängigkeit des Ministeriums vom Landtag fähig war. Das politische Programm Ludwigs II. war außen- wie innenpolitisch durchaus konservativ. Die naheliegende Konsequenz, ein Ministerium zu berufen, das dieser Mehrheitsmeinung, aber auch seinem eigenen politischen Credo entsprochen hätte, wird von Ludwig II. zwar 1875 einmal ernsthaft erwogen, bleibt jedoch unverwirklicht. Eine solche Konsequenz hätte – und das war aus der Sicht Ludwigs II. wohl das Entscheidende – die Tendenz zur Parlamentarisierung impliziert. Und diesen letzten Rest der monarchischen Prinzipien wollte Ludwig II. – auch wenn er dadurch in Widerspruch zu seinen politisch-inhaltlichen Vorstellungen geriet – nicht aufgeben.

Die Schlittenfahrten im Gebirge, Neuschwanstein und Linderhof, die schwärmerische Beziehung zu Richard Wagner und die Separatvorstellungen im Nationaltheater, der Rumor der Homosexualität und die Verehrung der kaiserlichen Cousine Sissi:

Wem daran liegt, eine möglichst nahtlose Symbiose zwischen Ludwig-Kult und Bayern-Klischee genüsslich auszumalen, der soll sich ruhig von solchen Themen faszinieren lassen, wem es um die hochpolitische Frage nach dem Schicksal Ludwigs II. geht, der wird den Schlüssel dazu nur in den verfassungspolitischen Verwerfungen der zweiten Jahrhunderthälfte finden.

In den Kontext solcher konstitutioneller Zusammenhänge gehört dann noch die in der Landesgeschichtsschreibung heftig diskutierte Frage nach dem innenpolitischen Profil der so genannten Prinzregentenzeit, die den einen als die gute alte Zeit schlechthin hin gilt, in der München leuchtet, den anderen indes als Inkubationsphase gesellschaftlicher Konflikte, die letztlich auf das Ende der Monarchie als Staatsform zusteueren. Und im Blick auf König Ludwig III. wäre dann die Frage nach Ursachen der Revolution von 1918 näher zu diskutieren, was sich auch gerade deswegen so besonders schwierig gestaltet, weil die Person des Monarchen wenig hergibt für die Erklärung der eigentlichen Revolutionsursachen: „Wenn wir eine Reichsverfassung hätten, in der der Kaiser vom Volk gewählt würde und in der die Vorschrift enthalten wäre, der Kaiser müsse aus einem der regierenden Fürstenhäuser gewählt werden – ich gebe Ihnen mein Wort, Prinz Ludwig hätte die größte Aussicht, Deutscher Kaiser zu werden.“ Das hat kein anderer als August Bebel, der Führer der deutschen Sozialdemokraten, formuliert, im Blick auf den Prinzen Ludwig, den nachmaligen König Ludwig III. von Bayern. Warum, so muss man sich angesichts einer solchen Einschätzung fragen, fiel ausgerechnet dieser Monarch der Revolution von 1918 zum Opfer? Von einer betonten Einfachheit der Lebensführung, von Leutseligkeit, Ungezwungenheit, von Schlichtheit und Einfachheit, von Untadeligkeit und ausgeprägtem Pflichtbewusstsein ist immer wieder die Rede, wenn man Charakterisierungen dieses Monarchen strapaziert. Nüchtern in der äußeren Erscheinung, ohne Begeisterung für die höfische und die militärische Repräsentation, lag das Schwergewicht seiner persönlichen Interessen und seines politischen Engagements auf konkreten sozialen und wirtschafts-

politischen Fragen. – Wie gesagt, die Person Ludwigs III. gibt wenig her für eine unmittelbare Beantwortung der Frage nach den Revolutionsursachen. Umso schärfer stellt sich diese Frage: Warum waren die Wittelsbacher die erste Dynastie im Deutschen Reich, die der Revolution zum Opfer fiel, eine Dynastie, deren Verbindung mit dem Volk über das etwa in Preußen übliche Maß weit hinausging, eine Dynastie, die das Erbe von acht Jahrhunderten als Kapital besaß?

War diese Revolution, um den Reigen denkbarer und in der Literatur tatsächlich auch formulierter Antworten zu eröffnen, vielleicht nur eine Art „Theatercoup“, ausgeführt von einer Handvoll landfremder Revoluzzer, denen ein einziges zuverlässiges Bataillon hätte ein Ende bereiten können? Oder, von einem viel grundsätzlicheren Standpunkt aus gefragt: Gab es einen Widerspruch zwischen dem Herrschaftsanspruch der politischen und gesellschaftlichen Oberschicht auf der einen Seite und den Emanzipationstendenzen – oder zumindest Unzufriedenheiten – im Volk auf der anderen Seite, der sich im Laufe der Jahrzehnte dergestalt vergrößerte, dass er schließlich nicht mehr überbrückbar und nur noch im revolutionären Umbruch lösbar war? Und schließlich, ins Prinzipielle und Staatstheoretische gewendet, wurde gefragt, ob die konstitutionelle Staatsform eine ansich zum Untergang verurteilte Staatsform gewesen sei. Stellte die konstitutionelle Monarchie lediglich eine Übergangsphase dar zwischen den Formen absoluter monarchischer Herrschaft der frühen Neuzeit und dem republikanisch-demokratischen System der Gegenwart – eine Übergangsphase, die notwendigerweise durchlaufen werden musste, der aber kein genuines Recht und kein originäres Eigengewicht in der Verfassungsentwicklung zuzuordnen sei. Die Abfolge unserer Apsisfiguren gleichsam als Verfallsgeschichte der monarchischen Idee?

Überblickt man die Fülle der vorgetragenen Argumente und versucht man, zu einer bilanzierenden Aussage zu kommen, so darf man folgendes feststellen: Ohne den Krieg von 1914 bis 1918 hätte es diese Revolution nicht gegeben. Der Krieg dauerte

länger, als die Bevölkerung erwartet hatte, er verlief verlustreicher als je ein Krieg zuvor, er bürdete dem ganzen Volk und nicht nur der kämpfenden Truppe Opfer und Entbehrungen auf, deren Sinn die Menschen immer weniger verstehen konnten. Lebensmittelrationierungen und das Gefühl völliger politischer Ohnmacht gegenüber der Berliner Kriegsführung, besonders hohe Verluste unter der Landbevölkerung und die Unzufriedenheit mit der politischen Führung, Unmut über den Reichszentralismus und die steigenden Lebensmittelablieferungen an Preußen: Das alles ist verantwortlich für die Stimmungslage vom November 1918 und definiert diese. Im Anfang und Kern bleibt es jedoch dabei: Im November 1918 findet eine Revolution nicht gegen den König, Ludwig III., sondern gegen den Krieg und für den Frieden statt.

Ich komme zum Schluss: Die moderne bayerische Landesgeschichtsschreibung hat sich längst gelöst von monarchisch verengten Perspektiven und biographischen Einseitigkeiten. Wenn es jedoch darum geht, die Kontinuitäten der bayerischen Geschichte als solche zu erkennen, die Konsistenz noch des heutigen Bayern zu verstehen und die spezifische Signatur Bayerns auch im deutschen Kontext sinnvoll einzuordnen, dann darf man die biographie- und ereignisgeschichtliche Einseitigkeit nicht ersetzen durch eine strukturgeschichtliche Monokultur, dann ist der Blick auf die Apsisfiguren unserer Großen Aula weit mehr ein skurriles Nostalgie-Phänomen und eine patriotische Abartigkeit, sondern die Wahrnehmung eines Denkmals eben jener bayerischen Geschichte in ihrer ganzen Realität und auch faszinierenden Dynamik.

Gedächtnisvorlesung „Weiße Rose“ 2000

Die Gedächtnisvorlesung für die „Weiße Rose“ hielt am 23. Februar 2000 Dr. Rachel Salamander. Die prominente Inhaberin der „Literaturhandlung“ in München und Berlin ist auch Mitglied des Hochschulrates der LMU. Im voll besetzten Audi-Max sprach sie zum Thema „Hier sehen wir das fürchterlichste Verbrechen...“ Vom deutschen Widerstand und Judenverfolgung. Der Vortrag wurde unter dem gleichen Titel als Buch publiziert und ist über den Buchhandel bzw. über die Literaturhandlung zu beziehen (Verlag Bibliothek der Provinz Edition München, 2000, 40 Seiten).



Foto: Angelica Fuss

Die Universitäten der Zukunft aus deutscher und japanischer Sicht

Zunehmender Wettbewerb, der Ruf nach Privatisierungen und Reformen – die Herausforderungen



V.l.n.r.: Prof. Landfried, Prof. Heldrich, Prof. Hasumi
Foto: Angelica Fuss

für die Universitäten in Deutschland und Japan sind ähnlich. Die Hochschulleitung und das Japan-Zentrum der Universität veranstalteten dazu vom 2. bis 4. März 2000 ein Symposium zum Ideenaustausch, gemeinsam mit ihrer Partnerhochschule in Tokyo, der Top-Universität Asiens. Einem Tag mit Vorträgen prominenter Referenten, darunter Prof. Dr. Shigehiko Hasumi, Präsident der Universität Tokyo (Romanist und Filmwissenschaftler) und Prof. Dr. Klaus Landfried, Präsident der Hochschulrektorenkonferenz, folgten zwei Tage mit Panel-Diskussionen und Workshops.

Das neue GefäßZentrum

Mit der Errichtung eines interdisziplinären „GefäßZentrums“ trägt das Klinikum der Universität der ständig wachsenden Bedeutung von Diagnostik und Therapie von Gefäßerkrankungen Rechnung. Am 12. April 2000 wurde dieses Zentrum im Klinikum in der Innenstadt mit einem Symposium eröffnet.

Traditionell liegt die Versorgung der Patienten mit Gefäßleiden vor allem in den Händen der drei Fachdisziplinen Angiologie, Gefäßchirurgie und

Radiologie. Neue Erkenntnisse in der Pathophysiologie von Gefäßerkrankungen, eine rasche Fortentwicklung der nichtinvasiven Diagnostik und eine breite Palette therapeutischer Möglichkeiten hat die heutige Gefäßmedizin zu einem komplexen Fachgebiet werden lassen. Das Gefäß-Zentrum soll die strukturelle Basis für eine interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Fachdisziplinen bilden, um eine optimale Behandlungs- und Ergebnisqualität zu gewährleisten. Wichtig ist dabei die enge Zusammenarbeit mit den niedergelassenen bzw. zuweisenden Ärzten.

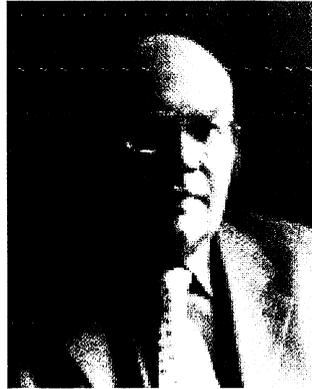
Wechsel an der Spitze der Uni-Bibliothek

Dr. Günter Heischmann ist neuer Direktor



Dr. Junginger bei der Abschiedsfeier

Zu Beginn des Sommersemesters am 1. Mai 2000 wurde der Ltd. Bibliotheksdirektor Dr. Günter Heischmann zum Leiter der Universitätsbibliothek München bestellt. Er trat damit die Nachfolge von Dr. Fritz Junginger an, der Ende Februar in den Ruhestand getreten ist. Die Bibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität München ist mit 6,5 Mio. Bänden, 13 000 Zeitschriftenabonnements und 50 000 eingetragenen Benutzern die größte der bayerischen Universitätsbibliotheken. 160 Mitar-



Dr. Heischmann

beiterinnen und Mitarbeiter in Zentral- und Teilbibliotheken unterstützen den Bibliotheksdirektor.

Der neue Direktor der Bibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität München wurde 1943 in Fürth/Bayern geboren, studierte Geschichte (mit dem Schwerpunkt Historische Hilfswissenschaften), Germanistik und Sozialkunde, trat 1973 in den höheren Bibliotheksdienst ein und war seit 1975 an der Universitätsbibliothek tätig. Mitte 1998 wechselte Heischmann in die Bayerische Staatsbibliothek und war hier Leiter der Benutzungsabteilung.

Mit Heischmann, der aufgrund seiner früheren Tätigkeit an der Universität die hiesigen Bibliotheksverhältnisse bestens kennt, gelangte wiederum ein ausgewiesener Fachmann an die Spitze der Universitätsbibliothek. Er hat sich u. a. zum Ziel gesetzt, das Bibliothekssystem der Universität mit moderner Informationstechnologie weiter auszubauen und gleichzeitig den notwendigen Büchergrundbestand für Studium, Lehre und Forschung zu sichern.

Neues Domizil in alter Villa – Die Politikforscher sind umgezogen

Das Centrum für angewandte Politikforschung (C·A·P) der Ludwig-Maximilians-Universität hat eine neue Adresse: Die Politikforscher sind in die Faber-Villa in Bogenhausen umgezogen, Maria-Theresia-Str. 21. Damit konnte die Anmietung für das C·A·P im Pfanni-Haus am Ostbahnhof aufgegeben werden. Am 3. Mai 2000 eröffnete der Rektor das Haus im Rahmen einer kleinen Feier in Anwesenheit von Vertretern des Finanz- und Wissenschaftsministeriums.



Die Jugendstilvilla in Bogenhausen, erbaut 1907 – 1909, ist eine Schenkung zweier hochherziger Mäzene. Sie bietet dem C·A·P Räumlichkeiten auf drei Geschossen mit rund 1200 Quadratmetern Fläche. Rund 60 Wissenschaftler und Mitarbeiter arbeiten in der Villa. Besonders sehenswert ist die Bibliothek mit ihrer Stuckdecke, dem Springbrunnen und einem Wintergarten.

Das Centrum für angewandte Politikforschung kam 1995 mit der Berufung von Prof. Werner Weidenfeld nach München und ist das größte geisteswissenschaftliche Drittmittelprojekt an der Universität.

Wissenschaftliche Schwerpunkte der fünf Forschungsgruppen des C·A·P sind aktuelle Problemstellungen der europäischen Integration, etwa Folgefragen des Euro, die Beitrittsfähigkeit der ostmitteleuropäischen Staaten oder die institutionellen Reformen der EU. Weitere Projekte behandeln die Folgen der deutschen Einheit und erarbeiten didaktische Konzeptionen für eine Erziehung zu Demokratie und Toleranz.

Erstes Diplom in orthodoxer Theologie

Das erste Diplom in orthodoxer Theologie in München erhielt am 9. Mai 2000 Frau Jutta Koslowski. Der Leiter der Ausbildungseinrichtung für Orthodoxe Theologie der Ludwig-Maximilians-Universität München, Prof. Dr. Dr. Dr. h.c. Theodor Nikolaou, übergab es ihr in einer kleinen Feierstunde in Anwesenheit der übrigen Professoren und der Studierenden des Faches. In dem vor einigen Jahren in München eingeführten Studiengang Orthodoxe Theologie kann für die Orthodoxe Kirche, die mit 1,2 Millionen Christen die drittgrößte in Deutschland darstellt, der eigene Nachwuchs im Lande ausgebildet werden. An der Universität besteht seit 15 Jahren das Institut für Orthodoxe Theologie, nach Einführung des Studiengangs Orthodoxe Theologie kamen für die Ausbildungseinrichtung Orthodoxe Theologie mehrere Professuren dazu. Seit Juni 1997 hat das Fachgebiet Orthodoxe Theologie eine eigene Studien- und Prüfungsordnung und seit März

1999 eine eigene Promotionsordnung. Das Fach Orthodoxe Theologie wird zur Zeit von etwa vierzig Studenten studiert, die aus verschiedenen Ländern (Bulgarien, Deutschland, Georgien, Griechenland, Jugoslawien, Rumänien, Russland) kommen; darüber hinaus wird es von mehr als fünfzig weiteren Hörern aus anderen Fachrichtungen besucht.



Manuskriptum

Der Vorbereitung auf literarische Berufe soll das Projekt „Manuskriptum – Münchener Kurse für Kreatives Schreiben“ dienen, das bei einer Pressekonferenz am 3. Mai 2000 der Öffentlichkeit vorgestellt wurde. Es handelt sich um ein Kooperationsprojekt der Universität, der Bertelsmann AG und des Literaturhauses München in Public-Private-Partnership. Die Kursreihe will literarische Kompetenz durch das Erlernen von Schreibtechniken und Schreibfähigkeiten fördern und erste Impulse für literarische Berufe vermitteln. Vorbild sind entsprechende Kurse zu „Creative Writing“ an renommierten Hochschulen in den USA. An der LMU ist das neue Projekt bei Professor Wolfgang Frühwald, Institut für Deutsche Philologie, angesiedelt.

Der Kurs soll grundlegende Einsichten in das literarische Schreiben vermitteln und Gelegenheit geben, die eigenen Texte mit erfahrenen Praktikern zu diskutieren.

Grundlage dafür sind klassische Übungen des kreativen Schreibens und die Arbeit an den eingereichten Prosatexten. Die Leitung hat ein Autor bzw. eine Autorin gemeinsam mit einem Lektor bzw. einer Lektorin. Das Angebot richtet sich an alle Studierenden der drei Münchener Universitäten (LMU, TUM, Universität der Bundeswehr), die nicht älter als 28 Jahre sind. Die Teilnehmerzahl ist begrenzt.

Grün in der Universität – Neueröffnung des Salinenhofs

Der Hof zwischen dem Historicum, der Physik und der Universitätsbibliothek wurde zu einem für die Öffentlichkeit zugänglichen Park gestaltet und erhielt den Namen „Salinenhof“ – in Erinnerung an den früheren Nutzer des Gebäudes Ludwigstraße 27, die Bayerische Hütten- und Salinenverwaltung. Die feierliche Eröffnung war am 8. Juni 2000. Der Park ist während der Öffnungszeiten der Universität für die Öffentlichkeit zugänglich und wurde sehr schnell zu einem beliebten Erholungsort für die Studierenden. Früher befanden sich dort in einer alten Grünanlage ein Institutsgebäude und Gewächshäuser der Forstwissenschaftlichen Fakultät. Daran erinnert heute ein Gedenkstein im Ostteil der Anlage. Ein Park entstand auch hinter den Häusern auf der Nordseite der Veterinärstraße zwischen dem Juristischen Seminar und einem Gebäude für die Wirtschaftswissenschaften an der Kaulbachstraße, das die Universität nach dem Auszug amerikanischer Dienststellen erhalten hatte.



Symbolische Pflanzung eines Baumes bei der Eröffnung des Salinenhofs

Foto: Angelica Fuss

Die letzten Ordensschwestern

Zum 30. Juni 2000 beendeten nach rund 170jähriger aufopferungsvoller Tätigkeit die Barmherzigen Schwestern vom Hl. Vinzenz von Paul ihren Dienst in der Medizinischen Klinik in der Innenstadt. Zuletzt arbeiteten noch sieben Schwestern des 1633 in Frankreich gegründeten Pflegeordens in der Klinik. Das Mutterhaus des Ordens – ein Bau Friedrich Gärtners – steht auf dem Areal der Universitätskliniken. Bereits in den sechziger Jahren wurde wegen Nachwuchsmangel in der Ziemssen-

straße die Verantwortung für die Hauswirtschaft abgetreten. 1974 zogen sich Schwestern aus der Chirurgischen Klinik zurück. Im September 1981 verabschiedeten sie sich aus dem Haunerschen Kinderspital, und 1985/86 verließen sie die Frauen- und die Orthopädische Klinik. Am 8. Juni 2000 fand die offizielle Verabschiedung statt.



Klinikchef Prof. Scriba verteilt zum Abschied Rosen

Studientag: Bachelor und Master

Bei einem gemeinsam vom Hochschulforum, einer Initiative der Katholischen und der Evangelischen Studentengemeinde, und dem Rektorat organisierten Studientag in der Siemens-Stiftung in Nymphenburg, ging es am 15. Juni 2000 um die Bachelor- und Masterstudiengänge, ein Thema, das nicht nur Hochschulpolitiker, sondern auch viele Angehörige der Universität stark interessiert. Welche Möglichkeiten Bachelor- und Masterprogramme bieten, wie sie strukturiert und inhaltlich beschaffen sind, welche Vorteile sie gegenüber herkömmlichen Magister- und Diplomstudiengängen bieten und wie sie sich realisieren ließen, über alle diese

Fragen herrscht großer Informations- und Diskussionsbedarf.

Der Leiter des Instituts Student und Arbeitsmarkt, Dr. Harro Honolka, und ein Vertreter der Siemens AG, Dr. Kuno Hernaut, referierten in Kurzvorträgen über die Akzeptanz von Bachelor-Absolventen in der Industrie. Prof. Claudius Gellert von der University of Reading sprach über die Struktur von Bachelor- und Masterprogrammen. Referenzen zu den Zielsetzungen und Leistungsmöglichkeiten von Bachelor- und Masterprogrammen waren u. a. der Bildungsforscher Prof. Rudolf Tippelt, Prorektor Prof. Axel Schenzle und Prorektor Prof. Wilhelm Vossenkuhl, der den Studientag vorbereitet hatte. Teilnehmer waren die Dekane und Studiendekane der Fakultäten und weiter an dem Thema interessierte Mitglieder der Universität.

Universitätsstiftungsfest 2000

Das Stiftungsfest 2000 fand nicht wie gewohnt an einem Samstag, sondern am Mittwoch, dem 5. Juli statt. Die Universitätsleitung machte damit den leider nicht erfolgreichen Versuch, durch die Verlegung auf einen Tag unter der Woche eine höhere Beteiligung insbesondere der Studierenden zu erreichen.

Nach der Ansprache des Rektors und der Verleihung der Förderpreise der Münchner Universitätsgesellschaft wurde durch den Rektor erstmals der Georg-Heberer-Award verliehen. Preisträger war Dr. med. Michael Ghadimi, ein Stipendiat der Deutschen Krebsstiftung. Mit diesem von der amerikanischen Chiles Foundation gestifteten Preis werden spezielle Forschungsprojekte an der Chirurgischen Klinik Großhadern gefördert. Stadtrat Dr. Reinhard Wiczorek übergab in Vertretung des Oberbürgermeisters den Preis der Landeshauptstadt an Dorle Gribl für eine Dissertation über „Villenkolonien in München und Umgebung – Der Einfluss Jakob Heilmanns auf die Stadtentwicklung“. Den Festvortrag hielt Prof. Dr. Ernst Pöppel über „Zeitbewusstsein und

Hirnprozesse“. Wir dokumentieren hier die Rede von Rektor Prof. Heldrich, die Preise der Universitätsgesellschaft und den Festvortrag von Prof. Pöppel.

Rektor Prof. Heldrich:

Zum 528. Geburtstag unserer Universität heiße ich Sie alle herzlich willkommen. Trotz ihres ehrwürdigen Alters hat sich die Ludwig-Maximilians-Universität ein hohes Maß an Beweglichkeit und geistiger Frische bewahrt. Ein Symptom dafür ist die neue Gestaltung unseres Stiftungsfests. Es hatte sich in den letzten Jahren mehr und mehr zu einer jener Fest- und Gedenkveranstaltungen entwickelt, denen engagierte Mitstreiter und treue Freunde einen Teil ihres Wochenendes opfern, die aber dem eigentlichen gesellschaftlichen Leben auf seltsame Weise entrückt sind. Dies zeigte sich bei uns vor allem an der stark rückläufigen Beteiligung der Studentenschaft.

Mit dem ersten Stiftungsfest in diesem Jahrhundert unternehmen wir den Versuch, das Ereignis wieder in den Mittelpunkt des universitären Lebens zurückzuholen. Dem Vorbild der Nachbaruniversität folgend, feiern wir den Tag jetzt nicht



Alle Preisträger
Foto: Angelica Fuss

nur mitten in der Woche, sondern lassen sogar sämtliche parallele Lehrveranstaltungen ausfallen – was unter den wachsamem Augen des Bayerischen Obersten Rechnungshofs ganz gewiss keine Kleinigkeit ist. Vorsorglich benütze ich schon einmal die Gelegenheit, seinen Präsidenten Alfons Metzger und Herrn Ministerialdirigent Manfred Sommerer mit der Bitte um Nachsicht herzlich bei uns zu begrüßen.

Der Erfolg, so meine ich, gibt uns Recht. Ich danke allen Studentinnen und Studenten, die der Verlockung eines vorlesungsfreien Vormittags widerstanden haben und durch ihre Teilnahme ihr Interesse an ihrer Universität bekunden. Wie Sie dem Programm entnehmen können, wird heute zum ersten Mal nach langer Zeit auch eine Vertreterin der Studierenden, Frau Claudia Wirts, zu uns sprechen. Ich danke ihr, dass sie diese Aufgabe übernommen hat. Wir sind gespannt, was sie uns zu sagen hat.

Mit freudiger Erwartung sehen wir natürlich auch dem Festvortrag von Ernst Pöppel über „Zeitbewusstsein und Hirnprozesse“ entgegen. Er ist einer unserer ideen- und initiativenreichster Kollegen, eine Art Odysseus der Universität München, der selbst das Rektoratskollegium immer wieder auf Trab bringt. Ich danke Ihnen, lieber Herr Pöppel, für Ihr außergewöhnliches Engagement. Ihr Vortrag wird der Höhepunkt des Programms sein.

Zunächst aber müssen Sie noch mit mir Vorlieb nehmen. Ich darf jetzt zuallererst die vielen alten Freunde begrüßen, die unserem Stiftungsfest auch in seiner neuen Form die Treue halten. Aus unserem Hochschulrat ist S. K. H. Herzog Franz von Bayern zu uns gekommen, ein bewährter und verständnisvoller Förderer der Universität – ganz im Sinn der Tradition der Stifterfamilie. Wir danken Ihnen für Ihr Engagement. Aus unserem Kuratorium begrüße ich herzlich Frau Anneliese Friedmann, Herausgeberin der Abendzeitung, sowie Landesbischof Dr. Johannes Friedrich, Herrn Altoberbürgermeister Dr. Hans-Jochen Vogel und Herrn Erich Blume, Direktor des Arbeits-

amts München. Wir freuen uns sehr über Ihr Kommen.

Aus der uns freundschaftlich verbundenen Szene der Wissenschaft begrüße ich den Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften Heinrich Nöth.

Auch eine Reihe anderer Universitäten sind durch ihre Präsidenten bzw. Rektoren vertreten. Ich begrüße meine Kollegen Helmut Ruppert aus Bayreuth, Helmut Altner aus Regensburg, Hans-Georg Löbl von der Universität der Bundeswehr, Norbert Brieskorn von der benachbarten Hochschule für Philosophie und Franz Henrich von der Katholischen Akademie, die ich der Einfachheit halber zu einer Hochschule umgetauft habe. Seien Sie uns alle herzlich willkommen.

Aus dem Bereich der Rechtspflege darf ich den Präsidenten des Bayerischen Verwaltungsgerichtshofs, unseren ehemaligen Honorarprofessor Johann Wittmann begrüßen, aus dem Bereich der öffentlichen Verwaltung die Präsidentin der Bezirksfinanzdirektion München Margot Wick und Herrn Ministerialrat Dr. Werner Böhme aus dem Finanzministerium. Ihnen allen hat die Universität München viel zu verdanken. Bitte erhalten Sie uns Ihr Wohlwollen auch in Zukunft. Besonders hervorheben möchte ich in diesem Zusammenhang und mit diesem frommen Wunsch auch den neuen Leiter der Hochschulabteilung im Bayerischen Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Herrn Leitenden Ministerialrat Dr. Adalbert Weiß, der mit seinem Amtsvorgänger Herrn Ministerialdirigent Dr. Olaf Wirth zu uns gekommen ist. Ihnen, lieber Herr Wirth, darf ich bei dieser Gelegenheit herzlich für alles danken, was Sie für die Universität München getan haben. Ihnen, sehr geehrter Herr Weiß, wünsche ich viel Erfolg für die Bewältigung der neuen großen Aufgabe. Zum Glück sind die Anliegen der Universität München immer so gut begründet und so vernünftig, dass Sie mit uns nur wenig Arbeit und keinerlei Ärger haben werden.

Als Vertreter der Landeshauptstadt München ist

heute Herr Dr. Reinhard Wieczorek zu uns gekommen, auch er ein treuer und bewährter Freund unserer Universität, der gleich noch aktiv in das Geschehen dieses Stiftungsfests eingreifen wird.

Die Universität München ist eine weltoffene Hochschule mit sehr intensiven Auslandsbeziehungen. Deshalb freuen wir uns besonders über die vielen Vertreter des konsularischen Corps, die heute mit uns feiern. Einige wenige darf ich namentlich nennen, die Generalkonsulinnen von Bulgarien, Frau Tania Gradinarova, und Polen, Frau Jolanta Kozłowska, die Generalkonsuln von Brasilien, Herrn Eduardo Monteiro de Barros Roxo und Japan, Herrn Takeshi Nakane. Seien Sie uns alle herzlich willkommen.

Gestatten Sie, dass ich es mit dieser etwas willkürlichen Auswahl bei der Begrüßung unserer Ehrengäste bewenden lasse und mich jetzt dem eigentlichen Gegenstand meiner Rede zuwende. Wir wollen unserem Stiftungsfest nämlich nicht nur eine neue Form, sondern auch einen neuen Inhalt geben. Statt eines Rechenschaftsberichts, z. B. über das sehr bemerkenswerte Engagement der drei neuen Prorektoren Liebich, Schenzle und Vossenkuhl, oder über die ungemein förderliche Zusammenarbeit mit unserem Hochschulrat, wollen wir ein Thema in den Mittelpunkt rücken, das uns besonders am Herzen liegt. In diesem Jahr möchte ich mich vor allem auf unsere Studenten konzentrieren. Ihre Gesamtzahl ist in den vergangenen 3 Semestern von knapp 60 000 auf gut 41 000 gesunken. Unsere Studentenschaft ist also in diesem Zeitraum um fast ein Drittel geschrumpft. Die meisten Studierenden, die der Universität jetzt sang- und klanglos den Rücken gekehrt haben, sind allerdings bei uns kaum in Erscheinung getreten. Sie haben die Universität in ihrer Mehrheit nur bei der Einschreibung einmal von innen gesehen. Vermutlich sind nur wenige durch die Einführung der Studiengebühren für das Zweitstudium und durch die Begrenzung des Promotionsstudiums auf 6 Semester von einem ernsthaften Studienvorhaben abgebracht worden. Dafür spricht jedenfalls die relativ geringe Zahl der Anträge auf Gebührenbefreiung bzw. auf Erteilung

einer Ausnahmegenehmigung. Im wesentlichen läuft also der Rückgang unserer Studentenzahl auf eine Korrektur unserer Statistik hinaus.

Dennoch sehen wir darin auch eine Chance. Zum ersten Mal seit langer Zeit können wir das negative Erscheinungsbild einer Massenuniversität wieder abstreifen. Ohnehin haben wir uns nie danach gewünscht, die größte deutsche Universität zu sein. Es kommt uns nur darauf an, die Beste zu sein. Wir sehen es deshalb mit Genugtuung, dass wir nun von der einen oder anderen deutschen Universität an schierer Größe übertrumpft werden. Entscheidend ist allein, dass wir unseren Studenten eine bessere Ausbildung bieten. Auch dabei kommt uns die neue Entwicklung zu Hilfe. Zum ersten Mal seit langer Zeit können wir uns nämlich ein realistisches Bild von der Auslastung unserer Lehrkapazität machen. Die Studenten verteilen sich ja keineswegs gleichmäßig auf alle Fächer, die wir anbieten. Einige Fakultäten sind bis zum Bersten überfüllt, andere müssen sich Sorgen machen, wie sie ihre Existenz trotz rückläufiger Nachfrage auch in Zukunft noch legitimieren können. Für uns ergibt sich daraus die Aufgabe, die eigentlichen Engpässe ausfindig zu machen und sie von den „fetten Weidegründen“ zu unterscheiden. Wir haben deshalb mit einer Bestandsaufnahme der Lehrnachfrage an unserer Universität im Rahmen einer sog. Stärken-Schwächen-Analyse begonnen. Auf ihrer Grundlage wollen wir eine vorsichtige Neuverteilung unserer Ressourcen vornehmen. Ich sage: vorsichtig, weil es natürlich nicht darum gehen kann, die Pflege aller derjenigen Fächer einzustellen, die zur Zeit keine Scharen von Studenten anziehen. Eine klassische große Universität hat – vor allem im Bereich der Geisteswissenschaften – auch ein bedeutendes kulturelles Erbe zu verwalten, das nicht einfach dem aktuellen Anforderungsprofil des Arbeitsmarktes für Akademiker geopfert werden darf. Wir würden dieser Verantwortung nicht gerecht, wenn wir beispielsweise Lehrstühle für Ägyptologie oder Assyriologie schlichtweg in Professuren für Betriebswirtschaftslehre oder Rechtswissenschaft umwandeln wollten. Aber wir können dafür sorgen, wenigstens unsere liquiden Mittel für Hilfsleistungen in

der Lehre vornehmlich dorthin zu lenken, wo sie am dringendsten benötigt werden: nämlich in die sog. Massenfächer.

Gerade in den am meisten überlasteten Studiengängen mit strikter Begrenzung der Zulassungszahl, wie in der Humanmedizin, der Tiermedizin oder der Psychologie, haben wir leider keine Möglichkeiten, die Ausbildungsverhältnisse durch einfache Umschichtung von Planstellen zu verbessern. Jede neue Assistentenstelle und jede zusätzliche Professur führen automatisch auch zu höheren Zulassungszahlen. Was wir in München mit der einen Hand geben, wird uns in Dortmund von einer anderen Hand wieder genommen. Wir könnten noch nicht einmal durch etwas rigidere Anforderungen in den Zwischenprüfungen zu einer günstigeren Betreuungsrelation in den höheren Semestern gelangen. An die Stelle der ausgeschiedenen Studenten, die die Prüfung nicht schaffen, treten automatisch höhere Anfängerzahlen. Die Kapazität muss ausgeschöpft werden, koste es, was es wolle. So will es das Gesetz.

Und es kostet viel. Den Preis zahlen die Studierenden in den numerus clausus-Fächern, die ihren Professoren kaum jemals in einem persönlichen Gespräch begegnen können und denen nur geringe Möglichkeiten zur eigenverantwortlichen Gestaltung ihres Studiums nach ihren Interessen und Bedürfnissen bleiben. Es ist klar, dass dieses System dringend reformbedürftig ist. Dies gilt – was nur am Rande vermerkt sei – auch für die zu geringe Quote ausländischer Studierender, die nach den gegenwärtigen Zulassungsbestimmungen zum Zuge kommen. Zu Recht wird den deutschen Universitäten vorgehalten, dass sie ihre Anziehungskraft für die junge Generation in anderen Ländern weitgehend verloren hätten. Das Mekka der Studierenden aus aller Welt liegt jetzt in den Vereinigten Staaten. Zum Glück schneidet die Universität München hier allerdings vergleichsweise noch ganz gut ab. Der Anteil unserer ausländischen Studierenden liegt mit 13,2% deutlich über dem Bundesdurchschnitt. Wir könnten ihn durchaus weiter steigern, wenn uns nicht durch Zulassungsbeschränkungen die Hände gebunden wären.

Unsere Wettbewerbsnachteile liegen aber keineswegs nur auf dem Gebiet der Zulassungsbeschränkungen. Hinzu kommt das Handicap unserer deutschen Muttersprache, deren Attraktivität als Fremdsprache heute offenbar etwa dem Charme der deutschen Ausländerbehörden entspricht. Unsere Lehrveranstaltungen deshalb flächendeckend in englischer Sprache anzubieten, würde jedoch nicht nur viele Professoren, sondern gewiss auch viele Studenten überfordern. Ganz abgesehen von dem Verlust an wissenschaftlicher Präzision und kultureller Eigenständigkeit, der mit einem solchen Schritt verbunden wäre. Dies schließt natürlich Lehrprogramme in englischer Sprache nicht grundsätzlich aus. Sie bieten sich vor allem in den Wissenschaften an, die weltweit den gleichen Gegenstand, die gleiche Fachterminologie und eine einheitliche Publikationskultur haben, wie etwa in der Medizin und den Naturwissenschaften. Soweit die anspruchsvollen Veröffentlichungen ohnehin in englischer Sprache verfasst werden müssen, ist der Schritt zur Verwendung der englischen Sprache in anspruchsvollen Lehrveranstaltungen nicht mehr weit. Erst recht sollten die neu eingerichteten Bachelor- und Master-Studiengänge im Prinzip in englischer Sprache konzipiert werden, um einen Etikettenschwindel zu vermeiden.

Merkwürdigerweise haben wir heute jedoch mehr und mehr mit einem weiteren Wettbewerbsnachteil zu kämpfen. Die Freiheit von Studiengebühren wenigstens für das Erststudium verleitet offenbar immer mehr Menschen dazu, unser Lehrprogramm als Billigangebot abzutun. In der privilegierten Gesellschaft gehört es allmählich zum guten Ton, die eigenen Kinder zum Studium nach England oder in die USA zu schicken. Dabei sind selbst exorbitante hohe Studiengebühren anscheinend eher ein zusätzlicher Anreiz als ein Abschreckungsgrund. Offenbar wird von der Höhe des Preises unmittelbar auf die Qualität des Produkts geschlossen. Deshalb wird in der gegenwärtigen Diskussion um die Einführung von Studiengebühren ganz ungeniert das Argument ins Feld geführt, dass eine Leistung, die nichts kostet, auch nichts wert sei. Symptomatisch dafür sind auch die allmählich an Bedeutung gewinnenden Privatuni-

versitäten, die trotz durchaus erheblicher Gebühren über mangelnde Nachfrage nicht zu klagen haben. Die soeben gegründete Gerd Buccerius School of Law in Hamburg beispielsweise ist bereits mehrfach überbucht, obwohl sie Studiengebühren in Höhe von 15 000,- DM pro Jahr verlangt. Auch amerikanische Universitäten sind dabei, mit virtuellen Ausbildungsprogrammen auf dem deutschen Markt Fuß zu fassen und deutschen Studenten im Inland für teures Geld amerikanische Studienabschlüsse zu verkaufen.

Natürlich lässt sich der Erfolg solcher kommerzieller Bildungsangebote nicht allein mit dem sog. „Snob Effect“ erklären. Eine Rolle spielen sicherlich auch Qualitätsunterschiede bei der didaktischen Aufbereitung des Stoffes und bei der individuellen Betreuung der Studierenden. Die wesentlich kleinere Zahlen sind dabei gewiss ein unschätzbare Vorteil. Gerade diese Vorzüge bedeuten aber für die klassischen deutschen Universitäten eine echte Herausforderung. Wenn wir uns nicht anstrengen, laufen wir Gefahr, am Ende nur noch diejenigen Studenten auszubilden, die sich ein besseres Programm nicht leisten können oder nicht leisten wollen. Eine Art Klassengesellschaft im Bildungswesen wäre die Folge. Und dies trotz oder vielleicht sogar wegen fehlender Studiengebühren.

Dass wir dieser Entwicklung nicht tatenlos zusehen dürfen, versteht sich von selbst. Was aber ist zu tun? Unser Ausbildungsangebot beruht bisher auf einem Kompromiss zwischen den Sachzwängen zu knapper staatlicher Haushaltsmittel einerseits und dem verzweifelten Bemühen um Qualitätssicherung andererseits. Mit diesem Produkt sind wir auf dem Bildungsmarkt auf die Dauer nicht konkurrenzfähig. Wir müssen uns etwas Neues einfallen lassen, um im weltweiten Wettbewerb um die besten und erfolgreichsten Ausbildungsprogramme bestehen zu können.

Solche Einfälle brauchen wir natürlich vor allem für die Studieninhalte. Die Universität München bietet zur Zeit 129 Studienfächer an. Sie sind in den letzten 5 Jahren zum großen Teil reformiert worden. Unser Senat hat allein in meiner Amtszeit

als Rektor mehr als 50 neue Studien- oder Prüfungsordnungen beschlossen. Nicht immer handelte es sich dabei um eine Reform an Haupt und Gliedern. Aber die Anpassung an den neuesten Erkenntnisstand und an veränderte Bedürfnisse unserer Absolventen ist in vollem Gang. Hierauf näher einzugehen, würde den Rahmen einer Begrüßungsansprache sprengen.

Lassen Sie mich stattdessen auf einen anderen Aspekt unserer Arbeit eingehen, der für die Betreuung unserer Studenten wichtig ist. Die Universität München ist eine Großstadtuniversität, die in ihrer ganzen Geschichte nie über einen geschlossenen Campus verfügen konnte. Sie ist heute über 51 verschiedene Standorte im Stadtgebiet und darüber hinaus zerstreut. Unter diesen Bedingungen ist es nahezu unmöglich, ein Zusammengehörigkeitsgefühl als Mitglieder einer großen Universitätsfamilie zu entwickeln. Dies gilt für unsere Professoren ebenso wie für unsere wissenschaftlichen und nichtwissenschaftlichen Mitarbeiter, die immerhin über einen längeren Zeitraum bei uns tätig sind. Es gilt aber vor allem für unsere Studierenden, die ohnehin nur wenige Jahre ihres Lebens bei uns eingeschrieben sind. Sie haben es besonders schwer, während ihres Studiums diejenigen sozialen Kontakte zu entwickeln, die etwa an amerikanischen oder englischen Universitäten selbstverständlich sind. Eine der wenigen Möglichkeiten dafür bietet übrigens unser Universitätschor, der Studenten aus den verschiedensten Fakultäten und sogar Universitäten zusammenführt. Ich darf die Gelegenheit benutzen, Herrn Prof. Zöbeley und seinem Chor für die musikalische Umrahmung unseres Stiftungsfests herzlich zu danken. Sie haben uns festlich eingestimmt und Sie werden uns mit fröhlichen Gefühlen am Ende wieder in diesen schönen Sommertag entlassen.

Leider können sich aber nur ganz wenige Studierende an der Arbeit eines Universitätschors beteiligen. Wir wollen versuchen, die Isolierung der übrigen in einem anonymen Massenstudium zu durchbrechen und ihnen wenigstens einen virtuellen Campus anzubieten, auf dem sie untereinander Informationen austauschen und in einen Dialog mit

ihren Professoren, Studiendekanen und natürlich auch mit ihrem Rektor und mit ihren Prorektoren eintreten können. Die Möglichkeit dazu bietet uns das Internet. Noch in diesem Jahr werden wir damit beginnen, für jeden einzelnen Studenten eine E-Mail-Adresse nach einheitlichem Muster einzurichten. Am Leibniz-Rechenzentrum werden wir für alle Studierenden ein sog. Account eröffnen, das ihnen nicht nur den Zugang zum Internet und die Einrichtung einer eigenen Homepage, sondern auch den privilegierten Zugriff auf große Datenbanken ermöglicht, mit denen wir Lizenzverträge abgeschlossen haben. Gleichzeitig werden wir sämtliche Lehrveranstaltungen unserer 19 Fakultäten in ein virtuelles Vorlesungsverzeichnis stellen. Zu jeder Veranstaltung können zusätzliche Informationen abgerufen werden, z. B. von den Dozenten bereit gestelltes Lehrmaterial, Literaturhinweise, Mitteilungen notwendiger Änderungen von Räumen und Terminen usw. Unser Ziel ist die Entwicklung virtueller Seminarräume, in denen Professoren und Studenten, aber auch die Studenten untereinander, Nachrichten und Dokumente austauschen können. Natürlich können wir nicht davon ausgehen, dass alle Studierenden über Rechner verfügen, mit denen sie von unserem Angebot Gebrauch machen können. Wir werden deshalb in den frei zugänglichen Flächen unserer Universität Terminals installieren, die eine Einwahl in das Internet ermöglichen. Sie kommen zu den etwa 1000 Rechnern hinzu, die unsere Studenten während der Öffnungszeiten in den sog. CIP-Pools nutzen können.

Gewiss ist nicht alles an diesen Projekten neu. Einzelne Professoren sind uns bei der Nutzung des Internet für ihre Lehrveranstaltungen längst mit gutem Beispiel vorangegangen. Aber als flächendeckendes Programm einer klassischen großen Universität ist die von uns geplante Kommunikationsplattform für Studierende, Dozenten, Fakultäten und Hochschulleitung – soweit wir wissen – ein Novum. Es wird, so hoffen wir, unseren Studenten die Sicherheit geben, ihr Studium mit den modernsten Unterrichtsmethoden zu absolvieren.

Das Potential unseres virtuellen Campus reicht allerdings weit über diesen gewiss nützlichen Effekt

hinaus. Wir versprechen uns von ihm zum Beispiel auch einen unmittelbaren Zugang zum Arbeitsmarkt für junge Akademiker. Auf mittlere Sicht wollen wir nach dem Vorbild angelsächsischer Universitäten ein virtuelles „career office“ einrichten, in dem unsere Studenten ihre Qualifikationen und Berufswünsche ins Internet stellen und potentielle Arbeitgeber nach geeigneten Nachwuchskräften Ausschau halten können. Gerade die Breite unseres Lehrprogramms und die hohe Zahl unserer Absolventen könnte diesem Baustein unseres Programms ein besonderes Interesse sichern.

Meine Damen und Herren! Wie Sie sehen, liegt uns nicht nur die optimale Betreuung unserer Studenten während ihres Studiums, sondern auch ihre berufliche Zukunft am Herzen. Die Universität München versucht, alles in ihren Kräften Stehende zu tun, um ihren Absolventen eine erfolgreiche Karriere zu ermöglichen. Eben diesem Zweck dienen auch die Förderpreise der Münchener Universitätsgesellschaft, mit denen wir alljährlich sechs unserer besten Doktoranden und zwei unserer besten Habilitanden auszeichnen können. Natürlich sind diese Preise vor allem eine Anerkennung der wissenschaftlichen Arbeit der Preisträger. Als Bestandteil ihrer Lebensläufe und Bewerbungsunterlagen tragen sie aber gewiss auch dazu bei, Interesse an ihrer Person zu wecken und zu vertiefen.

Die Preisträger:

PD Dr. Erika von Mutius

Die Privatdozentin an der Haunerschen Kinderklinik habilitierte über Asthma bronchiale und andere allergische Erkrankungen bei Kindern. Die deutsche Wiedervereinigung bot Mutius die einmalige Chance, den Einfluss unterschiedlicher Umweltfaktoren auf derartige Leiden zu untersuchen. Dabei stellte sie unter anderem fest, dass Luftschadstoffe eine geringere Rolle spielen als angenommen.

PD Dr. Jörg Krämer

Eine Pionierarbeit ganz anderer Art leistete Jörg Krämer. „Die Leidenschaften allein sind es, welche

singen; der Verstand redet oder spricht nur“ lautet das Thema seiner Habilitationsschrift. Darin behandelte Krämer das deutschsprachige Musiktheater im späten 18. Jahrhundert. Dessen herausragenden Publikumserfolg erklärte er vor dem historischen Hintergrund – die kirchlichen Wahrheitsmonopole zerfielen und die Aufgaben der Künste wurden neu definiert. Die ästhetischen Neubewertungen lassen auch bekannte Textautoren wie Wieland und Opernkomponisten wie Mozart in neuem Licht erscheinen.

Dr. Martina Vordermayer

Clemens Brentano und sein Verhältnis zum Judentum beleuchtete Martina Vordermayer in ihrer preiswürdigen Dissertation. Der religiös motivierte romantische Antisemit Brentano im zeitlichen Vorfeld des Nationalsozialismus wurde selbst Opfer der Kritik antisemitischer Literaturwissenschaftler. Vordermayer gelang es, pro- und antijüdische Tendenzen bei Brentano zu beschreiben. Im Mittelpunkt steht dabei das uneingeschränkte Bekenntnis zum Judentum des Alten Testaments.

Dr. Brigitta Kleinschwärzer-Meister

Die Sakramentenlehre, wichtiges Thema in der ökumenischen Diskussion, beschäftigte Brigitta Kleinschwärzer-Meister in ihrer Dissertation. Sie untersuchte unter anderem die Kontroverse um die Zahl der Sakramente und lieferte einen Gesamtentwurf für eine heute ökumenisch verantwortbare Sakramentenlehre.

Dr. Gabriele Wimböck

Der Bologneser Maler und bedeutende Barockkünstler Guido Reni (1575–1642) steht im Mittelpunkt der Dissertation von Gabriele Wimböck. Renis Wirkungsgeschichte war extrem widersprüchlich. Wimböck arbeitete in Einzelanalysen unterschiedliche künstlerische Strategien des Malers heraus, entdeckte damit diese Schlüsselfigur des italienischen Barock wieder und bietet auch Einblick in ein entscheidendes Kapitel des gegenreformatorischen Bilderkultes.

Dr. Gerd Michael Juchem

Auf medizinischem Gebiet hat sich Gerd-Michael Juchem hervorgetan. Er arbeitete unter anderem an isolierten, gezüchteten Gefäßzellen und half damit zu einem besseren Verständnis komplexer Regelungsvorgänge in den Gefäßen, was für viele physiologische und pathologische Vorgänge bedeutsam ist.

Dr. Jan Ulrich Lohmann

Ebenfalls internationale Anerkennung für seine Arbeit erntete Jan Ulrich Lohmann. Ein herausragender Aspekt seiner Promotion sind die daraus resultierenden 14 Publikationen. Lohmann etablierte eine Methode – das „gene silencing“ – beim Süßwasserpolypen Hydra. Damit wurde dieses klassische Objekt der Entwicklungsbiologie erstmals für umfassende Funktionsstudien zugänglich. Bereits vor ihrer Veröffentlichung wurde diese Methode von mehreren namhaften Labors übernommen.

Dr. Bernhard Hanke

Die „Wittklassen von geometrischen Objekten mit p-facher Symmetrie“ waren das Thema von Bernhard Hanke. Es gelang dem Mathematiker, einen wichtigen Satz zu beweisen, was mit den bisher bekannten Ergebnissen nicht möglich war. Das erforderte unter anderem algebraische Methoden, die Hanke zu einem großen Teil erst selbst entwickeln musste.

Prof. Dr. Ernst Pöppel:

„Zeitbewusstsein und Hirnprozesse“

Ausgangsthese der Überlegungen zu subjektiven Vorgängen wie der zeitlichen Erfahrung ist, dass psychische Funktionen durch evolutionäre Selektionsprozesse entstanden sind, und dass diese durch neuronale Programme im Gehirn bereitgestellt werden. Die Verfügbarkeit psychischer Funktionen ist an die Integrität neuronaler Strukturen gebunden. Im erkenntnistheoretischen Sinne nehme ich im Hinblick auf das Leib-Seele-Problem somit eine monistische Position ein; die we-

sentliche Annahme dieses pragmatischen Monismus oder empirischen Realismus ist, dass Psychisches wie es sich in uns entfaltet außerhalb des Gehirns nicht vorfindbar ist; diese Annahme ist für die meisten Hirnforscher eine Selbstverständlichkeit, doch wird sie insbesondere in den Geisteswissenschaften nicht vorbehaltlos akzeptiert, da vor allem die „Alltagspsychologie“ einen Dualismus naheulegen scheint.

Pragmatisch ist dieser Monismus insofern, als sich zeigen lässt, dass alle psychischen Funktionen aufgrund von Störungen im Gehirn selektiv verloren gehen können. Durch selektive Ausfälle, die mit interindividueller Konstanz auftreten können, liefert die Natur gleichsam einen Existenzbeweis dieser Funktionen, denn hiermit wird unmittelbar die Kopplung von Struktur und psychischer Funktion gezeigt.

Wie geht man traditionellerweise an die Rekonstruktion des Psychischen heran? Man nimmt an, dass bestimmte Reize aus der Umwelt auf die Sinnesorgane und das Gehirn wirken und dass nach Verarbeitungsprozessen im Gehirn eine Reaktion erfolgt – allgemein: dass eine Repräsentation der Welt im Bewusstsein über sinnliche Informationen entsteht. Reaktion auf Reize, Repräsentation der Welt in uns und Reflexion über die Welt werden als abhängige Ereignisse, die aus der Welt um uns und auch in uns aufgenommen werden, gedacht. Reize bestimmen eindeutig, was im Bewusstsein verfügbar sein kann.

Dieses „Außen-Innen-Prinzip“ der Rekonstruktion des Psychischen sei durch Beispiele aus dem Bereich der Seherfahrung erläutert. Wir stellen uns die Frage, wie die uns umgebende Welt im Gehirn abgebildet wird. Auf der Netzhaut der Augen findet in den Sinneszellen ein sogenannter Transduktionsprozess statt, d. h. elektromagnetische Wellen in einem bestimmten Frequenz-Bereich des Spektrums (vom kurzwelligen „blau“ bis zum langwelligen „rot“) werden in „Gehirnsprache“ umgewandelt. Von den Sinneszellen in der Netzhaut wird die Information über verschiedene Umschaltstationen ins Gehirn weitergeleitet. Das Ver-

blüffende bei dieser Fortleitung von der Peripherie der Informationsaufnahme ins Zentrum weiterer Verarbeitung und Bewertung ist, dass die topologischen Beziehungen von vorgefundenen Objekten in der Welt in der neuronalen Repräsentation des Gehirns in Hunderten von Millionen von Zellen erhalten bleiben. Betrachte ich eine Landkarte, so entsprechen die einzelnen Zeichen in ihrer Lage zueinander den durch sie definierten Merkmalen in der Natur; in analoger Weise – die topologischen Beziehungen bewahrend – wird die Karte im Gehirn abgebildet. Erfasse ich mit einem Blick ein geschriebenes Wort, werden die einzelnen Elemente, also die Buchstaben, ortsgetreu repräsentiert. Wie diese topologisch korrekte Abbildung in den Nervenzellverbänden im einzelnen erreicht wird, ist allerdings eine noch offene Frage; sicher ist aber, dass beim Wachsen des Gehirns chemische Markierungen genutzt werden, um in einzelnen Strukturen des Gehirns die in der Welt vorgefundene Topologie zu erhalten. Die Abbildung optischer Information erfolgt im hinteren Bereich des Großhirns, im sogenannten Okzipitallappen: in einer dünnen Schicht von Nervenzellen mit etwa zwei bis drei Millimetern Durchmesser, dem visuellen Cortex, erfolgt ein wesentlicher erster Teil der Informationsverarbeitung, so dass auf der subjektiven Ebene schließlich gegenständliches Sehen von Objekten in ortsgetreuer Weise möglich wird.

Wieviele Zellen benötigt das Gehirn für seine verschiedenen Aufgaben? Im menschlichen Gehirn gibt es aufgrund neuerer Schätzungen weit über 100 Milliarden Nervenzellen; es können sogar bis zu einer Billion sein. Wie wird Information in diesem System verarbeitet? Zur Beantwortung dieser Frage muss man zunächst auf die Verbindungsmöglichkeiten zwischen Nervenzellen, also auf die Architektur des Gehirns, eingehen. Jede Nervenzelle hat Kontakt mit vielen anderen; man vermutet, dass mindestens 10000 Nervenzellen mit jeder Nervenzelle in Kontakt stehen. Diese Kontaktaufnahme bedeutet, dass 10000 Nervenzellen von einer Nervenzelle beeinflusst werden (Prinzip der Divergenz), und dass jede Nervenzelle von 10000 Nervenzellen beeinflusst wird (Prinzip der Konvergenz). Diese Kontaktauf-

nahme kann erregend (Prinzip der Exzitation) oder hemmend (Prinzip der Inhibition) sein. Für Erregung und Hemmung sind unterschiedliche chemische Botenstoffe, sogenannte Transmitter, verantwortlich. Mit den strukturellen Prinzipien von Divergenz und Konvergenz und den funktionellen Prinzipien von Exzitation und Inhibition sind jene grundlegenden Mechanismen angesprochen, die für alle Gehirne, also nicht nur das menschliche, gelten.

Das ausgewogene Verhältnis von Exzitationen und Inhibitionen in einem umschriebenen Bereich des Gehirns, vermittelt durch die verschiedenen chemischen Botenstoffe, kennzeichnet Normalzustände; kommt es auf dieser Ebene zu Störungen, wenn etwa zu wenig Inhibition an einer Stelle des Gehirns oder zu wenig Exzitation an anderen Stellen ausgeübt wird, dann können Erkrankungen wie die Epilepsie, Schizophrenie, die Depression oder die Parkinson'sche Erkrankung die Folge sein.

Obwohl es sehr viele Nervenzellen im Gehirn gibt, sind die Mechanismen der Verarbeitung des Gehirns durch „das starke Prinzip der kleinen Zahl“ gekennzeichnet, das sich in funktioneller Nähe von Nervenzellen äußert. Jede Nervenzelle ist nicht weiter als maximal vier Umschaltstationen von jeder anderen Nervenzelle im Gehirn entfernt. Es gibt auch längere Wege, doch der kürzeste ist erstaunlich kurz. Die sich daraus ergebende funktionelle Nähe bedeutet in der Sprache der Datenverarbeitung, dass das Gehirn durch „massivste Parallelität“ ausgezeichnet ist: Alles ist mit allem offenbar engstens verbunden.

Das Gehirn ist somit prinzipiell anders aufgebaut als jeder Computer, und auch die Verarbeitungsprinzipien sind grundsätzlich von Algorithmen und deren Implementierung als Programme in Computern verschieden. Eine Simulation oder explizite Modellierung von menschlichem Denken, Wahrnehmen, Fühlen, Entscheiden, Erinnern oder Handeln ist in weiter Ferne, sollte es überhaupt je erreicht werden; aus Gründen der Komplexität sind Funktionszustände des Gehirns nicht berechenbar.

Aus der Architektur des Gehirns leitet sich die weitere Feststellung ab, dass ein Wahrnehmen ohne ein gleichzeitiges Erinnern und gefühlsmäßiges Bewerten, oder ein Erinnern ohne ein gefühlsmäßiges Bewerten und Wahrnehmen, oder ein Gefühl ohne einen Erinnerungsbezug nicht möglich ist. Erst in der retrospektiven Reflektion „entdecken“ oder „erfinden“ wir vermeintlich unabhängige phänomenale Bereiche, indem wir Begriffe einsetzen wie Wahrnehmung, Erinnerung oder Gefühl. Im gegenwärtigen Vollzug des Erlebens gibt es diese Trennung nicht.

Ein weiterer Befund der modernen Neurowissenschaften verdient besondere Aufmerksamkeit wegen seiner potentiellen Bedeutung für andere Bereiche. Bei Geburt sind wir mit einem Überangebot möglicher Verbindungen von Nervenzellen ausgestattet. Diese genetisch vorgegebene Potentialität wird aber erst lebenswirksam, wenn in den frühen Phasen der Biographie, also in den ersten Lebensjahren, die zahlreichen Verbände von Nervenzellen und ihre genetisch angebotenen Verknüpfungen auch tatsächlich genutzt werden. Erst durch Gebrauch in der lokalen Informationsverarbeitung wird die genetische Potentialität zur Faktizität, und damit langfristig verhaltenswirksam und lebensbestimmend. Durch die funktionelle Bestätigung der Verbindungen wird die detaillierte Struktur des Gehirns überhaupt erst festgelegt. Was nicht genutzt wird, das wird endgültig abgeschaltet, d. h. potentielle Verbindungen zwischen Nervenzellen bleiben nicht das ganze Leben erhalten. Anstrengungsloses Lernen – z. B. das Lernen von mehreren Sprachen in der frühen Kindheit – ist später nicht mehr möglich, da die Lernprozesse dann in bereits festgelegten Hirnstrukturen ablaufen. Beim anstrengungslosen Lernen in frühen Phasen des Lebens wird die Struktur des Gehirns durch das Lernen festgelegt. Diese strukturelle Festlegung des Gehirns gilt für das gesamte Repertoire des Psychischen, also etwa für unsere Wahrnehmungen oder unsere Gefühle. In unseren Gefühlen spiegeln sich unmittelbare Bewertungen wider, sodass man auf der Grundlage dieser Befunde der Neurowissenschaften so weit gehen kann zu sagen, dass auch die Kultur die Struktur

des Gehirns bestimmt, da Wertesysteme einen kulturellen Hintergrund haben. Diese Überlegungen machen deutlich, dass ein Wissen über neuronale Prozesse notwendig ist für den interkulturellen Diskurs oder insbesondere auch für pädagogische Überlegungen.

Wenn wir das Modell der Informationsverarbeitung, das als „Außen-Innen-Prinzip“ bezeichnet wurde, zugrunde legen, dann heißt dies, dass Informationen aus den verschiedenen Sinneswelten – also etwa aus der visuellen, auditiven oder taktilen – jeweils von entsprechenden Sinneszellen umgewandelt, gleichsam als „Hirnsprache“ verfügbar gemacht werden, und dass uns auf dieser Grundlage ein Bild der Welt vermittelt wird. In einem solchen Modell der Welterfahrung sind wir der Welt als passive Rezipienten ausgeliefert. Die Wirklichkeit unseres Erlebens ist jedoch nicht passive Rezeption: Wir konstruieren – besser wir re-konstruieren – die Welt. Das Gehirn mit seinen informationsverarbeitenden Systemen ist nicht ein passiver „Filter“ für Reize, die von außen aufgenommen werden, sondern das Gehirn hat gestaltende Kraft.

Ein einfacher Beleg für diese Feststellung leitet sich aus Experimenten mit doppeldeutigen Figuren ab, bei denen man je nach Einstellung verschiedene Dinge sehen kann, etwa zwei Gesichter, die sich anschauen, oder eine Vase; man kann nie beides gleichzeitig sehen, aber willentlich zwischen den beiden Schweisen hin und her wechseln und sich das jeweils Alternative sichtbar machen. Der Wahrnehmungsgegenstand ist nicht eindeutig durch gegebene Reizkonfigurationen determiniert, und dies gilt für alle Sinnessysteme, nicht nur für das Sehen. Was jeweils gesehen, gehört oder empfunden wird, ist wesentlich mitbestimmt durch vorangehende Aktivitäten, wobei emotionale Wertungen eine wichtige Rolle spielen.

Aus zahlreichen Experimenten dieser Art über Wahrnehmungs- und Denkprozesse lässt sich als allgemeines Gesetz festhalten: Das Wahrgenommene oder das Gedachte, die Entscheidung oder das Urteil ist jeweils eine Bestätigung oder Zu-

rückweisung einer Hypothese (eines „Vor-Urteils“) innerhalb eines mentalen Bezugssystems, das in einem gegebenen Augenblick besteht. Solche Hypothesen, die unser Wahrnehmen und unser Denken bestimmen, bestehen in jedem Augenblick. Hier liegt eine Automatik von Hirnprozessen vor, der sich keiner entziehen kann, von der wir nicht absehen können.

In diesem Mechanismus, dem „Innen-Außen-Prinzip“, drückt sich das Ökonomieprinzip menschlichen Wahrnehmens und Denkens aus. Üblicherweise ist es nicht notwendig, in jedem Augenblick die wahrgenommene Welt neu zu konstituieren, denn aufgrund von Hystereseeffekten kann man von einer gegebenen Kontinuität und Homogenität von Weltzuständen ausgehen. An diese Kontinuität und Homogenität hat sich das Gehirn in der Evolution angepasst, ist dann aber in seiner Informationsverarbeitung häufig überfordert, wenn Unerwartetes auftritt oder ein Urteil in einem nicht etablierten Bezugssystem zu fallen ist. Für den Menschen gilt, dass die Inhalte dieser Bezugssysteme durch individuelle Erfahrung geprägt sind, wobei solche Bewertungen nicht notwendigerweise bewusst sein müssen, sondern sich implizit auswirken können, retrospektiv aber bewusst gemacht werden können.

Ausgehend von der Beobachtung, dass unser Erleben in einem Nervensystem implementiert ist, das durch hochgradige Vernetzung der Nervenzellen gekennzeichnet ist, so sind wir dennoch auf einer höheren Abstraktionsebene herausgefordert, die verschiedenen phänomenalen Bereiche zu kategorisieren und begrifflich zu fassen. Auf dieser Ebene lässt sich das Repertoire des Psychischen durch vier Funktionsbereiche beschreiben, nämlich die Funktionen der Wahrnehmungen (der Reizaufnahme), des Lernens und Gedächtnisses (der Reizbearbeitung), der Gefühle (der Reizbewertung) sowie der Absichten oder Handlungen, die spontan oder auf Reize hin auftreten. Als wesentlicher Befund der Hirnforschung lässt sich festhalten, dass elementare Funktionen im Gehirn lokal repräsentiert sind. Die Verfügbarkeit bestimmter neuronaler Programme, die üblicherweise an ei-

nem bestimmten Ort im Gehirn repräsentiert sind, ist Voraussetzung für das psychische Repertoire.

Das Prinzip der lokalen oder auch modulären Funktionspräsentation sei durch einige Beispiele erläutert. Reize der Umwelt werden in verschiedenen Systemen des Gehirns (z. B. dem visuellen, auditiven oder taktilen) aufgenommen und interpretiert. Elementarfunktionen sind in umschriebenen Bereichen repräsentiert. Ein solcher Funktionsmodul mag etwa verantwortlich dafür sein, dass wir Bewegungen von Gegenständen im Raum erkennen können. Dies lässt sich daraus erschließen, dass es Patienten gibt, die nach einem bestimmten Hirnschaden zwar alles noch normal erkennen, nur keine Bewegungen von Objekten im Raum mehr erleben können. Andere Patienten, mit einer Verletzung an einer anderen Stelle im Gehirn, können beispielsweise keine Farben mehr erkennen, oder eine Störung an einer wieder anderen Stelle führt dazu, nicht mehr in der Lage zu sein, Gesichter anderer Menschen unterscheiden zu können. Ein solcher Patient weiß zwar noch, dass es sich um ein Gesicht handelt, das er sieht – doch sind alle Gesichter für ihn gleich. Er kann nicht einmal mehr sein eigenes Gesicht im Spiegel erkennen. Derartige Verletzungen sind instruktiv, weil sie zeigen, dass elementare Partialfunktionen modular im Gehirn repräsentiert sind, wobei jeweils ein umschriebener Bereich für eine (gegebenenfalls mehrere) Funktion zuständig ist.

Die modulare Informationsverarbeitung gilt für alle Bereiche, so auch für jene der Reizbearbeitung. Wenn wir Informationen aufnehmen und längerfristig im Gehirn mit Hilfe von Gedächtnismechanismen speichern, dann ist die Einspeicherung neuen Wissens abhängig von der Verfügbarkeit bestimmter neuronaler Programme. Seit längerer Zeit ist bekannt, dass bei der Einspeicherung neuen Wissens die Innenseiten der Schläfenlappen wichtig sind. Wenn diese abgetragen werden, dann stellt man fest, dass ein solcher Patient keine neue Information mehr aufnehmen kann. Er hat sein Gedächtnis verloren. Ein berühmter Fall, der in der neurowissenschaftlichen Literatur eine wesentliche Rolle spielt, ist der Patient Henry M., an

dem eine solche Operation durchgeführt wurde. Mit dem Patienten kann man ein Gespräch führen, und nach einer Stunde kann er sich an nichts mehr erinnern, nicht an die Person, mit der er gesprochen hat, oder die Inhalte, die man erörterte. Der Patient ist zeitlich und auch räumlich wie fixiert; die Orientierung in neuen Umgebungen kann er nicht mehr erwerben, und auch zeitlich ist er auf einem bestimmten Punkt festgelegt.

Aus solchen Fällen lernen wir in der Hirnforschung, dass in der Tat einzelne Bereiche des Gehirns für selektive Gedächtnisfunktionen verantwortlich sind. Diese modulare Repräsentation von Funktionen gilt in gleicher Weise für die verschiedenen Formen des Lernens. Wenn wir uns etwa eine bestimmte Handlungsabfolge einprägen, so werden ganz andere Mechanismen des Gehirns beansprucht, als wenn ein „bedingter Reflex“ ausgebildet wird, der uns z. B. mit Ängstlichkeit reagieren lässt, wenn ein Arzt erscheint, der bei uns Blut abnehmen will, da dies üblicherweise mit etwas Schmerz verbunden ist.

Auch die Gefühle sind modular im Gehirn repräsentiert. Wenn wir Neues aufgenommen und gespeichert haben, dann wurde das Neue automatisch auch emotional bewertet. Gefühle laufen nicht unabhängig von Wahrnehmungen und Erinnerungen ab. Ohne dass wir es verhindern könnten, werden stets emotionale Bewertungen vorgenommen, wobei diese Bewertungen nicht unbedingt bewusst werden müssen; meist erfolgt emotionale Bewertung implizit. Dass die emotionalen Bewertungsinstanzen ebenfalls durch spezielle Module im Gehirn repräsentiert sind, wissen wir auch aus der Pathologie, aber auch aus tierexperimentellen Beobachtungen. Wenn jemand qualvoll an Ess-Gier leidet, dann bedeutet dieses, dass bestimmte neuronale Programme, die Hunger und Sättigung regulieren, nicht mehr richtig funktionieren. Wenn wir Schmerzen erleiden, ist eine wiederum andere spezifische Konstellation modularer Aktivität gegeben.

Der vierte Funktionsbereich, der bei der Beschreibung des psychischen Repertoires herangezogen

werden muss, ist jener der Absichten, des Handelns bzw. des Agierens oder Reagierens. Hier sind jene Module des Gehirns angesprochen, die für unsere sprachliche Fähigkeit, für Gestik, Mimik, Bewegungen im allgemeinen verantwortlich sind; hierher gehören aber auch jene neuronalen Mechanismen, die die inneren Organe steuern. Zur Veranschaulichung sei ein Blick auf die Sprache geworfen. Es zeigt sich, dass Sprechenkönnen gebunden ist an die Integrität verschiedener, sehr spezifischer neuronaler Programme. Mindestens fünf linguistische Kompetenzen sind zu unterscheiden, um sprechen zu können, nämlich lexikalische, syntaktische, semantische, phonetische und prosodische Kompetenz.

Wir benötigen zunächst einmal eine Lexikon, also einen Wortvorrat, der für das Sprechenkönnen unverzichtbar ist. Wir verfügen außerdem über syntaktische Kompetenz, können also (normalerweise) beim Sprechen grammatikalisch wohlgeordnete Sätze produzieren. Die syntaktische Kompetenz erlaubt überdies, gehörte Sätze zu dekodieren, also dem Verständnis zu erschließen. Dann kennzeichnet Sprechenkönnen semantische Kompetenz, d. h. im Sprechen wird Bedeutung vermittelt, beim Hören der Sprache wird nach dem Sinn des Gesagten gesucht. Die syntaktische und die semantische Kompetenz werden von verschiedenen Funktionsbereichen des Gehirns vermittelt, was bedeutet, dass sie auch unabhängig voneinander verloren gehen können. Ein Patient mit dem Verlust der semantischen Kompetenz kann zwar noch flüssig sprechen, doch mangelt es der Sprache an Bedeutung, obwohl die grammatikalischen Regeln des Sprechens eingehalten werden; ein Patient mit Verlust der syntaktischen Kompetenz kann zwar Sprache noch verstehen, und seine telegraphstilartigen Äußerungen sind verständlich, doch kann er keine wohlgeordneten Sätze mehr bauen. Hinzu kommt die prosodische Kompetenz, die uns ermöglicht, mit Hilfe der Intonation z. B. Gefühle zum Ausdruck zu bringen. Ein Patient mit einer Verletzung der rechten Gehirnhälfte hat Schwierigkeiten, seine prosodische Kompetenz der Sprache zu benutzen, d. h. die Sprachmelodik einzusetzen oder über die Sprach-

melodik das Gemeinte in einer sprachlichen Mitteilung zu entschlüsseln.

Schließlich gehört zu den linguistischen Kompetenzen die phonetische Kompetenz, d. h. die verschiedenen Sprachen sind durch bestimmte Sprachlaute gekennzeichnet. Alle Sprachen der Welt haben insgesamt offenbar nicht mehr als etwa hundert unterschiedliche Sprachlaute, obwohl es vermutlich zur Zeit ca. 3000 Sprachen auf der Welt gibt. Jede einzelne Sprache ist phonetisch eine Teilmenge aus diesem Repertoire von Sprachlauten. Die einzelnen Sprachlaute sind genetisch vorgegeben, und im Sprechenlernen werden die angelegten Sprachlaute durch die jeweilige Sprachumgebung, in der wir aufwachsen, bestätigt. Die eigene Muttersprache zu lernen ist also etwas ganz anderes als das Lernen einer Fremdsprache später in der Schule, denn genetisch vorgegebene neuronale Programme werden durch unmittelbare Erfahrung nur nachvollzogen.

Alle genannten Partialkompetenzen sind für die Sprache und das Sprechen notwendig, und sie sind durch verschiedene Module des Gehirns neuronal repräsentiert. Diese These lässt sich ableiten aus Störungen, die dazu führen können, dass jeweils einzelne der Funktionen verloren gehen. Des Weiteren wird diese Aussage gestützt durch moderne Forschungen, in denen bildgebende Verfahren eingesetzt wurden, wie die funktionelle Kernspintomographie (fMRT), die Elektroenzephalographie (EEG) oder die Magnetoenzephalographie (MEG) und die Positronenemissionstomographie (PET).

Die vier bezeichneten Funktionsbereiche, deren Partialfunktionen modular im Gehirn repräsentiert sind, kennzeichnen das Repertoire des Psychischen. Wahrgenommenes, Erinnertes, Gefühls, Geplantes und Getanes kennzeichnen die Inhalte unseres Erlebens. Damit Inhalte subjektiv verfügbar sein können, bedarf es aber weiterer Funktionen, die man als logistische Funktionen bezeichnen kann.

Bei den logistischen Funktionen sind im Prinzip zwei Bereiche zu unterscheiden: Einmal bedarf es

einer Aktivierung (gleichsam einer „Stromversorgung“), damit Psychisches verfügbar wird, zum anderen ist zeitliche Koordination der räumlich verteilten Funktionen im Gehirn erforderlich. Bei unzureichender Aktivierung können wir nicht wahrnehmen, denken oder handeln. Das Phänomen der notwendigen Aktivierung ist jedem bekannt, denn Aktivierung unterliegt der tagesperiodischen Kontrolle. Wenn wir schlafen, wird die Aktivierung reduziert, im Wachzustand nach oben reguliert.

Um den zweiten logistischen Bereich zu verdeutlichen, nämlich die zeitliche Koordination der Funktionen, muss ein weiterer Sachverhalt über die Arbeitsweise des Gehirns erläutert werden. Jeder psychische Zustand – wenn wir also Information verarbeiten, nachdenken, handeln, sprechen – ist dadurch gekennzeichnet, dass gleichzeitig an verschiedenen Stellen des Gehirns Nervenzellen stärker aktiv sind. Wenn wir beispielsweise lesen, ist die lokale Hirndurchblutung, über die man auf die Tätigkeit von Nervenzellen schließen kann, im Schläfenlappen, wo die semantische Kompetenz der Sprache anzunehmen ist, und im Frontalbereich, wo die syntaktische Kompetenz repräsentiert ist, deutlich erhöht; zusätzlich findet man Aktivitätserhöhungen dort, wo die Sprechbewegungen repräsentiert sind, und in einem Bereich, den man als supplementärmotorisches Areal bezeichnet. Hinzu kommt Aktivität im visuellen Verarbeitungsgebiet, von wo aus die Information über eine Umschaltstelle in die Sprachzentren weitergeleitet wird. Wesentlich bei diesen Beobachtungen ist, dass gleichzeitig an verschiedenen Stellen Aktivitätserhöhung zu beobachten ist. Solche gleichzeitige und räumlich verteilte Aktivität gilt für alle psychischen Funktionen.

Die gleichzeitige Aktivität an verschiedenen Orten wirft ein Problem der Verarbeitung auf, wie es nämlich aufgrund verteilter Aktivität von Nervenzellen zu einem einheitlichen Erlebnis kommen kann, denn jeder psychische Akt ist ja durch seine Geschlossenheit, seine Ganzheit gekennzeichnet. Welches sind die Mechanismen des Verbindens, die räumlich verteilte Aktivitäten zusammenbrin-

gen, um das subjektive Phänomen des einheitlichen mentalen Aktes zu ermöglichen?

Einem neuen Konzept zufolge gibt es einen zeitlichen Organisationsmechanismus, gleichsam eine Uhr, der wie ein Dirigent den Takt vorgibt und der dadurch eine zeitliche Koordination zwischen den verteilten Aktivitäten ermöglicht. Kern dieser Hypothese ist, dass die zeitliche Koordination durch oszillatorische Prozesse in Neuronenpopulationen, durch neuronale Schwingungen also, ermöglicht wird. Die Periode dieser Oszillationen liegt bei etwa 30 tausendstel Sekunden (30 ms).

Die Bedeutung solcher Oszillationen soll an einem Beispiel aus der Anästhesie-Forschung gezeigt werden, das zusammen mit Anästhesisten der Medizinischen Fakultät erarbeitet wurde. Wird einem Patienten über Kopfhörer eine Serie von Tonreizen geboten – regelmäßig etwa jede zehntel Sekunde hört der Patient einen Klickreiz von einer tausendstel Sekunde (1 ms) Dauer – und werden bezogen auf diese Tonreize die elektrischen Antworten des Gehirns aufgezeichnet, dann stellt man eine oszillatorische Aktivität fest. Diese Oszillationen mit einer Periode von etwa 30 ms verschwinden, wenn der Patient narkotisiert wird. Man beobachtet dann, dass die akustische Information zwar noch in den Sinneszellen des Ohres verarbeitet und in den sogenannten Hirnstamm weitergeleitet wird, dass aber eine zeitlich geordnete Aktivität in den neuronalen Verbänden des Gehirns, die sich durch die Oszillationen zeigt, nicht mehr möglich ist. Das Narkosemittel nimmt gleichsam einen funktionellen „Klebstoff“ weg, der im Wachzustand zwischen den Nervenzellen eine Verbindung herstellt und der einen Gleichklang der Erregung und damit eine organisierte Informationsverarbeitung ermöglicht.

Eine bedeutsame Phänomen bei Patienten in Narkose ist, dass für sie gleichsam keine Zeit vergangen ist; ein Patient, der aus der Narkose erwacht, fragt häufig, wann denn die Operation beginne. Dieser Zeitverlust in der Narkose steht im Gegensatz zum normalen Schlafzustand: Wenn man aufwacht, ist man üblicherweise davon überzeugt, ge-

schlafen zu haben; dass während des Schlafes auch eine bestimmte Zeit vergangen ist, wird unmittelbar empfunden.

Aus den Beobachtungen der Narkose und vielen anderen kann die Hypothese abgeleitet werden, dass die oszillatorischen Prozesse mit einer Periode von etwa 30 ms Systemzustände bereitstellen, innerhalb derer vom Gehirn Elementarereignisse definiert werden können. Fehlen diese oszillatorischen Prozesse, wie z. B. in der Narkose, sind damit auch nicht mehr die Voraussetzungen für eine Ereignisdefinition vorhanden, und es kommt dadurch zu einem subjektiven Zeitverlust für die Phase dieses außergewöhnlichen Gehirnzustandes.

Wie ist es nun auf der Grundlage isoliert definierter Ereignisse möglich, dass in unserem Erleben so etwas wie erlebte Kontinuität entsteht? Es stellt sich also die Frage nach der zeitlichen Integration aufeinanderfolgender Ereignisse. Im Prinzip gibt es zwei Möglichkeiten, wie eine Integration nacheinander definierter Ereignisse ablaufen könnte. Eine Möglichkeit wäre, dass die Integration von Ereignissen inhaltlich bestimmt ist. Semantische Integration setzt ein intern repräsentiertes Schema voraus, mit dem die jeweils aufgenommene Information verglichen wird. Bestätigt die Information das interne Schema, ist damit der Prozess der zeitlichen Integration abgeschlossen. Neben einer inhaltlichen oder semantischen Integration ohne Zeitbegrenzungen ist jedoch auch eine präsemantische Integration denkbar, die unabhängig von einem internen Schema und vorgegebenen Reizen, die am Schema überprüft werden, abläuft. Eine solche automatische Integration wird durch zahlreiche Beobachtungen tatsächlich nahegelegt.

Einzelne mentale Ereignisse werden bis zu wenigen Sekunden automatisch aneinandergekettet, ohne dass wir es offenbar beeinflussen oder gar verhindern können. Eine Vielzahl von Experimenten hat ergeben, dass zeitliche Integration von Ereignissen bis zu etwa 3 Sekunden erfolgt. Ein einfaches und anschauliches Beispiel für diesen Integrationsprozess ergibt sich aus auditiven und visu-

ellen Kippfiguren. Betrachtet man eine visuelle Kippfigur, bei der man zwei Interpretationen mit gleicher Wahrscheinlichkeit sehen kann, erfolgt nach ungefähr drei Sekunden ein automatischer Umkipp-Vorgang, sodass die jeweils andere Perspektive in den Vordergrund des Bewusstseins geschoben wird. Grundlage dieses Wechsels ist ein automatischer Segmentierungsprozess des Gehirns, der gegebene Information nicht länger als bis zu etwa drei Sekunden festhalten kann.

Gestützt wird diese These einer zeitlich begrenzten und automatischen Integration aufeinanderfolgender Ereignisse bis zu etwa drei Sekunden durch weitere Beobachtungen aus den verschiedensten Bereichen. Ein klassisches Beispiel ist der sogenannte Zeitfolgefehler: Wenn man zwei Reize hinsichtlich ihrer Intensitäten miteinander vergleichen will – beispielsweise ob ein Reiz schwerer oder leichter, heller oder dunkler, lauter oder leiser als ein anderer ist –, dann müssen diese beiden Reize innerhalb von etwa drei Sekunden gegeben werden, um zu einem sachgerechten Vergleichsurteil zu kommen. Eine längere Pause zwischen den beiden Reizen führt dazu, dass die neuronale Repräsentation des jeweils ersten verblasst und somit der zweite Reiz überschätzt wird.

Eine ähnliche zeitliche Segmentierung beobachtet man bei intentionalen Handlungen, wenn also eine geplante Bewegung ausgeführt wird. Wenn etwa jemand die Hand reicht, einem zuwinkt oder betastend etwas untersucht, beobachtet man, dass diese Handlungsweisen eingebettet sind in ein etwa drei Sekunden dauerndes Zeitfenster. Wir haben es hier mit einem universellen Prinzip zu tun, dass bei sich entsprechenden Verhaltensweisen in verschiedensten Kulturen festgestellt wurde. Die zeitlichen Segmentierungen der Informationsaufnahme führen zu voneinander getrennten funktionellen Zeitfenstern, innerhalb derer ein Akt der Wahrnehmung, des Denkens oder des Handelns repräsentiert ist. Diese zeitliche Segmentierung wird durch einen automatischen, präsemantischen Integrationsprozess bewirkt. Diese zeitlichen Fenster von etwa 3 Sekunden Dauer sind subjektiv durch den Eindruck von subjektiver Gegenwart kenn-

zeichnet, und man kann deshalb sagen, dass die subjektive Gegenwart etwa 3 Sekunden dauert.

Wie kommt nun jene Kontinuität des Erlebens zustande, die über die etwa drei Sekunden dauernden Zeitfenster hinausgeht? Kontinuität kommt zustande durch die Vernetzung der Inhalte, die jeweils in einem drei Sekunden dauernden Zeitfenster repräsentiert sind. Wir rekonstruieren die zeitliche Kontinuität aufgrund dessen, was in den einzelnen Bewusstseinsinseln gegeben ist. Die inhaltliche Verknüpfung des jeweils diskret Repräsentierten wird neuronal vermutlich durch die relativ langen Zeitkonstanten jener Module ermöglicht, die für die Bewertung zuständig sind. Es wurde bereits festgestellt, dass aufgrund der engen Vermaschung aller neuronalen Vorgänge im Gehirn Denk- und Wahrnehmungsvorgänge nicht unabhängig von emotionalen Bewertungen ablaufen können. Was jeweils in einem drei Sekunden dauernden Zeitfenster repräsentiert ist, hat also auch ein emotionales „Etikett“ (wobei dieses nicht bewusst sein muss). Auch wenn sich in der Wahrnehmungswelt neue Konstellationen von Reizen ergeben oder wenn Denkprozesse abgehoben vom Realitätsbezug zwischen verschiedenen Trajektorien hin und her zu springen versuchen, so erzwingen die längerfristig wirkenden Bewertungen eine Kontinuität der Bewusstseinstätigkeit. Dass diese Kontinuität gestört werden kann, sieht man bei der formalen Denkstörung der Schizophrenie oder im Alkoholrausch, wenn die inhaltliche Verbindung von Bewusstseinsakten zusammenbricht, und häufig nicht begründbare Gedankensprünge auftreten. Dass es zu derartigen pathologischen Veränderungen kommen kann, belegt, dass im Normalzustand ein neuronaler Prozess aktiv für die inhaltliche Verbindung jener psychischer Inhalte sorgt, die in den etwa drei Sekunden dauernden Zeitfenstern repräsentiert sind.

Beispiele für die zeitliche Segmentierung im Bereich von wenigen Sekunden finden man auch in den Künsten. Musikalische Motive sind häufig eingebettet in ein Zeitfenster von etwa 3 s, und wenn es bei der musikalischen Präsentation zu einer erheblichen Abweichung von diesem Zeitrah-

men kommt, der vom Gehirn vorgegeben wird, dann kommt es auch zu einer ästhetischen Missempfindung.

In der Dichtkunst findet man gute Beispiele sowohl für die zeitliche Segmentierung von Sprache in Intervallen von etwa drei Sekunden als auch für den Aufbau subjektiver Kontinuität. In allen bisher untersuchten Sprachen wurde festgestellt, dass eine gesprochene Verszeile bis zu etwa drei Sekunden dauert; bei längeren Verszeilen verwendet der Sprecher eine Zäsur. Der Reim dient gleichsam der formalen Verknüpfung aufeinander folgender Spracheinheiten und ist somit konstitutiv für die erlebte Kontinuität.

Die Tatsache, dass wir in der Dichtkunst ein Phänomen wiederfinden, dass sich aus zeitlichen Integrationsmechanismen des Gehirns ableitet, spricht für die Stabilität des Mechanismus im Gehirn. Wenn unabhängig von der Sprache Dichter stets den gleichen zeitlichen Segmentierungsprozess im Gedicht benutzen, bedeutet dies, dass unterschiedliche kulturelle Traditionen oder verschiedene syntaktische Regeln einer Sprache ein Urphänomen des Gehirns nicht antasten. Offenbar müssen wir Randbedingungen akzeptieren, die sich aus der Funktionsweise unseres Gehirns ergeben und die auch das Künstlerische im Menschen mitbestimmen. Dies soll nicht heißen, dass sich Kunst auf einfache neuronale Prozesse reduzieren lässt; es soll aber heißen, dass wir die Künste auch unter dem Blickwinkel unserer natürlichen Beschaffenheit sehen müssen.

Die zeitliche Struktur, wie sie sich in der Dichtkunst zeigt, ist im Grunde nur eine Abbildung der Zeitstruktur der Sprache selbst. Beim Sprechen wird automatisch eine Rhythmisierung vorgenommen, indem Äußerungseinheiten von etwa 3 s mit etwa 10 bis 12 Silben vorprogrammiert werden. Diese rhythmische Gliederung der Sprache hat zur Konsequenz, dass der Hörer sich ohne zu große Mühe mit dem Sprecher synchronisieren kann. Der zeitliche Segmentierungsprozess mit Zeitgestalten von etwa 3 s Dauer beim Sprecher bewirkt einen zeitgerechten Verarbeitungsprozess

der gehörten Information beim Zuhörer; der Sprechende und der Hörende sind aufgrund dieser Synchronisation ihrer Hirnprozesse somit „in derselben Zeit“, was u. a. die Analyse des Gehörten dadurch erleichtert, dass Satzsegmente antizipiert werden können. Der Zuhörer reagiert also gar nicht auf das, was ihm vom Sprecher vermittelt wird, sondern aufgrund der Synchronisation und der damit verbundenen Antizipation des jeweils Gemeinten „begleitet“ der Zuhörer den Sprecher.

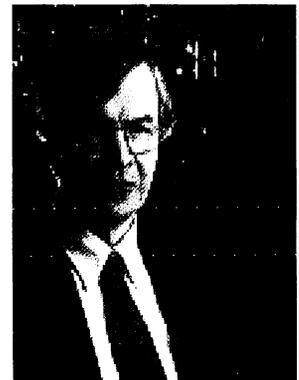
Diese bilaterale Verschränkung der Kommunikation zwischen Menschen ist eine besondere Herausforderung für die Entwicklung neuer Technologien. Damit die Schnittstelle zwischen Mensch und Maschine bei kommunikativen Prozessen ohne zu große Anstrengung genutzt werden kann, müssen Algorithmen entwickelt werden, die die Maschinenseitige Präsentation von Information den universell geltenden zeitlichen Verarbeitungsprozessen des Menschen anpassen.

Philip Morris-Preis für LMU-Professor

Physiker Theodor Hänsch wird geehrt

Prof. Dr. Theodor W. Hänsch, Physiker an der Ludwig-Maximilians-Universität München, hat zum zweiten Mal den Philip-Morris-Forschungspreis erhalten. Prof. Hänsch wurde gemeinsam mit den LMU-Forschern Priv.-Doz. Dr. Tilmann Esslinger und Dr. Immanuel Bloch für seine Arbeiten am Atomlaser ausgezeichnet. Dabei ist es den Münchner Physikern gelungen, einen zusammenhängenden Materiewellenstrahl zu produzieren. So lassen sich Atomwellen fast wie Laserstrahlen steuern. Der Atomlaser sendet nämlich kein Licht, sondern einen zusammenhängenden Strahl an Atomen aus.

Die drei Preisträger sind an der Sektion Physik tätig. Prof. Hänsch lehrt hier seit 1986, vorher war



Prof. Dr. Theodor
W. Hänsch

er an der Stanford University/USA. PD Dr. Tilmann Esslinger arbeitet als Oberassistent an der Sektion Physik der LMU. Vorher arbeitete er an der Heriot-Watt University in Edinburgh. Dr. Immanuel Bloch arbeitete als Gastwissenschaftler am Physics Department der Stanford University, bevor er als wissenschaftlicher Mitarbeiter ans Max-Planck-Institut für Quantenoptik nach Garching kam.

Enthüllung der Hans-Leipelt-Gedächtnistafel

Im Neubau für Chemie und Pharmazie in Großhadern wurde am 18. Juli 2000 eine Gedenktafel für Hans Leipelt enthüllt. Leipelt, Student der Chemie bei Heinrich Wieland in München, wurde

als Mitglied der Weißen Rose, des studentischen Widerstands gegen das NS-Regime, am 25. Januar 1945 hingerichtet. Unser Bild zeigt Dr. Marie Luise Schultze-Jahn, Vorstandsmitglied der „Weiße Rose-Stiftung“ bei ihrer Ansprache. Sie war während des Studiums mit Hans Leipelt befreundet und war 1944 wegen ihrer Beteiligung am Widerstand zu 12 Jahren Zuchthaus verurteilt worden.



Foto: Hans-Ulrich Wagner

Erfolg beim Business-Plan-Wettbewerb 2000

Ein Wissenschaftlerteam um Professor Hermann Gaub und dem erfahrenen Start-up Manager Dr. Gunnar Brink erhielt beim Business-Plan-Wettbewerb 2000 einen hervorragenden 3. Platz, mit dem eine Geldprämie von 30 000,- DM verbunden ist. Sie entwickelten ein völlig neuartiges Gentestverfahren auf nanotechnologischer Basis. Erstmals können damit die minimalen Kräfte, die zwischen

den Molekülen wirken (in einer Größenordnung von 1 Billionstel des Gewichts eines Apfels!), in einem preiswerten Verfahren gemessen werden. Die Anwendungen des Verfahrens reichen von der klinischen Prüfung eines neuen Medikaments über die Diagnostik und gezielte Therapieunterstützung bis hin zur Optimierung individueller Ernährungs- und Lebensweisen.

Der Business-Plan-Wettbewerb, der jährlich stattfindet, soll dazu beitragen, Geschäftsideen, die sich z. B. aus Forschungsarbeiten ergeben, in Unternehmensgründungen umzusetzen.



V.l.n.r.: Christian Albrecht, Filipp Oesterhelt, Prof.Dr. Hermann Gaub, Dr. Martin Benoit, Ernst Baumann, Dr. Gunnar Brink, Werner Arndt

Ein Jahr Hochschulrat

Im ersten Jahr seines Bestehens konnte sich der Hochschulrat der LMU als kompetenter Ratgeber voll etablieren. „Der Hochschulrat ist als kompetentes Beratungsgremium voll akzeptiert“, konstatierte der Vorsitzende des Hochschulrats, Verleger Prof. Dr. Hubert Burda, im Rahmen einer Pressekonferenz. „Die Vernetzung und der Gedankenaustausch mit der Hochschulleitung funktioniert ausgezeichnet.“

Für eine Reihe von Studiengängen hat die LMU nach internationalem Vorbild Bachelor- und Masterstudiengänge eingeführt, darunter die Volkswirtschaftslehre, die Bioinformatik und die Psychologie. In der Planungsphase befinden sich die Geowissenschaften, die Kommunikationswissenschaften und die Chemie.

Als vordringliche Ziele der nächsten Jahre sieht der Hochschulrat die weitere Integration der New Economy in die Lehrinhalte. Ein erster Schritt ist die für das WW 2000/2001 geplante Ringvorlesung mit hochrangigen Experten aus Wirtschaft und Lehre. Neben der Umsetzung des unter Mitarbeit des Hochschulrats entstandenen Hochschulentwicklungsplans gilt das Augenmerk weiteren Strukturverbesserungen. Eine besondere Bedeutung sieht der Hochschulrat in der Errichtung des Biomedizinischen Zentrums in Martinsried-Großhadern. Diese Institution soll die Forschungskompetenz im Bereich der Molekularmedizin bündeln und die Medizin fakultätsübergreifend mit Biologie, Chemie, Pharmazie und Genforschung vernetzen. Prof. Dr. Burda: „Das Biomedizinische Zentrum bietet die seltene Chance, eine weltweite Führungsposition auf diesem Gebiet zu übernehmen.“

Die ersten Weichen für diese Entwicklung sind bereits gestellt: „Wenn am 1. Oktober die Vorklinik von TU und LMU unter unserem Dach zusammengeführt werden, macht unsere Medizin mit Unterstützung des Hochschulrats einen großen Schritt in diese Richtung“, erklärte der Rektor der LMU, Professor Dr. Andreas Heldrich. Auch für ihn hat sich der Hochschulrat bewährt. In seiner positiven Bilanz stellte Heldrich fest: „Wir sind dankbar für die Arbeit dieses hochkarätig besetzten Gremiums und das große Engagement seiner Mitglieder.“ Der Hochschulrat habe sich mittlerweile sehr gut in die Universität integriert. „Die Entscheidungsprozesse der Universität sind durch den Sachverstand des Hochschulrats facettenreicher und dynamischer geworden“, sagte Heldrich.

Der Rektor hob einige Bereiche hervor, in denen der Hochschulrat wichtige Impulse gebe: Neben der Strukturreform und der Neuorganisation von Fakultäten und von Departments, die derzeit flächendeckend mit Hilfe einer eigenen Arbeitsgruppe des Hochschulrats unter der Leitung von Prof. Herbert A. Henzler eingeführt werden, gehe es u. a. um die Frage des Controlling-Instrumentariums für diese neuen organisatorischen Einheiten. Bis zum Wintersemester 2001/2002 soll, so Heldrich, die Einführung des Departmentssystems an der LMU abgeschlossen sein.

„Derzeit beschäftigen wir uns gemeinsam mit dem Thema Fundraising und Sponsoring. Die Erfahrungen der Mitglieder aus der Wirtschaft sind für uns dabei sehr wertvoll“, betonte der Jurist. Auch zu diesem Themenbereich hat der Hochschulrat der LMU eine eigene Arbeitsgruppe eingerichtet.

Gemeinsames Promotionsverfahren der LMU mit französischen Universitäten

Die LMU bietet als eine der ersten Universitäten in Deutschland ein gemeinsames Promotionsverfahren mit französischen Universitäten an. Promovenden erhalten einen gemeinsamen Titel (diplôme conjoint) und den Grad des „Dr.“ bzw. „docteur“. Das Angebot richtet sich an hochbegabte Nachwuchswissenschaftler, die sehr gute Französischkenntnisse mitbringen sollten. Damit wird den Doktoranden die Möglichkeit eröffnet, sich mit einer wissenschaftlichen Arbeit in zwei Hochschulsystemen zugleich zu qualifizieren. Das Verfahren fördert zudem den akademischen Austausch zwischen beiden Ländern.

Nachdem Universitäten in Frankreich die Voraussetzung für die „cotutelle de thèse“ (Ko-Betreuung von Promotionen) geschaffen haben, können nun aufgrund individueller Vereinbarungen auf den Einzelfall zugeschnittene Verträge geschlossen werden, um Doktoranden einen deutsch/französischen Doktorgrad zu ermöglichen. Vertragspartner sind die jeweiligen Hochschulen. In diesem

Vertrag wird unter anderem festgelegt, in welcher Sprache die Arbeit verfasst wird, an welche Hochschule die Dissertation eingereicht und die mündliche Prüfung abgelegt wird und wer der Prüfungskommission angehört. Außerdem werden zwei Doktorväter bestimmt, die die Arbeit betreuen.

Bei der Promotionsfeier zum Dr. phil. am 1. August 2000 erhielt dann die erste Absolventin dieses Programms, Frau Aurélie Dizengremel den Dokortitel von zwei Universitäten, der Universität Paris XII, Val de Marne und der LMU. Die mündliche Prüfung fand am 6. Juli 2000 an der Universität Paris XII statt.

Frau Dizengremel wurde von Frau Prof. Erika Tunner von der Universität Paris XII, Val de Marne und von Herrn Prof. Gerhard Neumann von der LMU München betreut und erreichte die höchste Note „summa cum laude“. Ihren Magister machte sie im Sommer 1996 an der LMU, den Abschluss der Maîtrise an der Universität Nancy II im Herbst 1996. 1997 erhielt sie das Diplôme d' Etudes Approfondies an der Universität Nancy. Von beiden Hochschulen wird nach Veröffentlichung der Dissertation eine gemeinsame Urkunde ausgestellt.

Kurzbiographien

der von auswärts an die Ludwig-Maximilians-Universität München berufenen Professoren
(01. 10. 1997 bis 30. 09. 2000)

Katholisch-
Theologische
Fakultät



Prof. Dr. Hans-Josef
Klauck

C4-Professur für Neutestamentliche Exegese und biblische Hermeneutik,

zum 1. 10. 1997

Nachfolger von Prof. Dr. Joachim Gnilka.

Geboren 1946 in Hermeskeil bei Trier. 1966 Eintritt in den Franziskanerorden, dann Studium, u. a. in Münster und Bonn. 1972 Theologisches Diplomexamen in Bonn. Nach Priesterweihe und Tätigkeit in der Seelsorge ab 1975 wiss. Mitarbeiter und zuletzt Privatdozent im Biblischen Institut der LMU. 1978 Promotion, 1980 Habilitation. 1981 Professor in Bonn, 1982–97 Inhaber des Lehrstuhls für Neutestamentliche Exegese in Würzburg, 1995–97 Dekan der Würzburger Fakultät. Seit 1999 Honorarprofessor an der Universität Pretoria in Südafrika.

Schwerpunkte:
Religionsgeschichte der hellenistisch-römischen Welt als Kontext für die Entstehung des frühen Christentums und seiner Schriften.



Prof. Dr. Stephan
Leimgruber

C4-Professur für Religionspädagogik und Didaktik des Religionsunterrichts,

zum 1. 3. 1998

Nachfolger von Prof. Dr. Alfred Gleißner.

Geboren 1948 in Windisch (Kanton Aargau/Schweiz). Studierte Philosophie und Theologie in Löwen, Luzern und München, wo er sich nach Priesterweihe, Vikariat und zwölf Jahren Tätigkeit als Religionslehrer in Solothurn habilitierte. 1992–98 Professor für Religionspädagogik in Paderborn.

Schwerpunkte:
Interkulturelle und interreligiöse Religionspädagogik; religiöse Erziehung behinderter Kinder; Neuorientierung der kulturellen und religiösen Erziehung im Kontext mit Theologiegeschichte.

Ausbildungs-
einrichtung für
Orthodoxe Theologie

Evangelisch-
Theologische Fakultät



Prof. Dr. Vladimir Ivanov

C3-Professur für Praktische Theologie an der Ausbildungseinrichtung für Orthodoxe Theologie, zum 1. 4. 1999

Geboren 1943 in St. Petersburg. Studien der Kunstwissenschaft in St. Petersburg und der Theologie in Moskau/Sagorsk. Promotion 1975. Ab 1975 Lehrtätigkeit an der Moskauer geistlichen Akademie. 1983 Priesterweihe. Seit 1987 Chefredakteur der Zeitschrift „Stimme der Orthodoxie“. Gastprofessuren an der Katholisch-Theologischen Fakultät in Frankfurt/Main (1991) und Wien (1994).

Schwerpunkte:

Die Theologie der Ikone; Liturgische Funktion der Ikone.



Prof. Dr. Athanasios Vletsis

C4-Professur für Orthodoxe Theologie – Systematische Theologie (Schwerpunkt Dogmatik und Ethik) an der Ausbildungseinrichtung Orthodoxe Theologie, zum 1. 10. 1999

Geboren 1956 in Thessaloniki/Griechenland. Studium der orthodoxen Theologie in Thessaloniki, gleichzeitig Studium der Byzantinischen Kirchenmusik und Kantor an verschiedenen orthodoxen Kirchen. 1980–84 Aufbaustudium der Katholischen und Evangelischen Theologie in Wien, Heidelberg und Tübingen. Doktorarbeit in Thessaloniki. Als Religionslehrer an verschiedenen Gymnasien in Griechenland und Deutschland (für orthodoxe Schüler). 1996–98 Lehrauftrag für Systematische Theologie an der orthodoxen Theologischen Fakultät in Thessaloniki.

Schwerpunkte:

Christologie, Schöpfungslehre und Anthropologie sowie die Verbindung der Dogmatik zur Ethik; Entwicklungen in der neueren orthodoxen Theologie.



Prof. Dr. Christoph Levin

C4-Professor für Altes Testament I, zum 1. 3. 1998
Nachfolger von Prof. Dr. Klaus Baltzer.
Geboren 1950. Studium der Evangelischen Theologie in Tübingen, St. Andrews, Marburg und Göttingen. 1977–91 wiss. Assistent in Göttingen, 1983 Promotion, 1984 Ordination zum Pastor der Evangelischen Brüderunität und 1991 Habilitation. 1993 Lehrstuhlvertretung in Marburg, 1995 Stipendiat. Von 1995–98 C4-Professor für Altes Testament in Gießen.

Schwerpunkte:

Literaturgeschichte des Alten Testaments; Geschichte und Religionsgeschichte des vorexilischen Israel und Juda; Geschichte des Judentums in der persischen und früh-hellenistischen Epoche; Theologie und Hermeneutik des Alten Testaments.



Prof. Dr. Jörg Frey

C4-Professur für Neues Testament II, zum 1. 10. 1999
Nachfolger von Prof. Dr. Heinz Wolfgang Kuhn.
Geboren 1962 in Freudenstadt (Baden-Württemberg). 1983–88 Studium der Evangelischen Theologie in Tübingen, Erlangen und Jerusalem. Ab 1991 Assistent in Tübingen, 1992–93 Vikar der Evangelischen Landeskirche. 1996 Promotion und 1998 Habilitation in Tübingen. 1998 Professor für Neues Testament in Jena.

Schwerpunkte:

Analyse und Interpretation des Johannesevangeliums; Antikes Judentum, insbesondere die Erforschung der Schriftrollen von Qumran am Toten Meer; Exegetische Methodenlehre und Hermeneutik.



Prof. Dr. Friedrich Wilhelm Graf

C4-Professur für Systematische Theologie mit dem Schwerpunkt Ethik, zum 20. 10. 1999
Nachfolger von Prof. Dr. Trutz Rendtorff.
Geboren 1948 in Wuppertal. 1968–72 Studium in Wuppertal, Tübingen und München. Ab 1975 wiss. Assistent an der LMU. 1978 Promotion und 1986 Habilitation in München. 1986–88 Heisenberg-Stipendiat der DFG. 1988–92 Professor an der Universität Augsburg. Aufbau der Ernst-Troeltsch-Forschungsstelle Augsburg. 1992–96 Lehrstuhl an der Universität der Bundeswehr Hamburg, 1996–98 Ordinarius an der Universität Augsburg und zugleich Fellow am Max-Weber-Kolleg der Universität Erfurt. 1998 Einladung als Fellow an das Wissenschaftskolleg Berlin. 1999 erhielt er als erster Theologe den Leibniz-Preis der Deutschen Forschungsgemeinschaft.
Schwerpunkte: Zusammenhang zwischen kapitalistischer Globalisierung und religiöser Mentalität; Wirtschafts-, Bio- und Medizinethik.



Prof. Dr. Theodor Bodewig

C3-Professur für Bürgerliches Recht und Europäisches Wirtschaftsrecht, zum 1. 4. 1998
Nachfolger von Prof. Dr. Heinrich Scholler.
Geboren 1946 in Wanlo/Mönchengladbach. Studium der Germanistik, Anglistik und Philosophie in Münster, anschl. Volkswirtschaftslehre in Münster und München, ab 1972 Rechtswissenschaften an der LMU. 1974/1980 Stipendiat der MPG. 1978 Forschungsaufenthalt in Washington, D.C., 1980 Promotion und 1996 Habilitation in München. 1984–85 Visiting Scholar an der Stanford University/USA und 1993 Visiting Professor in New Orleans/USA, anschl. Dozent am Private Institute for International Business Studies in München. 1997/98 Lehrstuhlvertretung an der FU Berlin.
Schwerpunkte: Immaterialgüterrecht (Patente, Urheberrechte, Marken); Wettbewerbsrecht unter besonderer Berücksichtigung der internationalen- und europarechtlichen Aspekte; Europäisches Wirtschaftsrecht.



Prof. Dr. Moris Lehner

C4-Professor für Öffentliches Recht, insbesondere Öffentliches Wirtschafts- und Steuerrecht, zum 1. 4. 1998
Nachfolger von Prof. Dr. Klaus Vogel.
Geboren 1949 in München. Studium und Examen in Heidelberg. 1979–84 Anwaltstätigkeit in Heidelberg und München. 1981 Promotion und 1992 Habilitation in München. Lehrtätigkeit als Privatdozent in Bielefeld und Köln. 1993 Ernennung zum C3-Professor in Heidelberg, 1993 C4-Rufe nach Kiel und Leipzig. 1993/94 Lehrtätigkeit in Leipzig. 1994 Ernennung zum C4-Professor an der FU Berlin, Lehrstuhl für Öffentliches Recht und Steuerrecht.
Schwerpunkte: Internationales Steuerrecht, Staats- und Verwaltungsrecht, Steuerrecht.



Prof. Dr. Dr. Alfons Bürge

C4-Professur für Römisches Recht und Deutsches Bürgerliches Recht, zum 1. 8. 1999
Nachfolger von Prof. Dr. Dieter Nörr.
Geboren 1947. Studium der Klassischen Philologie in Zürich, Promotion 1972. Anchl. Studium der Rechtswissenschaft, zeitweise in Salzburg, Promotion 1979 in Zürich, danach Assistent in Salzburg. 1980–81 Gerichtssekretär in Zürich, 1982 dort Zulassung als Rechtsanwalt. Als Stipendiat des Schweizerischen Nationalfonds von 1982–85 in Paris und in Hamburg. 1985 Assistent in München und 1987 Habilitation in Salzburg. Verschiedene Lehrstuhlvertretungen, 1993–99 Universität des Saarlandes.
Schwerpunkte: Recht im Wirtschaftsleben der Antike sowie rechtliche Strukturen römischer Außenpolitik; Römischrechtliche Grundlagen der modernen Privatrechtsordnungen, besonders im Zusammenhang der Umformung der Jurisprudenz zur neuzeitlichen Wissenschaft im europäischen Kontext.



Prof. Dr. Peter
W. Heermann, L.L.M.

C3-Professur für Bürgerliches Recht und Nebengebiete (vorzugsweise Gesellschaftsrecht), zum 1. 8. 1999
Frühere Stelle von Prof. Dr. Michael Coester.
Geboren 1961 in Hannover. 1982–87 Studium in Gießen, 1989 Promotion. Juristischer Vorbereitungsdienst in Gießen, Frankfurt/Main und Madison, WI (USA). 1991–92 Postdoktoranden-Stipendium der DFG. Studium der Rechte an der University of Wisconsin – Law School in Madison, Master of Laws (LL.M.) 1992, anschl. wiss. Assistent an der Humboldt-Universität zu Berlin. 1997 Habilitation (Habilitationstipendium der DFG). 1997–98 Vertretung von Professuren in Köln, Magdeburg, und Potsdam. Zuletzt bis Juli 1999 Vertretung einer C4-Professur für das Fach Bürgerliches Recht an der Universität München.
Schwerpunkte: Deutsches, Europäisches und U.S.-amerikanisches Gesellschaftsrecht sowie Kartell- und Wettbewerbsrecht; Sportrecht.



Prof. Dr. Ulrich Sieber

C4-Professur für Strafrecht, Informationsrecht und Rechtsinformatik, zum 1. 4. 2000
Nachfolger von Prof. Dr. Claus Roxin.
Geboren 1950. Studium in Freiburg, dort von 1973–87 wiss. Mitarbeiter. 1977 Promotion in Freiburg. Von 1978–87 selbständiger Rechtsanwalt (Computerrecht). 1987 Habilitation in Freiburg, anschl. Berufung auf einen Lehrstuhl in Bayreuth. 1991 Wechsel auf einen Lehrstuhl in Würzburg, dort von 1997–98 Dekan der Juristischen Fakultät. 1994 Ruf nach Münster abgelehnt. 1994 Gastprofessor in Universität Tokyo. Tätigkeit als selbständiger Berater und Gutachter, u. a. für die EU, den Deutschen Bundestag und Bundesministerien, das Bundeskriminalamt, die OECD etc.
Schwerpunkte: Multimediarecht, Computerkriminalität, Wirtschaftsstrafrecht und Wirtschaftskriminalität, Organisierte Kriminalität; Rechtsvergleichung, Europäisches Recht und Rechtsinformatik.



Prof. Dr. Josef Drexl

C4-Professor für Bürgerliches Recht, Handelsrecht, Deutsches Europäisches und Internationales Wirtschaftsrecht, zum 1. 8. 2000
Nachfolger von Prof. Dr. Klaus Hopt.
Geboren 1962. 1982–87 Studium in München und Genf. 1988 Assistent in München, gleichzeitig Mitarbeit am MPI in München. 1990 Promotion. 1992–93 University of California at Berkeley, dort Magister Legum (LL.M.). 1996 Habilitation in München. Kurz darauf Berufung auf einen Lehrstuhl in Würzburg.
Schwerpunkte: Verbraucherschutzrecht; Immaterialgüterrecht; Wettbewerbsrecht; Medien-, Informations- und Telekommunikationsrecht sowie europäisches und internationales Wirtschaftsrecht; Fortentwicklung des Rechts der Welthandelsorganisation (WTO), sowie der Einwirkung des WTO-Rechts auf das Europäische Recht.



Prof. Dr. Heinrich
Amadeus Wolff

C3-Professur für Staats- und Verwaltungsrecht, zum 28. 8. 2000
Nachfolger von Prof. Dr. Hans-Ullrich Gallwas.
Geboren 1965 in Heidelberg. 1985–90 Studium in Regensburg, Tübingen, Bonn, Freiburg und Heidelberg. 1990–93 wiss. Mitarbeiter in Heidelberg. 1991–93 Rechtsreferendar, während dieser Zeit zweimal an die Hochschule für Verwaltungswissenschaften Speyer abgeordnet. 1994 wiss. Mitarbeiter beim Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe. Ab 1994 wiss. Mitarbeiter bzw. Assistent an der Hochschule für Verwaltungswissenschaften Speyer. 1996 Promotion zum Dr. rer. publ. in Speyer, danach dort als Lehrbeauftragter, später als Privatdozent tätig. 1998 Habilitation, anschl. Beschäftigung beim Bundesministerium des Innern Bonn/Berlin. Im WS 1998/99 Lehrauftrag an der Universität Potsdam.
Schwerpunkte: Deutsches Staats- und Verwaltungsrecht.

Fakultät für
Betriebswirtschaft



Prof. Dr. Stefan Korioth

C4-Professur für Öffentliches Recht, insbesondere Kirchenrecht sowie Deutsches Staats- und Verwaltungsrecht, zum 1. 9. 2000 Nachfolger von Prof. Dr. Dietrich Pirson. Geboren 1960. Studium der Rechtswissenschaften in Mannheim und Bonn; 1985 1. Juristisches Staatsexamen in Köln, anschl. Referendariat und 2. Juristisches Staatsexamen in Hamburg. 1990 Promotion und 1996 Habilitation an der Universität in Bonn, anschl. C4-Professur für Öffentliches Recht, Verfassungsgeschichte und Staatslehre an der Universität Greifswald.
Schwerpunkte: Öffentliches Recht, insbesondere Verfassungsrecht; Kirchenrecht; Verfassungsgeschichte.



Prof. Dr. Franz Waldenberger

C3-Professur für Japanische Wirtschaft, zum 1. 11. 1997 Geboren 1961 in Landau i. d. Pfalz. 1981–86 Studium der Volkswirtschaftslehre in Heidelberg und Köln; 1983–84 Austauschstipendiat an der Sophia Universität, Tokyo. 1986 Diplom in Köln. 1986–89 wiss. Mitarbeiter am Staatswissenschaftlichen Seminar der Universität zu Köln, 1990 Promotion. 1989–92 Mitarbeiter im wissenschaftlichen Stab der Monopolkommission, 1992–97 wiss. Mitarbeiter am Deutschen Institut für Japanstudien, ab 1994 in der Funktion des Leiters der Abteilung Wirtschaftswissenschaften. 1996 Habilitation im Fach Volkswirtschaftslehre an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln.
Schwerpunkte: Wirtschaft Japans, Industrieorganisation, Wettbewerbspolitik, vergleichende Analyse von Wirtschaftssystemen.



Prof. Dr. Dr. Manuel Theisen

C4-Professur für Betriebswirtschaftslehre, insbesondere Betriebswirtschaftliche Steuerlehre, zum 1. 4. 1998 Nachfolger von Prof. Dr. Enno Biergans. Geboren 1953 in München. 1972 Studium in Regensburg. 1976 Förderpreis für die Diplomarbeit. 1976 Diplom-Kaufmann; 1977–86 Assistent, 1980 Promotion zum Dr. iur. der FU Berlin, 1987 Habilitation in Regensburg. Lehrstuhl an der Universität Oldenburg, 1991 in Mannheim. Seit 1991 Vorsitzender des Aufsichtsrats der CentralTreuhand AG Wirtschaftsprüfungsgesellschaft, München.
Schwerpunkte: Rechtsformabhängige Besteuerung von Unternehmen, Steuerliche Belastung von Unternehmen im internationalen Vergleich, Besteuerung verbundener Unternehmen, Betriebswirtschaftliche Fragen der Konzernunternehmung, Grundlagen und System der Überwachung der Unternehmensführung.



Prof. Dr. Manfred Schwaiger

C4-Professur für Betriebswirtschaftslehre, zum 24. 8. 1998 Nachfolger von Prof. Dr. Eberhard Witte. Geboren 1963 in Bad Reichenhall. Studium der Wirtschaftswissenschaften an der Universität Augsburg. 1992 Promotion, 1997 Habilitation. Langjährige Erfahrung in der Unternehmensberatung; Aufsichtsrat in verschiedenen Firmen. Wissenschaftlicher Vorstand des Deutschen Wirtschaftswissenschaftlichen Instituts für Fremdenverkehr (dwif) an der LMU.
Schwerpunkte: Marktforschung, Explorative Datenanalyse, Data Mining, Hochrechnungsverfahren, insbesondere Behandlung verzerrter Stichproben, Ermittlung von Marktvolumen und Marktpotential, Kommunikationsmanagement, Unternehmensinterne Kommunikation, Nichtklassische Kommunikation, Wirkungskontrolle von Marketinginstrumenten.

(am 1. 10. 1999 an die
TU München
übergangen)Prof. Dr. Dietmar
Harhoff, Ph.D.

C4-Professur für Betriebswirtschaftslehre, zum 1. 12. 1998
Nachfolger von Prof. Dr. Stephan Schrader.
Geboren 1958. Studierte zunächst Maschinenbau in Dortmund, 1980–84 Stipendiat der Studienstiftung des Deutschen Volkes, 1984 Diplom-Ingenieur. 1985–87 McCloy Scholarship, 1987–91 Doctoral Scholarship – Massachusetts Institute of Technology (MTI), 1987 Master of Public Administration (M.P.A.) in Harvard, 1991 Doctor of Philosophy (Ph.D.) am MTI. 1991–93 wiss. Angestellter am ZEW, 1993–95 wiss. Assistent, 1995–98 Stv. wiss. Direktor am ZEW. 1996 Habilitation an der Universität Mannheim. 1997–98 Research Professor am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.
Schwerpunkte: Empirische Industrieökonomik; Methoden der empirischen Wirtschaftsforschung/Ökonometrie; Innovations- und Gründungsforschung, Innovationsmanagement.



Prof. Dr. Hubert Job

C3-Professur für Wirtschaftsgeographie, zum 1. 8. 2000
Nachfolger von Prof. Dr. Jürgen Schmude.
Geboren 1958. Studium in Kaiserslautern und Trier. 1986 Diplom in Geographie, 1987/88 Projektbearbeiter bei GEOSERVICE, Trier. Promotionsstipendiat des Landes Rheinland-Pfalz, 1990 Promotion in Trier. 1990/91 Assoziierter Experte für Raumplanung im Rahmen eines Entwicklungsprojekts der FAO in Togo. 1991–2000 wiss. Mitarbeiter im Fach Angewandte Geographic, Universität Trier. 1998 Habilitation in Trier.
Schwerpunkte: Spannungsfeld Tourismus und Umwelt-/Naturschutz; Voraussetzungen und Auswirkungen von Freizeit und Tourismus auf regionaler, nationaler und globaler Ebene; Kulturlandschaftsentwicklung, Kulturlandschaftsmanagement sowie regionale Entwicklungsprozesse. Regionale Arbeitsfelder sind: Südwest- und Süddeutschland, Mitteleuropa (inkl. Alpen) und Afrika, insbesondere Ost- und Westafrika.



Prof. Dr. Dalia Martin

C4-Professur für Volkswirtschaftslehre unter besonderer Berücksichtigung internationaler Wirtschaftsbeziehungen, zum 22. 4. 1998
Nachfolgerin von Prof. Dr. Karlhans Sauerheimer.
Geboren 1952 in Wien. Studium der Volkswirtschaft in Wien und an der Harvard Universität/USA. Promotion 1983, Habilitation 1992 an der Wirtschaftsuniversität Wien. 1987–88 Jean Monnet Fellow, European University Institute, Florenz. 1992–93 Konsulent bei der Weltbank, Washington. Von 1992–95 mehrere längere Auslandsaufenthalte an Universitäten in den Vereinigten Staaten. 1994 Berufung an die Humboldt-Universität in Berlin, 1989 Research Fellow am Centre for Economic Policy Research in London.
Schwerpunkte: Internationale Wirtschaftsbeziehungen; Globalisierung; Europäische Integration und Osterweiterung; Internationale Mergers & Acquisitions; Finanzkrisen in Transformationsländern; Makroökonomie; Empirische Wirtschaftsforschung.



Prof. Dr. Axel Göttlein

C3-Professur für Waldernährung und Wasserhaushalt, zum 1. 5. 1998
Nachfolger von Prof. Dr. Karl Kreutzer.
1960 in Aschaffenburg geboren. Studierte Chemie an der Universität Würzburg. 1988 promovierte er am Lehrstuhl für Bodenkunde der Ludwig-Maximilians-Universität in München, wo er bis 1991, unterbrochen durch eine Tätigkeit als freiberuflicher Standortserkunder, als wiss. Angestellter beschäftigt war. Von 1991–98 war er am Lehrstuhl für Bodenökologie des Bayreuther Instituts für terrestrische Ökosystemforschung tätig, wo er sich 1997 für das Fach Bodenkunde habilitierte.
Schwerpunkte: Stoffhaushalt von Waldökosystemen bei Nutzungsänderung; Prozesse an der Schnittstelle Pflanze-Boden (Rhizosphäre); forstliche Standortlehre.



Prof. Dr. Dennis Nowak

C4-Professur für Arbeits- und Umweltmedizin, zum 1. 6. 1998
Nachfolger von Prof. Dr. Günter Fruhmann.
Geboren 1960. 1978–85 Studium in Hamburg und Bern. 1991 Facharzt für Lungen- und Bronchialheilkunde. 1993–98 Tätigkeit am Institut für Arbeitsmedizin in Hamburg. 1995 Facharzt für Arbeitsmedizin, Zusatzausbildungen für Allergologie, Umweltmedizin und Epidemiologie. 1995 Habilitation.
Schwerpunkte: Untersuchung von Reaktionsmechanismen des Atemtraktes nach Belastung mit Arbeits- und Umweltschadstoffen; Allergene an Arbeitsplätzen; Erforschung von erbgutschädigenden Arbeits- und Umweltstoffen; Betriebsmedizinische Fragestellungen.



Prof. Dr. Gabriele Sabbioni

C3-Professur auf Zeit für Pharmakologie und Toxikologie, zum 1. 6. 1998
Neubesetzung.
Geboren 1955. Studium der organischen Chemie in Bern. Nach der Promotion ging er für 4 Jahre nach Kanada (Universität Toronto) und USA (Massachusetts Institute of Technology und Lewis and Clark College in Portland Oregon). Kurze Tätigkeiten am Ludwig-Institut für Krebsforschung und am Bundesinstitut für Umweltschutz in Bern, anschl. Forschung auf dem Gebiet des Biomonitoring an der Universität Würzburg. 1992 Habilitation in Biochemischer Toxikologie. 1996 wurde er Professor auf Zeit am Walther-Straub-Institut für Pharmakologie und Toxikologie der Universität München.
Schwerpunkte: Synthese von Reaktionsprodukten von Umweltchemikalien mit Biomolekülen; Biomonitoring von Umwelt- und Industriechemikalien.



Prof. Dr. Wolfgang Hiddemann

C4-Professur für Innere Medizin (mit den Schwerpunkten Hämatologie und Onkologie) zum 1. 10. 1998
Nachfolger von Prof. Dr. Dr. Wolfgang Wilmanns.
Geboren 1949. Studierte in Bonn und Münster. 1992 Berufung zum Direktor der Abteilung Hämatologie und Onkologie an der Universität Göttingen.
Schwerpunkte: Grundlagenforschung bösartiger Erkrankungen des blutbildenden Systems, Untersuchung genetischer und molekularer Mechanismen bei der Tumorentstehung, Medizinische Ethik.



Prof. Dr. Ulrich Pohl

C4-Professur für Vegetative Physiologie, zum 1. 12. 1998
Nachfolger von Prof. Dr. Eckehart Gerlach.
Geboren 1950 in München. 1970–76 Studium der Humanmedizin an der LMU; 1978 Promotion. Anschl. wiss. Assistent am Max-Planck-Institut für Systemphysiologie in Dortmund, am Institut für Physiologie und Kardiologie der Universität Nürnberg und am Institut für Angewandte Physiologie und Balneologie der Universität Freiburg. 1987 Habilitation in Freiburg; 1990–95 Hochschuldozent am Institut für Physiologie der Medizinischen Universität zu Lübeck, wo er eine eigene Arbeitsgruppe aufbaute. 1995 Ernennung zum C4-Professor an der Universität Mainz.
Schwerpunkte: Regulation der Durchblutung der Organe und die Rolle des Gefäßendothels in diesem Zusammenhang.



Prof. Dr. Karl-Klaus
Conzelmann

C3-Professur für Experimentelle Virologie, zum 1. 1. 1999
Nachfolger von Prof. Dr. Gotthard Ruckdeschel. Geboren 1955. Studium der Biologie an der Universität Tübingen. Nach der Promotion am Institut für Zellbiologie etablierte er eine virologische Arbeitsgruppe in der Bundesforschungsanstalt für Viruskrankheiten der Tiere (BFAV) in Tübingen, deren wiss. Direktor und kommissarischer Institutsleiter er zuletzt war.
Schwerpunkte: Molekularbiologie von Negativ-Strang RNA Viren (zu denen verbreitete Krankheitserreger wie z. B. Masern- und Mumps Virus gehören); Entwicklung von effizienten Lebendimpfstoffen gegen das Respiratorische Syncytialvirus.



Prof. Dr. Peter Becker

C4-Professur für Molekularbiologie, zum 1. 4. 1999
Nachfolger von Prof. Dr. Hans Georg Zachau. Geboren 1958 in Frankfurt/Main. Studium der Biologie in Heidelberg. Promotion 1987. Stipendiat der DFG und der Fogarty Society. 1988–91 Forschungsaufenthalt an den National Institutes of Health, Bethesda/USA. 1991–99 Gruppenleiter am Europäischen Molekular-biologischen Laboratorium (EMBL) in Heidelberg. 1996 Habilitation an der Universität Heidelberg.
Schwerpunkte: Genregulation durch dynamische Änderungen der Chromatinverpackung des Eukaryontengenoms.



Prof. Dr. Christian Haaf

C4-Professur für Stoffwechselbiochemie, zum 1. 4. 1999
Nachfolger von Prof. Dr. Martin Klingenberg. Geboren 1960. Studierte Medizin an der Universität Heidelberg; Promotion 1989, Postdoktorand am Zentrum für molekulare Biologie in Heidelberg; von 1993–95 als Assistant Professor für Neurologie an der Harvard Medical School in Boston/USA. Anschl. erhielt er eine Professur für Molekularbiologie am Zentralinstitut für Seelische Gesundheit in Mannheim (Universität Heidelberg). Einen Ruf auf eine Stiftungsprofessur an der Mayo Clinic Jacksonville, USA, lehnte er ab.
Schwerpunkte: Molekulare Biologie der Alzheimer- und Parkinsonerkrankung.



Prof. Dr. Eberhard
Mutschler

C4-Professur für Chirurgie mit dem Schwerpunkt Unfallchirurgie, zum 1. 5. 1999
Nachfolger von Prof. Dr. Leonhard Schweiberer. Geboren 1948. Studium der Humanmedizin in Mainz. 1984 Habilitation an der Universität Ulm, 1990 außerplanmäßiger Professor und Leitender Oberarzt am Universitätsklinikum Ulm, von 1992–99 Direktor der Abteilung für Unfallchirurgie, Hand- und Wiederherstellungschirurgie an den Universitätskliniken des Saarlandes.
Schwerpunkte: Traumatisch-Hämorrhagischer Schock bei Schwerverletzten; Entzündungsprozesse nach Schädel-Hirn-Trauma; Molekularbiologie von Defektwunden; Überbrückung von Knochen- und Weichteildefekten am Stütz- und Bewegungssystem; Minimal-invasive Wirbelsäulenchirurgie.



Prof. Dr. Gerold Stucki

C4-Professur für Physikalische Medizin und Rehabilitation, zum 1. 5. 1999
 Nachfolger von Prof. Dr. Edward Senn.
 Geboren 1959. Studium der Medizin in Bern, Promotion 1984. Fachausbildung für Physikalische Medizin, Rehabilitation und Rheumatologie. Forschungs- und Studienaufenthalte an der McGill Universität in Montreal (Diplom in Biostatistik und Epidemiologie, 1994) und an der Harvard Universität, Boston („Master of Science“ in „Health Policy and Management“, 1994). Ab 1994 Oberarzt an der Rheumaklinik und am Institut für Physikalische Medizin der Universität Zürich, 1996 Habilitation und Übernahme der Leitung des Instituts.
Schwerpunkte: Assessment- und Qualitätsmanagementsysteme sowie evidenzbasierte modulare Interventionsprogramme und Schnittstellenkonzepte für ein kostenwirksames Langzeitmanagement von Patienten mit chronischen Funktionsstörungen.



Prof. Dr. Ulrich Hoffmann

C3-Professur für Innere Medizin, zum 1. 6. 1999
 Neubesetzung.
 Geboren 1956. Studium in Düsseldorf und Heidelberg von 1976–83; Promotion 1983; 1983–87 klinische Ausbildung in Heidelberg/Mannheim, 1987–89 DFG-Stipendiat am Universitätsspital Zürich, Abteilung für Angiologie, 1989–90 Fellow an der University of Washington, Seattle, WA, USA, 1990–92 Med. Klinik und Poliklinik (Kardiologie und Angiologie) Universität Ulm. Ab 1992 Oberarzt, Abteilung Angiologie, Department Innere Medizin, Universität Zürich, Lehrauftrag für Angiologie der Universität Zürich. 1995 Habilitation. 1995–97 kommissarischer Leiter der Abteilung Angiologie, Universität Zürich.
Schwerpunkte: Interventionelle Techniken zur endovaskulären Revaskularisation arterieller Verschlüsse, Mikrozirkulation bei peripheren Gefäßerkrankungen, Nichtinvasive Diagnostik von Gefäßerkrankungen.



Prof. Dr. Thomas Brocker

C3-Professur für Immunologie, zum 16. 2. 2000
 Nachfolger von Prof. Dr. Dolores Schedel.
 Geboren 1962. Studium der Biologie in Kaiserslautern und Tübingen, 1992 Promotion in Marseille, Frankreich. Bis 1998 Scientific Member am Basel Institut für Immunologie, Schweiz, 1998–99 wiss. Angestellter am Max-Planck-Institut für Immunbiologie, Freiburg, bis Februar 2000 Heisenberg-Stipendiat.
Schwerpunkte: Interaktionen von Antigen-präsentierenden Zellen und T-Zellen während der Immunantwort; transgene Tiermodelle; Vakzinen.



Prof. Dr. Hans Kretzschmar

C4-Professur für Neuropathologie, zum 1. 5. 2000
 Nachfolger von Prof. Dr. Parviz Mehraein.
 Geboren 1953. Studium in München, 1991 Habilitation. 1992 Lehrstuhl für Neuropathologie an der Universität Göttingen, dort leitete er auch ein Referenzzentrum für spongiforme Entzephalopathien (Prion-Krankheiten). Seit 1993 leitet er im Auftrag des Bundesministeriums für Gesundheit eine Studie zur Creutzfeldt-Jakob-Krankheit.
Schwerpunkte: Funktion des Prion-Proteins; Untersuchungen zum Nervenzelltod; Erforschung immunologischer Methoden zum sensitiven Nachweis der infektiösen Prionen; Epidemiologie der Creutzfeldt-Jakob-Krankheit (CJK) in Deutschland; Dementielle Erkrankungen wie Morbus Alzheimer sowie neurodegenerative Erkrankungen wie Morbus Parkinson; Aufbau eines Deutschen Referenzzentrums für Erkrankungen des zentralen Nervensystems.



Prof. Dr. Ralph Rupp

C3-Professur für Molekularbiologie, zum 1. 9. 2000
Nachfolger von Prof. Dr. Horst Feldmann.
Geboren 1959. Studium der Biologie in Bremen, Köln und Heidelberg; 1989 Promotion in Biologie, 1989–90 Postdoc bei Prof. Sippel am ZMBH. 1990–93 Postdoc-Aufenthalt am Fred Hutchinson Cancer Research Center, Seattle WA, USA, mit Stipendien der DFG und der amerikanischen Muscular Dystrophy Association (MDA). 1993–2000 Leiter einer unabhängigen Arbeitsgruppe in der Max-Planck-Gesellschaft am Friedrich-Miescher Laboratorium (FML) in Tübingen. 1998 Habilitation an der Fakultät für Biologie der Universität Tübingen.
Schwerpunkte: Embryonale Musterbildung; Molekulare Mechanismen der Muskeldifferenzierung; Epigenetische Funktion der Chromatinstruktur im Entwicklungsgeschehen.



Prof. Dr. Cordula
Poulsen-Nautrup

C3-Professur für Angewandte Tieranatomie, zum 1. 12. 1997
Nachfolgerin von Prof. Dr. Helmut Mahnel.
Geboren 1957. 1975 Studium in Hannover, 1982 Approbation, 1985 Promotion, 1993 Fachärztin für Anatomie. 1982–88 Tätigkeit am Anatomischen Institut der Tierärztlichen Hochschule Hannover, 1988/89 Produkt- und Entwicklungsmanagerin bei der Firma FEINFOCUS Röntgensysteme in Wunstorf. Ab 1989 wiss. Angestellte, von 1995–97 DFG-Stipendiatin und anschl. freie Mitarbeiterin im Zentrum Anatomie der Medizinischen Hochschule Hannover.
Schwerpunkte: Bearbeitung von topographischen und anatomisch-klinischen Problemen am lebenden Tier unter Einsatz moderner bildgebender Verfahren; Kardiologie bei Klein- und Heimtieren; Ultraschalldiagnostik bei Hund und Katze.



Prof. Dr. Rolf Mansfeld

C3-Professur für Euterkunde und Bestandsbetreuung, zum 1. 12. 1999
Frühere Stelle von Prof. Dr. Karl Heinritzi.
Geboren 1957 in Hamburg. Zunächst Verwaltungsangestellter, 1979–85 Studium in Hannover. 1986 Promotion. 1986–93 wiss. Mitarbeiter in Hannover, 1989 Fachtierarztprüfung für „Zuchthygiene und Besamung“. 1993 Tierärztliche Praxis in Niedersachsen, parallel dazu 1993 Lehrauftrag in Hannover, ab 1995 an der FU Berlin. 1996 Habilitationsstipendiat der DFG. 1998 als wiss. Mitarbeiter an der Tierärztlichen Hochschule Hannover. Auslandsaufenthalte, u. a. in den USA und Russland.
Schwerpunkte: Fragestellungen der ITB (Integrierte Tierärztliche Bestandsbetreuung); Eutergesundheit und Fruchtbarkeit in Milchtierherden; Herden-Computerprogramme; Entwicklung multimedialer Lernprogramme für die ITB sowie Projekte zum Thema „Qualitätssicherung in der tierärztlichen Praxis“.



Prof. Dr. Alois Schmid

C4-Professur für Bayerische Geschichte und Vergleichende Landesgeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Mittelalters, zum 1. 4. 1998
Nachfolger von Prof. Dr. Friedrich Prinz.
Geboren 1945 in Hummelberg, Landkreis Regensburg. Studium in Regensburg. Promotion 1974, anschl. Assistent an den Universitäten Regensburg und München, 1982 wiss. Mitarbeiter an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. 1985 Habilitation, anschl. Privatdozent in München. 1988 Vertretung einer Professur an der Universität Passau, 1988–94 Professor für Landesgeschichte mit besonderer Berücksichtigung Bayerns an der Katholischen Universität Eichstätt. Von 1994–98 Lehrstuhl für bayerische und fränkische Landesgeschichte an der Universität Erlangen-Nürnberg.
Schwerpunkte: Politische und Kulturgeschichte Bayerns und Frankens in Mittelalter und Früher Neuzeit; Historische Atlasforschung; Quellenkunde und Quellenedition.



Prof. Dr. Jens-Uwe
Krause

C4-Professur für Alte Geschichte, mit bes. Berücksichtigung der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte zum 1. 10. 1998
Nachfolger von Prof. Dr. Christian Meier.
Geboren 1957 in Sterup, Kreis Schleswig-Flensburg. 1976–86 Studium der Fächer Latein, Geschichte und Griechisch an der Universität Kiel. 1982/83 Staatsexamen, 1986 Promotion und 1993 Habilitation an der Universität Heidelberg. 1995–97 Heisenberg-Stipendiat der DFG.
Schwerpunkte: Kultur- und Sozialgeschichte; Demographie und Mentalitätsgeschichte; Religionsgeschichte (v.a. antikes Christentum); Römische, vor allem kaiserzeitliche Geschichte.



Prof. Dr. Martin
Kintzinger

C3-Professur für Wissenschaftsgeschichte und Universitätsgeschichte, zum 1. 4. 1999
Nachfolger von Prof. Dr. Laetitia Boehm.
Geboren 1959 in Offenbach/Main. Studium der Geschichte und Germanistik an der TU Braunschweig. 1985/86 Gast am Institut für Österreichische Geschichtsforschung (Wien). 1987 Promotion an der TU Braunschweig (Mittelalter). 1988/89 Projektarbeit an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. 1989–93 Assistent an der Universität Stuttgart, 1993–98 an der Freien Universität Berlin. 1997 Habilitation in Berlin, 1998/99 Lehrstuhlvertretung an der Universität zu Köln.
Schwerpunkte: Sozial- und Kulturgeschichte der Bildung und Wissenschaft im Mittelalter; Internationale Beziehungen und politische Kommunikation im europäischen Spätmittelalter.



Prof. Dr. Michael
Gissenwehner

C3-Professur für Theaterwissenschaft, zum 1. 2. 2000
Nachfolger von Prof. Dr. Christofer Balme.
Geboren 1957. Studium an der Universität Wien, Promotion 1983. Mehrjährige Forschungsaufenthalte an der Zentralen Theaterakademie in Beijing. 1985–88 freiberuflich tätig. 1988–90 wiss. Mitarbeiter an der Universität Bayreuth: China-Forschungsprojekte und Aufbau des Studienganges Angewandte Literaturwissenschaft. 1990–99 Universitätsassistent, 1996 Habilitation, ab 1998 Hochschuldozent in Mainz.
Schwerpunkte: Englischsprachige Dramen und das Theater vor allem der Zeit Shakespeares, ferner des späten 19. Jahrhunderts, sowie modernes englisches und amerikanisches Drama und Theater. Interkulturelles Theater, bes. chinesisches Theater. Europäische Theatergeschichte von der Antike bis zur Gegenwart. Theatertheorie.



Prof. Dr. Hubertus Kohle

C4-Professur für Mittlere und Neuere Kunstgeschichte, zum 8. 2. 2000
Nachfolger von Prof. Dr. Hans Belting.
Geboren 1959.
1978–1986 Studium der Kunstgeschichte, Romanistik, Philosophie und Geschichte in Bonn, Florenz und Paris. 1986 Promotion in Bonn; 1987–97 wiss. Mitarbeiter bzw. Hochschulassistent an der Ruhr-Universität Bochum; dort 1996 Habilitation. 1997–2000 Hochschuldozent am Kunsthistorischen Institut der Universität zu Köln.
Schwerpunkte: Kunst des 18. bis 20. Jahrhunderts; EDV und Kunstgeschichte



Prof. Dr. Gerhard Tutz

C4-Professur für Angewandte Stochastik, zum 1. 4. 1998
Nachfolger von Prof. Dr. Franz Fersch.
Geboren 1950 in Stadthof-Kirchberg, Studium der Mathematik in Regensburg. Stipendiat der Begabtenförderung des bayerischen Volkes. 1983 Promotion, 1988 Habilitation. 1992–93 C3-Professur an der Universität München. 1993–98 C4-Professur für Statistik und Wirtschaftsmathematik an der TU Berlin.
Schwerpunkte:
Modellierung diskreter Datenstrukturen, Multivariate Analyseinstrumente, Semi- und nonparametrische Modellsätze, Anwendungen in Wirtschaftswissenschaften, Biometrie und Sozialwissenschaften.



Prof. Dr. Günter Zöllner

C3-Professur für Philosophie, insbesondere Geschichte der Philosophie der Neuzeit, zum 1. 7. 1999
Nachfolger von Prof. Dr. Rolf-Peter Horstmann. Geboren 1954. Studium in Bonn, Paris und an der Brown University in Providence/USA. 1974–82 Stipendiat der Studienstiftung des deutschen Volkes. 1982 Promotion in Bonn. 1983–84 Lehrauftrag für Deutsch an der Brown University. 1984–87 Professor für Philosophie am Grinnell College, USA. 1987–99 Professor für Philosophie an der University of Iowa/USA, dort von 1996–99 auch Chair des Department of Philosophy, 1993 Gastprofessor an der Princeton University. Forschungsaufenthalte in den USA, England und Frankreich.
Schwerpunkte:
Kant und Deutscher Idealismus; Transzendentalphilosophie; Philosophie des 19. und 20. Jahrhunderts; Ästhetik.



Prof. Dr. Dr. Karl Homann

C4-Professur für Philosophie mit besonderer Berücksichtigung der Philosophischen und ethischen Grundlagen der Ökonomie (Wirtschaftsethik), zum 1. 11. 1999 (Stiftungslehrstuhl). Geboren 1943 in Everswinkel, Kreis Warendorf. 1963–72 Studium in Münster und Tübingen; 1965 Stipendiat der Studienstiftung des deutschen Volkes, 1972 Promotion zum Dr.phil. Von 1971–79 Zweitstudium Volkswirtschaftslehre in Münster und dort 1979 Promotion zum Dr.rer.pol.; Assistent in der Leibniz-Forschungsstelle in Münster, an der Pädagogischen Hochschule Ruhr in Dortmund und an der Universität Münster. 1985 Habilitation in Göttingen. 1986–90 Lehrstuhl für Volkswirtschaftslehre und Philosophie an der Universität Witten/Herdecke, ab 1990 Lehrstuhl für Wirtschafts- und Unternehmensethik in Eichstätt.
Schwerpunkte:
Wirtschaftsethik, praktische Philosophie und Institutionenökonomik, Wissenschaftstheorie.



Prof. Dr. Thomas Buchheim

C4-Professur für Philosophie und Metaphysik, zum 1. 2. 2000
Nachfolger von Prof. Dr. Werner Beierwaltes. Geboren 1957 in München. 1977–83 Studium der Philosophie, der Klassischen griechischen Philologie und der Soziologie. Seit 1979 Mitglied der Studienstiftung des dt. Volkes, 1982 Promotionsstipendiat der Studienstiftung, 1984 Promotion. 1984–93 Assistent an der LMU, 1991 Habilitation in München. 1992 Habilitationsförderpreis der Universität München. Gastprofessor in Halle und 1992–93 Vertretung einer Professur in Mainz. 1994 Professor (C3) in Mainz, 1994–99 Leiter eines DFG-Forschungsprojektes.
Schwerpunkte:
Ontologie (Lehre vom Sein); Argumente der analytischen Ontologiekritik und neue Ansätze der Metaphysik im 20. Jahrhundert; Grundlagen der Freiheit im Lebens- und Kommunikationsbegriff; Traditionelle Modelle der Freiheit von Platon bis Schelling.



Prof. Dr. Joachim Kahrlt

C4-Professur für Grundschuldidaktik, zum 1. 3. 1998
Nachfolger von Prof. Dr. Gertraud Heuß-Gierl.
Geboren 1954. Staatsexamen als Lehrer, Studium der Sozialwissenschaften an der Universität Bremen, dort Promotion 1989 und 1995 Habilitation. Nach mehrjähriger Tätigkeit als Lehrer 1986–94 wiss. Mitarbeiter an den Universitäten Bielefeld und Lüneburg. 1994–96 Vertretung einer Professur für Schulpädagogik in Rostock. 1996–98 Professor für Didaktik des Sachunterrichts an der Universität Bielefeld.
Schwerpunkte: Grundschulpädagogische Aufgaben in der modernen Gesellschaft und Schulentwicklung; Unterrichtsvorbereitung und Internet; Lernprozesse im Unterricht; Situation des wissenschaftlichen Nachwuchses im Fach Didaktik des Sachunterrichts; Konzepte für die sozialwissenschaftlich orientierte Umwelterziehung; unterrichtsnahe Konzepte und Materialien.



Prof. Dr. Rudolf Tippelt

C4-Professur für Allgemeine Pädagogik und Bildungsforschung, zum 1. 10. 1998
Nachfolger von Prof. Dr. Bruno Hamann.
Geboren 1951 in München. Studium in München und Heidelberg. Magister Artium 1977, danach in der Arbeitsgruppe für empirische Bildungsforschung in Heidelberg tätig. 1980 Promotion in Heidelberg. Von 1978–87 wiss. Angestellter und dann Hochschulassistent in Heidelberg. 1986 Forschungsaufenthalt in Großbritannien. 1989 Habilitation in Heidelberg. Anschl. Privatdozent in Heidelberg, gleichzeitig seit 1987 wiss. Referent und seit 1989 als stv. Direktor Mitarbeit beim Aufbau des Landesinstituts für allgemeine Weiterbildung in Mannheim. 1991 Professor für Erziehungswissenschaft in Freiburg.
Schwerpunkte: Bildungsforschung; Weiterbildung/Erwachsenenbildung; Bildungsprozesse über die Lebensspanne.



Prof. Dr. Manfred Grohnfeldt

C4-Professur für Sprachbehindertenpädagogik, zum 1. 6. 2000
Nachfolger von Prof. Dr. Anni Kotten-Sederqvist.
Geboren 1948 in Aidenbach. Studium der Pädagogik, Gehörlosen-, Schwerhörigen- und Sprachbehindertenpädagogik, Phonetik und Psychopathologie in Bremen und Hamburg. 1974 Promotion in Hamburg. Tätigkeit in Schulen, Ambulanzen und Beratungsstellen. 1976 Dozent; 1977 Professur für Sprachbehindertenpädagogik in Reutlingen; 1987 Universitätsprofessur und Geschäftsführer der Direktor in Köln. Auswärtige Rufe 1991 und 1996 abgelehnt. 1991 Gründung und Leitung der „Forschungsstelle für Sprachtherapie und Rehabilitation“ (FSR) in Köln.
Schwerpunkte: Selbstverständnis der Sprachheilpädagogik im interdisziplinären Kontext und internationalen Vergleich.



Prof. Dr. Hans van Ess

C4-Professur für Sino-
logie, zum 1. 10. 1998
Nachfolger von Prof. Dr. Wolfgang Bauer.
Geboren 1962 in Bergen-Enkheim bei Frankfurt. 1983 Studium in Hamburg, 1986 Magister Artium, 1986–88 Postgraduiertenstudium an der Fudan-Universität in Shanghai, VR China. 1991 Visiting Fellow an der Australian National University in Canberra; 1992 Länderreferent beim Ostasiatischen Verein in Hamburg. 1994 Lehrtätigkeit an der Universität Hamburg. Ab 1995 wiss. Assistent am Sinologischen Seminar der Universität Heidelberg. 1998 Habilitation im Fach Sinologie.
Schwerpunkte: Dichtung und Geschichtsschreibung sowie Geistesgeschichte (insbes. Konfuzianismus-Studien).



Prof. Dr. Luca Giuliani

C4-Professur für Klassische Archäologie, zum 1. 10. 1998
Nachfolger von Prof. Dr. Paul Zanker.
Geboren 1950 in Florenz. Studium in Basel und München. Promotion 1975 in Basel. 1978–79 sowie 1981–82 Stipendiat der Alexander von Humboldt-Stiftung in Heidelberg; dazwischen wiss. Assistent am Antikenmuseum der Staatlichen Museen zu Berlin. Ab 1982 wieder am Berliner Antikenmuseum als wiss. Angestellter, ab 1986 als Kustos. 1984 Habilitation in Heidelberg; 1986 Umhabilitation an die Freie Universität Berlin. 1986–91 regelmäßige Lehrveranstaltungen an der FU; 1992–98 Professor in Freiburg. 1999–2000 Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin.
Schwerpunkte: Formen und Funktionen antiker Bilderzählung; Bildniskunst im Spannungsfeld zwischen Abbild und Aussage; Geschichte der Klassischen Archäologie und der Archäologischen Sammlungen.



Prof. Dr. Klaus Vollmer

C4-Professur für Japanologie, zum 6. 10. 1998
Nachfolger von Prof. Dr. Wolfram Naumann.
Geboren 1959 in Bremen. Studium der Japanologie, Neueren Deutschen Literatur, Religionswissenschaft, Geschichte und Sinologie an der Universität Hamburg. 1988 M.A.; 1993 Promotion. 1996 Forschungspreis der Tamaki-Foundation. 1997 Habilitation in Japanologie. 1989 Lehrauftrag an der Hochschule Bremen; 1990–96 Hochschulassistent am Seminar für Sprache und Kultur Japans, Universität Hamburg; 1993–94 Gastdozent an der Ōsaka City University; 1997 Stipendiat der deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG); 1997–98 Lehrstuhlvertretungen an den Universitäten München und Duisburg.
Schwerpunkte: Kultur- und Sozialgeschichte Japan.



Prof. Dr. Frank Heidemann

C3-Professur für Völkerkunde, zum 1. 7. 1999
Nachfolger von Prof. Dr. Barend Terwiel.
Geboren 1957 in Bochum. Studium der Ethnologie, Soziologie und Ausländische Landwirtschaft in Marburg, Frankfurt/Main, Madras und Göttingen. 1988 Promotion; 1988–89 DAAD Stipendiat in Madras, 1989 Alexander von Humboldt-Stipendiat und JSPS in Tokio; DAAD-Kurzzeitdozenturen in Hawaii (1992, 1996) und in Madras (1997); Mitarbeiter in DFG-Projekten und DFG-Habilitationsstipendiat an der LMU (1990–94) und wiss. Mitarbeiter an der FU Berlin 1994–97. Habilitation an der FU Berlin 1997, Vertretungsprofessor an der LMU 1997–99.
Schwerpunkte: Regional-Indien und Sri Lanka; Religionsethnologie; Politikethnologie; Visuelle Anthropologie; Ethnologischer Film.



Prof. Dr. Walther Sallaberger

C4-Professur für Assyriologie, zum 1. 9. 1999
Nachfolger von Prof. Dr. Dietz Otto Edzard.
Geboren 1963 in Innsbruck. 1982–88 Studium in Innsbruck. 1988 Abschluss des Diplomstudiums. 1988/1989 Erweiterungsstudium mit DAAD-Stipendium, anschl. von 1989–92 Promotionsstudium an der LMU München und 1991–93 Mitarbeiter am Institut für Assyriologie. 1992 Promotion und 1993 Dissertations-Förderpreis der Münchener Universitätsgesellschaft. 1998 Habilitation in Leipzig. 1992/1993 Lehrveranstaltungen an der Universität Bern. 1993 Lehrauftrag an der LMU, DFG-Postdoktoranden-Stipendium. 1993–1999 Assistent in Leipzig. 1997–99 Mitglied (als „Reader“) in einem Dissertationskomitee an der Harvard University/USA.
Schwerpunkte: Sumerische Lexikographie; altmesopotamische Religion, Geistesgeschichte, Ideologie, Geschichte, linguistische Pragmatik und textlinguistische Fragestellungen.



Prof. Dr. Kurt Beck

C3-Professur für Völkerkunde, zum 1. 9. 2000
Nachfolger von Prof. Dr. Johannes Raum.
Geboren 1952. Nach dem Studium (Germanistik, Soziologie, Islamkunde, Ethnologie) in Freiburg Research Associate am Institute of African and Asian Studies der Universität Khartoum/Sudan (1980–82). Promotion (rer. nat.) in Freiburg 1986. Assistent am Institut für Soziologie der FU Berlin (1987–93), wiss. Mitarbeiter am Lehrstuhl für Ethnologie in Bayreuth (1993–97), Vertretung von Professuren am Institut für Historische Ethnologie der Universität Frankfurt (1997/98), Institut für Soziologie der Universität Bielefeld (1999) und Lehrstuhl für Ethnologie in Bayreuth (1999/2000). Habilitation in Bayreuth 1999.
Schwerpunkte:
Ethnologie des Wissens und der Technologie.



Prof. Dr. Martin Hose

C4-Professur für Klassische Philologie (Gräzistik), zum 1. 10. 1997
Nachfolger von Prof. Dr. Hellmut Flashar.
Geboren 1961 in Wathlingen, Kreis Celle.
1981–87 Studium an den Universitäten Hamburg und Konstanz; 1990 Promotion; 1993 Habilitation; 1990–94 Assistent an der Universität Konstanz; 1994–95 Lehrstuhlvertretung an der Universität Heidelberg; 1995–97 Professur für Klassische Philologie/Gräzistik an der Universität Greifswald.
Schwerpunkte:
Griechisches Drama; Historiographie; Hellenistische Dichtung; Griechische Literatur der Kaiserzeit.



Prof. Joannes van Peer,
Ph.D.

C3-Professur für Deutsche als Fremdsprache, Literaturwissenschaft mit Schwerpunkt Interkulturelle Hermeneutik, zum 1. 10. 1997
Nachfolger von Prof. Dr. Dietrich Krusche.
Geboren 1947. Studium der Englischen Philologie an den Universitäten Antwerpen und Leuven, die er mit dem M.A. und B.A. abschloss, danach Tätigkeit als Lehrer in Belgien und Algerien.
1975 Dozent am Institut für Lehrerausbildung in Turnhout, Belgien.
1977–79 British Council Scholar, Universität Lancaster, 1980 Ph.D. in Lancaster. Mehrere Jahre Mitarbeiter an der Universität Tilburg. 1987 Visiting Fellow an der Universität Cambridge. 1988 Professur für Theoretische Literaturwissenschaft an der Universität Utrecht, Niederlande und Fellow of Clare Hall an der Universität Cambridge. Gastprofessuren an der TU Berlin, in Stanford und Princeton.
Schwerpunkte:
Vergleichende Literaturanalyse, Literaturtheorie, Stilistik und empirische Leseforschung.



Prof. Dr. Inka Mülder-
Bach

C3-Professur für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft mit Schwerpunkt Theorie der Literatur unter besonderer Berücksichtigung der Geschlechterdifferenz, zum 1. 10. 1998
Nachfolgerin von Prof. Dr. Renate Göpfert-von Heydebrand.
Geboren 1953. Studium der Germanistik, Anglistik/Amerikanistik, Skandinavistik und Philosophie in Tübingen und Oslo; 1984 Promotion in Tübingen. Wiss. Mitarbeiterin und wiss. Assistentin an der Freien Universität Berlin; 1995 Habilitation in Berlin; 1997–98 wiss. Mitarbeiterin am Zentrum für Literaturforschung in Berlin. Gast- und Vertretungsprofessorin in New York und Berlin.
Schwerpunkte:
Deutsche Literatur des 18. bis 20. Jahrhunderts in komparatistischer und kulturgeschichtlicher Perspektive; Literaturtheorie und gender studies; Geschichte der Poetik und Ästhetik.



Prof. Dr. Jens-Uwe
Hartmann

C4-Professur für Indologie und Iranistik, zum 1. 8. 1999
Nachfolger von Prof. Dr. Dieter Schlingloff.
Geboren 1953 in München. Studium der Indologie, Tibetologie, Sinologie, Mongolistik und Universalienkunde an der Universität München. 1977 Magisterexamen. Wiss. Angestellter am Nepal Research Centre und am Nepal-German Manuscript Preservation Project in Kathmandu. Angestellter bei der Kommission für Buddhistische Studien an der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. 1984 Promotion in München. Hochschulassistent und Hochschuldozent an der Universität Göttingen. 1992 Habilitation in Göttingen. C3-Professur für Tibetologie an der Humboldt-Universität in Berlin. Direktor des Instituts für Asien- und Afrikanwissenschaften der Humboldt-Universität.
Schwerpunkte:
Literatur, Geschichte und Dogmatik des indischen Buddhismus.



Prof. Dr. Peter Schrijver

C4-Professur für Allgemeine und Indogermanische Sprachwissenschaft zum 1. 11. 1999
Nachfolger von Prof. Dr. Klaus Strunk.
Geboren 1963. Promotion 1991 an der Universität Leiden, fellow der Koninklijke Nederlandse Akademie der Wetenschappen, 1997–99 Universitätsdozent an der Universität Leiden.
Schwerpunkte:
Historische Grammatik der keltischen Sprachen, insbes. eines walisischen etymologischen Wörterbuchs; indogermanische Verbalsyntax; der Einfluss von Sprachkontakt auf Sprachwandel in Europa vor 1000 n. Chr.



Prof. Dr. Julia Zernack

C3-Professur für Nordische Philologie mit Schwerpunkt Altnordistik, zum 1. 11. 1999
Frühere Stelle von Prof. Dr. Annegret Heitmann.
Geboren 1962. Studium der Skandinavistik, Slavistik und Mittlere und Neuere Geschichte in Frankfurt/Main und Berlin. 1992–94 wiss. Mitarbeiterin für Skandinavische Mediävistik an der Freien Universität Berlin, 1994–98 an der Humboldt-Universität zu Berlin.
Schwerpunkte:
Sprache und Literatur Skandinaviens im Mittelalter, Rezeption der altnordischen Überlieferung in der Neuzeit, Fachgeschichte von Altgermanistik, Germanischer Altertumskunde und Altnordistik, Religionsgeschichte.



Prof. Dr. Jörg Matthias
Roche

C3-Professur für Deutsch als Fremdsprache mit Schwerpunkten in der Theorie und den Medien der Sprach- und Kulturvermittlung, zum 1. 12. 1999
Neubesetzung.
Geboren 1957 in Hagen. Studium der Germanistischen Linguistik, Deutsch als Fremdsprache und Romanische Philologie an der Universität München. 1982 Magisterexamen. Promotionsstipendium am Max-Planck-Institut für Psycholinguistik in Nijmegen. Promotion in Frankfurt/Main. Feodor-Lynen-Stipendium der Humboldt-Universität in Toronto. 1989 Lehrauftrag am Department of Germanic Studies der University of British Columbia in Vancouver.
Schwerpunkte:
Interkulturelle und sprach- und lernpsychologische Aspekte des Medieneinsatzes; Programme zur Verbesserung des Sprach- und Kulturerwerbs.



Prof. Dr. Oliver
Primavesi

C4-Professur für Griechische Philologie, zum 1. 4. 2000
Nachfolger von Prof. Dr. Ernst Vogt.
Geboren 1961 in Offenbach; Studium der Musik (Klavier) und Klassischen Philologie in Frankfurt/Main, Heidelberg und Oxford. 1994 Promotion; 1997 Habilitation in Frankfurt, anschl. Hochschuldozent an der Universität Frankfurt.
Schwerpunkte: Philosophische Hinterlassenschaft der Griechen; Einbettung der Philosophiegeschichte in übergreifende kulturelle Prozesse.



Prof. Dr. Klaus Kiefer

C4-Professur für Didaktik der deutschen Sprache und Literatur, zum 8. 6. 2000
Nachfolger von Prof. Dr. Wilhelm Stocker.
Geboren 1947 in Karlsruhe. Studium der Germanistik und Romanistik in Heidelberg, Paris und München. 1997 Promotion in München. 1980/81 DAAD-Lektor in Benin (Westafrika). Schulerfahrung in München und Bayreuth, Tätigkeit an der Universität Bayreuth. 1989 Habilitation in Bayreuth. Seit WS 1996/97 Lehrstuhlvertretung an der LMU.
Schwerpunkte: Literaturgeschichte: 18. Jahrhundert bis Gegenwart, Literatur und die anderen Künste, interdisziplinäre Fragestellungen, Multilingualismus, Sprach- und Literatur- sowie Mediendidaktik, ästhetische Erziehung und Bildungstheorie.



Prof. Dr. Bernhard
Teuber

C4-Professur für Romanische Philologie unter besonderer Berücksichtigung der französischen und spanischen Literatur sowie der romanischen Mediävistik, zum 1. 8. 2000
Nachfolger von Prof. Dr. Ilse Nolting-Hauff.
Geboren 1954 in München. Studium der Romanischen und Klassischen Philologie in München, Tours und Salamanca. 1986 Promotion in München. 1992 Humboldt-Forschungsstipendiat in Madrid, 1994 Habilitation in München.
1996–2000 Professor für Romanische Philologie an der Universität Kiel.
Schwerpunkte: historische Diskursanalyse, Genealogien des abendländischen Subjekts, literarische Anthropologie; karnevaleske Literatur in Antike, Mittelalter und Früher Neuzeit; mittelalterliche und spanische Mystik; französische Literatur des 19. Jahrhunderts, iberamerikanische Literatur der Kolonialzeit und des 20. Jahrhunderts.



Prof. Dr. Robert
Zydenbos

C3-Professur für Moderne Indologie, zum 1. 9. 2000
Nachfolger von Prof. Dr. Friedrich Wilhelm.
Geboren 1957 in Toronto, Kanada. Studium der Indologie (mit Schwerpunkten indische Philosophie und Dravidologie) an den Universitäten Utrecht (Niederlande) und Heidelberg. Promotion 1989 in Utrecht, später lehrte er Sanskrit Kannada, indische Philosophie und indische Religionen an den Universitäten Heidelberg, Madras (Indien), Toronto und Köln.
Schwerpunkte: Kannada-Literatur und -Linguistik und die Religionen Südwestindiens (Jainismus, Virasaivismus, Vaisnavismus).



Prof. Dr. Armin Nassehi

C4-Professur für Soziologie, zum 1. 10. 1998
Nachfolger von Prof. Dr. Walter Bühl.
Geboren 1960 in Tübingen. Studium in Münster und Hagen, 1985 Diplom in Erziehungswissenschaften, 1986–88 Stipendiat der Universität Münster. 1992 Promotion zum Dr. phil. in Soziologie, Philosophie und Erziehungswissenschaften und 1994 Habilitation in Soziologie. 1989–94 wiss. Mitarbeiter an der Universität Münster. 1994–97 Privatdozent und Oberassistent an der Universität Münster. 1997–98 Lehrstuhlvertretungen an den Universitäten München und Münster.
Schwerpunkte:
Soziologische Theorie, Gesellschaftstheorie, Sozialphilosophie; Kultursociologie; Soziologie der Zeit, Risikosociologie, Migrationsforschung, Biographieforschung, soziologische Thanatologie.



Prof. Norman Braun,
Ph.D.

C4-Professur für Soziologie, zum 15. 3. 2000
Nachfolger von Prof. Dr. Rolf Ziegler.
Geboren 1959 in Neustadt/WN. Nach einer kaufmännischen Ausbildung und dem zweiten Bildungsweg Studium der Sozialwissenschaft in Nürnberg, 1988 Diplom. Graduiertenstudium der Soziologie an der University of Chicago; M.A. 1990, Ph.D. 1992, von 1992–99 Hochschuldozent an der Universität Bern, Habilitation 1999.
Schwerpunkte:
Quantitative empirische Sozialforschung; Wirtschaftssoziologie; Netzwerkanalyse; Computersimulation; Rational Choice Modelle, Drogenproblematik.



Prof. Dr. Romy Fröhlich

C3-Professur für Kommunikationswissenschaft, zum 1. 8. 2000
Frühere Stelle von Prof. Dr. Hans-Bernd Brosius.
Geboren 1958 in Karlsruhe. Studium an der LMU München. 1985 zunächst wiss. Mitarbeiterin bei der GfK in der Abteilung Marktforschung, 1986 Wechsel an die HMT Hannover, Promotion 1993. Anschl. wiss. Mitarbeiterin in Hannover, Visiting scholar an der Ohio State University. Senior Consultant in einer PR-Agentur sowie Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Hochschule für Musik und Theater Hannover. 1998 Berufung auf eine Professur in Bochum.
Schwerpunkte:
„Public Relations“, „Mediengeschichte“ und „geschlechtsspezifische Aspekte der Kommunikationswissenschaft“; Nachrichtentheorie/-forschung; Neue Formen des (kommunikationswissenschaftlichen) Studierens, Lernens und Forschens via Internet und neue Medien; Methoden der empirischen Sozialforschung – hierbei besonders Inhaltsanalyse und Befragung.



Prof. Dr. Dieter
Kotschik, D.Phil.

C4-Professur für Mathematik, zum 1. 4. 1998
Nachfolger von Prof. Dr. Anthony Tromba.
Geboren 1963 in Hermannstadt (Siebenbürgen). 1983–89 Studium in Heidelberg, Bonn und Oxford. 1989 Promotion (D. Phil.) in Oxford, 1989–91 Research Fellow und Assistant Professor in Cambridge (England) und in Princeton (New Jersey). 1991–98 Ordinarius an der Universität Basel. Gastaufenthalte u. a. in Berkeley, Cambridge (England), am MPI für Mathematik in Bonn, an der Harvard University und an der Brown University. 1996 Lucien Godeaux-Preis der Société Royale des Sciences de Liège (Belgien). 1997 Wahl zum korrespondierenden Mitglied der Société Royale des Sciences de Liège.
Schwerpunkte:
Fragen aus der Geometrie und aus ihr benachbarten Gebieten; Wechselwirkung zwischen starren geometrischen Strukturen einerseits und groben sogenannten topologischen Eigenschaften von Räumen andererseits.



Prof. Dr. Claudia
Linnhoff-Popien

C3-Professur für Informatik, zum 23. 2. 1999 Neubesetzung. Geboren 1966 in Magdeburg. Studium in Leipzig. 1990 Promotionsstelle an der RWTH Aachen, 1994 Promotion. Durchführung von Forschungs- und Industrieprojekten sowie Gastaufenthalt in den USA. 1998 Habilitation. Wahl ins Leitungsgremium der Fachgruppe „Kommunikation in Verteilten Systemen“ der Gesellschaft für Informatik. Mitarbeit in 12 Programmkomitees Internationaler Fachtagungen in Amerika, Australien und verschiedenen Ländern Europas.
Schwerpunkte: Verteilte Systeme – insbesondere Client/Server-Systeme; Verteilungsplattformen wie CORBA-Implementierung ORBIX und ANSAware; Dienstvermittlung, elektronische Dienstmärkte und Open Distributed Processing; Objektreplication, Objektmigration, Lastbalancierung, Netzmanagement; Spezifikation und Bewertung von Rechnernetzen und Kommunikationssystemen.



Prof. Dr. Hans Jürgen
Ohlbach

C3-Professur für Praktische Informatik, zum 1. 4. 2000 Neubesetzung. Geboren 1952. Studium der Mathematik und Physik an der Universität Mainz; nach dem Diplom in Kernphysik Wechsel zur Informatik; Forschungsprojekte in Karlsruhe und Kaiserslautern, dort Ph.D. in Computer Science; Nach der Promotion an der Universität Saarbrücken 5 Jahre wiss. Mitarbeiter und Stellvertretender Direktor am Max-Planck-Institut für Informatik in Saarbrücken. 1996–98 Senior Research Fellow am Imperial College in London; 1998–2000 Senior Lecturer am King's College in London.
Schwerpunkte: Wissensrepräsentation mit klassischen und nichtklassischen Logiken, sowie XML-basierte Verfahren und Sprachen für neue Medien.



Prof. Dr. Heinz
Siedentop

C4-Professur für Angewandte Mathematik, zum 1. 6. 2000 Nachfolger von Prof. Dr. Ernst Wienholtz. Geboren 1952. 1979 Diplom an der TU Braunschweig. 1982 Promotion, 1987 Habilitation in Braunschweig. 1979–82 wiss. Mitarbeiter, zunächst am Institut für Theoretische Physik, anschließend wiss. Mitarbeiter am Institut für Mathematische Physik in Braunschweig. 1982–88 Hochschulassistent an diesem Institut. 1988 wiss. Mitarbeiter am Institut für Mathematik an der Ruhruniversität Bochum. 1988–91 Professor (C2 auf Zeit) für Mathematische Physik, TU Braunschweig. 1990–91 Associate Professor of Mathematics, University of Alabama at Birmingham, USA. 1991–93 Professor für Mathematik, Norwegische Technische Hochschule, Trondheim. 1993–97 Professor für Mathematik, Universität Oslo; 1997–2000 Professor für Mathematik, Universität Regensburg.
Schwerpunkte: Analysis, Mathematische Physik.



Prof. Dr. Stephan Conrad

C3-Professur für Praktische Informatik, zum 1. 8. 2000 Neubesetzung. Geboren 1966. 1991 Diplom in Informatik (M.S. in Computer Science) an der TU Braunschweig. 1991–94 Forschungsprojekte (BMBF Project KorSo), TU Braunschweig, 1994 Ph.D. in Computer Science, TU Braunschweig. 1994 wiss. Assistent an der Universität Magdeburg. 1997 Habilitation in Computer Science an der Universität Magdeburg. 1999 Vertretungsprofessur an der Universität Linz; 1999 wiss. Oberassistent an der Universität Magdeburg.
Schwerpunkte: Integration bestehender Datenbanken sowie der sie verwaltenden Systeme.



Prof. Dr. Viatcheslav
Muhhanov

C4-Proessur für Theoretische Physik, zum 1. 12. 1997
Nachfolger von Prof. Dr. Georg Süßmann.
Geboren 1956 in Rußland. Studium der Theoretischen Physik am Physikalisch-Technischen Institut in Moskau. Promotion 1982, Habilitation 1991 am Physikalischen Lebedev-Institut. 1988 mit der Goldmedaille der Russischen Akademie der Wissenschaften ausgezeichnet. Ab 1992 Lehrauftrag an der ETH Zürich.
Schwerpunkte:
Physik des sehr frühen Universums; Quantengravitation und Teilchenphysik; Quantenphysik der schwarzen Löcher; Singularitätsproblem in der Allgemeinen Relativitätstheorie und der Quantenkosmologie.



Prof. Dr. Jürgen Köhler

C3-Proessur für Experimentalphysik, zum 1. 2. 1999
Nachfolger von Prof. Dr. Gerhard Wiech.
Geboren 1959 in Holzheim (Neuss). 1979–86 Studium der Physik an der Universität Düsseldorf; 1986 Diplom; 1987–90 wiss. Angestellter am Lehrstuhl für Festkörperspektroskopie, Universität Düsseldorf; 1990 Promotion; 1990–96 post-doctoral fellow an der Universität Leiden/Niederlande; 1995–97 Habilitationsstipendiat der DFG; 1997 Habilitation in Düsseldorf; 1997–99 Heisenberg-Stipendiat der DFG.
Schwerpunkte:
Untersuchung von photosynthetischen Antennenkomplexen mit den Methoden der Einzelmolekülspektroskopie.



Prof. Dr. Harald
Weinfurter

C3-Proessur für Physik (Experimentelle Quantenoptik), zum 1. 4. 1999
Nachfolger von Prof. Dr. Heinz Schrötter.
Geboren 1960. Studium der Physik, anschl. Arbeit an der Technischen Universität Wien, als postdoc am Hahn-Leitner-Institut in Berlin und am RISØ-National Laboratory in Dänemark. 1991 Universitätsassistent an der Universität Innsbruck. 1996 Habilitation in Innsbruck.
Schwerpunkte:
Experimente zu den Grundlagen der Quantenphysik sowie deren Anwendungen auf dem noch jungen Gebiet der Quanteninformation.



Prof. Dr. Franz Bracher

C4-Proessur für Pharmazie unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung von Arzneistoffen, zum 1. 10. 1997
Nachfolger von Prof. Dr. Hans Dietrich Stachel.
Geboren 1958 in Geisenfeld/Obb. 1978–82 Studium an der LMU München. 1983 Approbation als Apotheker; 1986 Promotion in München; 1986–87 Postdoktorand am Département de Chimie Organique der Universität Genf/Schweiz. 1987–92 Hochschulassistent in Marburg, 1991 Habilitation. 1992–97 C3-Proessur für Pharmazeutische Chemie an der TU Braunschweig; 1996 Ruf auf eine C4-Proessur für Pharmazeutische Chemie an der Universität Bonn abgelehnt.
Schwerpunkte:
Isolierung, Strukturaufklärung und Totalsynthese biologisch aktiver Naturstoffe; Entwicklung neuer Wirkstoffe mit zytostatischer und antimikrobieller Aktivität; Entwicklung von Testsystemen zur Aufklärung des Wirkmechanismus antimykotischer Substanzen.



Prof. Dr. Wolfgang
Schnick

C4-Professur für Anorganische Festkörperchemie, zum 1. 3. 1998
Nachfolger von Prof. Dr. Armin Weiß.
Geboren 1957 in Hannover. 1976–83 Studium der Chemie an der Universität Hannover; 1986 Promotion. 1986–87 Hochschulassistent an der Universität Hannover, 1987–88 Gastwissenschaftler am MPI für Festkörperforschung in Stuttgart. 1988–93 Postdoc an der Universität Bonn. 1992 Habilitation. Ab 1993 C4-Professur für Anorganische Chemie an der Universität Bayreuth. 1996 Leibniz-Preisträger der DFG.
Schwerpunkte:
Entwicklung neuartiger anorganischer Materialien.



Prof. Dr. Rudolf
Grosschedl

C4-Professur für Biochemie, zum 1. 9. 1998
Nachfolger von Prof. Dr. Guido Hartmann.
Geboren 1952 in Salzburg. 1971–78 Studium an den Universitäten Salzburg und Freiburg (dort M.S. in Biologie). 1978–82 Universität Zürich, Ph.D. in Molekularbiologie. 1977–78 Undergraduate Student in Freiburg, 1978–82 Graduate Student an der Universität Zürich, 1982–85 Postdoctoral Fellow am Whitehead Institute und in Cambridge, Massachusetts. 1986–92 Assistant Professor an der University of California, San Francisco, 1988–95 am Howard Hughes Medical Institute, San Francisco. Ab 1995 Professor am Department of Microbiology and Immunology an der University of California.
Schwerpunkte:
Gewebespezifische Expression von Genen und die Differenzierung von Zellen in der Maus; Aufklärung der Rolle von spezifischen Transkriptionsfaktoren, welche die Entwicklung und Funktion des Immunsystems regulieren.



Prof. Dr. Hendrik Zipse

C3-Professur für Theoretische Organische Chemie, zum 11. 11. 1998
Nachfolger von Prof. Dr. Günter Szeimies.
Geboren 1962 in Heidelberg. Studium der Chemie an der TH Darmstadt. 1988 Diplomexamen, 1991 Promotion an der Universität Basel. 1992–93 Postdoc an der UCLA in Los Angeles (DFG-Stipendium). 1997 Habilitation an der TU Berlin, 1998 Privatdozent an der TU Berlin.
Schwerpunkte:
Theoretische Studien von Reaktionen, an denen Radikale beteiligt sind; Reaktion von Radikalen mit anderen Molekülen, die geladen sind; Reaktionen, in denen eine Amidbindung gebildet wird.



Prof. Dr. Peter Klüfers

C4-Professur für Anorganische Chemie, zum 1. 4. 1999
Nachfolger von Prof. Dr. Heinrich Nöth.
Geboren 1951 in Uerdingen (Niederrhein). 1969–74 Chemiestudium an der Universität Köln, 1978 Promotion. 1981–83 Pharmaziestudium an der Universität Bonn, 1983 Habilitation in Köln. 1986–87 Angestellter der Enka AG (heute: Akzo-Nobel, Wuppertal). 1988–98 C3-Professor an der Universität Karlsruhe.
Schwerpunkte:
Kohlenhydrat-Metall-Komplexe; Nachwachsende Rohstoffe; Strukturanalyse.



Prof. Dr. Paul Knochel

C4-Professur für Organische Chemie, zum 1. 5. 1999

Nachfolger von Prof. Dr. Dieter Cremer.

Geboren 1955 in Straßburg/Frankreich. Studium der Chemie an der Universität Straßburg und an der ETH Zürich, Schweiz, 1982 Promotion. 1982–86 Forschungsleiter an der Universität Paris. 1986–87 Postdoktorand an der Princeton University/USA. 1988 Assistantprofessor und 1991 full professor an der University of Michigan, Ann Arbor, Michigan (USA). 1992–99 C4-Professor an der Universität Marburg. 1997 Leibniz-Preisträger der DFG.

Schwerpunkte:

Entwicklung neuer synthetischer Methoden für die Organische Chemie mit Hilfe metallorganischer Reagenzien und asymmetrische Katalyse und Reaktionen in ungewöhnlichen Medien.



Prof. Dr. Thomas Bein

C4-Professur für Physikalische Chemie, zum 15. 6. 1999

Nachfolger von Prof. Dr. Jürgen Voitländer.

Geboren 1954 in Tönning in Schleswig-Holstein. Studium in Hamburg, Diplom in Chemie 1981. Promotion in Physikalischer Chemie 1984 in Hamburg und an der Katholischen Universität Leuven (Belgien).

1984–86 Visiting Scientist am DuPont Central Research and Development Department (Wilmington, Delaware, USA). Assistant Professor of Chemistry an der University of New Mexico, Albuquerque (1986–91). Anschl. Associate und Full Professor of Chemistry an der Purdue University, West Lafayette, Indiana, USA, 1991–99.

Schwerpunkte:

Synthese und Modifikation von Molekularsieben (Zeolithe und mesoporöse Materialien); Entwicklung von Hybridkatalysatoren; kontrollierte Strukturierung von Oberflächen mit chemischer Selektivität (Sensorik) und elektronischer Funktionalität.



Prof. Dr. Gerhard Winter

C4-Professur für Pharmazeutische Technologie und Biopharmazie, zum 1. 7. 1999

Nachfolger von Prof. Dr. Karl Thoma.

Geboren 1959 in Mannheim. 1977–92 Studium der Pharmazie an der Universität Heidelberg. Stipendiat der Studienstiftung des Deutschen Volkes. 1983 Approbation als Apotheker, anschl. Assistant Teacher an der Universität Heidelberg. 1987 Promotion, danach verschiedene Tätigkeiten bei E. Merck in Darmstadt und bei Boehringer Mannheim.

Schwerpunkte:

Parenterale, sterile Arzneiformen sowie alle Formen von pharmazeutischen Formulierungen für biotechnologische Arzneistoffe (Proteine/Peptide/Antikörper).



Prof. Dr. Michael Reichling

C3-Professur für Physikalische Chemie, zum 18. 11. 1999

Nachfolger von Prof. Dr. Georg Krausch.

Geboren 1960 in Ingolstadt. Studium in Würzburg, 1985 Diplom in Physik, 1985–86 Graduiertenstudium in Colchester (GB), 1987–99 wiss. Mitarbeiter an der FU Berlin. 1991 Promotion, 1997 Habilitation. 1999 Wechsel zum Fritz-Haber-Institut, Berlin. Gastaufenthalte in Japan, USA und Frankreich. Mitglied im Forschungsverbund „Center of Nano-Science“ (CENS).

Schwerpunkte:

Struktur, Chemie und Dynamik isolierender Oberflächen und Nanostrukturen.



Prof. Dr. Martin Biel

C4-Proessur für Pharmakologie für Naturwissenschaften, zum 22. 12. 1999
Frühere Stelle von Prof. Dr. Theodor Severin.
Geboren 1963 in Völklingen/Saar. Studium der Pharmazie an der Universität des Saarlandes.
1988–90 wiss. Assistent. 1990 Promotion an der Universität des Saarlandes. 1991–99 wiss. Assistent an der TU München. 1996 Habilitation im Fach Pharmakologie und Toxikologie an der Fakultät für Medizin der TU München. 1994 Heinz-Maier-Leibnitz Forschungsförderungspreis. 1997 Wissenschaftspreis der Fritz Winter-Stiftung.
Schwerpunkte: Struktur, genetische Analyse und pharmakologische Beeinflussung von Ionenkanälen am Herzen und in Neuronen; Rolle von Ionenkanälen bei der Steuerung biologischer Rhythmen; Molekulare Analyse des Seh- und Riechprozesses.



Prof. Dr. Rainer Pöttgen

C3-Proessur für Anorganische Festkörperchemie, zum 1. 3. 2000
Nachfolger von Prof. Dr. Peter Behrens.
Geboren 1966 in Meschede. 1985–93 Studium der Chemie an der Universität Münster. 1988 Tätigkeit am Pharmazeutischen Forschungszentrum Hoffmann-La-Roche & Co. in Basel. 1989–90 wiss. Mitarbeiter am Anorganisch-Chemischen Institut, Universität Münster. 1990 Diplom, 1993 Dissertation und 1997 Habilitation. 1990–93 wiss. Mitarbeiter an der Universität Münster, 1993 Postdoc am Laboratoire de Chimie du Solide du CNRS in Bordeaux, 1994–95 Research Fellow am MPI für Festkörperforschung, Stuttgart. 1996–2000 wiss. Mitarbeiter am Anorganisch-Chemischen Institut, Universität Münster.
Schwerpunkte: intermetallische Verbindungen, insbes. intermetallische Europium- und Ytterbium-Verbindungen sowie intermetallische Lithium-Verbindungen.



Prof. Dr. Wolfgang Stephan

C4-Proessur für Evolutionsbiologie, zum 1. 6. 2000
Nachfolger von Prof. Dr. Svante Pääbo.
Geboren 1949. 1971–77 Studium der Mathematik und Physik an der Universität Erlangen. 1981 Promotion an der Universität Konstanz. 1984–85 als DFG-Stipendiat Aufenthalt an den Universitäten Sussex und Edinburgh. 1987–89 Stipendium des National Institute of Health, anschl. Ruf auf eine tenure track Professur an die University of Maryland. 1989–2000 Dozent an mehreren amerikanischen Universitäten, zuletzt als Full Professor an der University of Rochester.
Schwerpunkte: Evolutionsbiologie, einschließlich der experimentellen und theoretischen Populationsgenetik und Genomanalyse.



Prof. Dr. Reinhold Leinfelder

C4-Proessur für Paläontologie und Historische Geologie, zum 1. 10. 1998
Nachfolger von Prof. Dr. Dietrich Herm.
Geboren 1957 in Augsburg. 1975–80 Studium der Geologie und Paläontologie an der LMU. 1981 wiss. Mitarbeiter an der Universität Mainz. 1985 Dissertation, 1989 Habilitation. 1989–98 Professor für Geologie und Paläontologie an der Universität Stuttgart.
Schwerpunkte: Meeresspiegelschwankungen, heutige und fossile Riffe (dabei auch Riffgefährdung, Riffbedeutung); Bedeutung von Mikroben am Aufbau der Erde, fossile Seigel, Rekonstruktion der Jurazeit; regionale Geologie von Portugal.



Prof. Dr. Ernst Hegner

C3-Professur für Isotopen-Geochemie und Geochronologie, zum 1. 8. 1999
Nachfolger von Prof. Dr. Dietrich Dankwart Klemm.
Geboren 1952. Studium an den Universitäten Mainz und Pietermaritzburg (Südafrika). Promotionsarbeiten am MPI für Chemie (Mainz). 1984–86 Post-Doctoral Fellow beim U.S. Geological Survey in Denver und an der Colorado School of Mines, Golden. Bis 1990 Stipendiat an der Universität von Saskatchewan (Kanada) und beim Geological Survey of Canada (Ottawa), anschl. wiss. Angestellter an der Universität Tübingen.
Schwerpunkte: Chemische Zusammensetzung und Entwicklung des Erdmantels, der Erdkruste und der Ozeane; Datierung von geologischen Ereignissen mittels Massenspektrometrie; Untersuchung von archäologischen und umweltrelevanten Fragestellungen mit Hilfe von Isotopendaten; Analytische Methoden zur Messung von Isotopenhäufigkeiten und Spurenelementkonzentrationen.

Prof. Dr. Donald Bruce Dingwell

C4-Professur für Mineralogie und Petrologie, zum 17. 2. 2000
Nachfolger von Prof. Dr. Hans Gerhard Huckenholz.
Geboren 1958 in Neufundland. Studium der Geologie und Geophysik an der Memorial University of Newfoundland und an der University of Alberta. 1984 Promotion. Stipendium am geophysikalischen Labor des Carnegie Institutes in Washington. 1986–87 Assistant Professor an der University of Toronto. 1987–2000 Geschäftsführer des Bayerischen Geoinstituts, 1987–91 wiss. Angestellter und anschl. Akademischer Oberrat an der Universität Bayreuth. 1992 Habilitation in Bayreuth. Rufablehnungen auf Lehrstühle in Vancouver und Stockholm.
Schwerpunkte: Struktur und Eigenschaften von Schmelzen, Gläsern und teilgeschmolzenen Systemen als Hintergrund für Erkenntnisse über Vulkanausbrüche.



Prof. Dr. Bettina Reichenbacher

C3-Professur für Spezielle Paläontologie terrestrisch-kontinentaler Abfolgen, zum 1. 4. 2000
Nachfolgerin von Prof. Dr. Volker Fahlbusch.
Geboren 1962 in Mainz. 1988 Studium und Diplom in Geologie-Paläontologie an der Universität Frankfurt/Main.
Wiss. Mitarbeiterin in einem DFG-geförderten Forschungsprojekt an der Universität Frankfurt. 1992 Promotion, ab 1993 wiss. Assistentin, 1998 Habilitation und später Hochschuldozentin in Karlsruhe.
Schwerpunkte: Paläobiogeographie, Zoogeographie und Evolution niederer Wirbeltiere (Fische) seit dem Tertiär; Phylogenie der altweltlichen Familie der Cyprinodontiden (Zahnkärpflinge); Lagunäre und lakustrine Sedimentationsräume im Tertiär von Mittel- und Südeuropa; Entstehungsbedingungen/Paläoökologie; Rekonstruktion ehemaliger Landbrücken und Wasserwege; Biostratigraphie nicht mariner Sedimente im Tertiär anhand von Fisch-Otolithen.

Ehrungen und Preise

1. Oktober 1997 bis 30. September 2000
(Die folgende Übersicht ist in Zusammenarbeit
mit den jeweiligen Dekanaten entstanden.)

KATHOLISCH-THEOLOGISCHE FAKULTÄT

Dr.theol. Gunda **Brüske** wurde für ihre Dissertation der Johann Michael Sailer-Preis 1998 verliehen.

Prof.Dr. Johannes **Gründel**, emeritierter Professor für Moraltheologie, wurde das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.

Roman **Hanig**, wiss. Mitarbeiter am Lehrstuhl für Kirchengeschichte des Altertums und Patrologie, erhielt einen „Preis für gute Lehre 1999“ des Bayerischen Staatsministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst.

Prof.Dr.theol. Franz **Henrich**, Direktor der Katholischen Akademie in Bayern und Honorarprofessor für Kirchliche Erwachsenenbildung, erhielt 1999 den Peregrinus-Preis der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Dr.theol. Ferdinand **Herget** M.A. wurde für seine Dissertation der Johann Michael Sailer-Preis 2000 verliehen.

Prof.Dr. Hans-Josef **Klauck**, Professor für Neutestamentliche Exegese und biblische Hermeneutik, wurde 1999 an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Pretoria/Südafrika zum Honorarprofessor ernannt.

Dr.theol. Brigitta **Kleinschwärzer-Meister** wurde der Promotionspreis 2000 der Münchener Universitätsgesellschaft verliehen.

Prof.Dr. Ludwig **Mödl**, Professor für Pastoraltheologie, wurde im März 2000 zum Mitglied der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste in Wien gewählt.

Prof.Dr.Dr.Dr.h.c. Theodor **Nikolaou**, Professor für Orthodoxe Theologie, erhielt 1998 die Ehrendoktorwürde der Universität von Veliko Tarnovo/Bulgarien.

Dr.theol. Martin **Turner** wurde der Promotionsförderpreis 1998 der Münchener Universitätsgesellschaft verliehen.

Prof.Dr. Manfred **Weitlauff**, Professor für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit, wurde im Februar 2000 von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften zum ordentlichen Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse gewählt.

Kardinal Dr. Friedrich **Wetter**, Erzbischof von München und Freising, wurde die Ehrendoktorwürde der Fakultät verliehen.

EVANGELISCH-THEOLOGISCHE FAKULTÄT

Prof.Dr. Peter L. **Berger**, Boston University, Institute for the Study of Economics, wurde die Ehrendoktorwürde der Fakultät verliehen.

Prof.Dr. Friedrich Wilhelm **Graf**, Professor für Systematische Theologie mit Schwerpunkt Ethik, hat als erster Theologe 1999 den Leibnizpreis der Deutschen Forschungsgemeinschaft verliehen bekommen. Ferner ist er vom Bundesminister für Verteidigung zum Mitglied des Hochschulrates der Universität der Bundeswehr München berufen worden. Im Mai 2000 erhielt er eine Einladung als Permanent Honorary Visiting Professor von der Seigakuin University Tokyo/Japan.

Prof.Dr. Thomas **Kaufmann**, Professor für Kirchengeschichte, wurde der Akademiepreis der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften verliehen. Ferner wurde er zum Directeur invité an der École des Hautes Études (Sciences religieuses)/Sorbonne berufen.

Prof.Dr. Heinz-Wolfgang **Kuhn**, Professor für Neues Testament, wurde im Juli 1998 das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.

Prof.Dr. Eckart **Otto**, Professor für Altes Testament, wurde 1998 vom Vorstand der Studienstiftung des Deutschen Volkes zum Vertrauensdozenten ernannt. Ferner wurde er 1999 zum Vertrauensdozenten der Friedrich-Ebert-Stiftung ernannt und im September 2000 zum Honorary Visiting Professor der Theologischen Fakultät der Universität Pretoria.

Prof.Dr.Dr.h.c.D.D.(mult.) Wolfhart **Pannenberg**, emeritierter Professor für Systematische Theologie, wurde 1999 von der Universität Comillas in Madrid die Ehrendoktorwürde verliehen, darüber hinaus erhielt er den Ökumene-Preis der Katholischen Akademie in Bayern.

Prof.Dr.Dr.h.c. Trutz **Rendtorff**, emeritierter Professor für Systematische Theologie mit bes. Berücksichtigung der Ethik, wurde 1998 mit dem Bayerischen Verdienstorden ausgezeichnet. Außerdem wurde ihm von der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Kiel die Ehrendoktorwürde verliehen.

Prof.Dr. Gunther **Wenz**, Professor für Systematische Theologie, wurde von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften zum ordentlichen Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse gewählt. Ferner wurde ihm 1999 der Hermann-Sasse-Preis der SELKD verliehen.

JURISTISCHE FAKULTÄT

Dr. Johannes **Adolff** wurde ein Bayerischer Habilitationsförderpreis 2000 verliehen.

Dr. Susanne **Aulinger** hat einen Fakultätspreis 1997 erhalten.

Dr. Stefan **Bandel** hat einen Fakultätspreis 1999 erhalten.

Dr. Florian von **Baum** erhielt für seine Dissertation den Förderpreis der Bayerischen Landesbank 1998.

Dr. Martin **Borowsky** hat einen Fakultätspreis 1998 erhalten.

Prof.Dr.Dr.h.c.mult. Claus-Wilhelm **Canaris**, Professor für Bürgerliches Recht und Zivilprozessrecht, wurde zum Honorary Fellow der Society for Advanced Legal Studies, London, und für die Dauer von 4 Jahren zum Sekretär der Philosophisch-historischen Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt. 2000 wurde ihm das Verdienstkreuz 1. Klasse verliehen.

Prof.Dr.Dr. Udo **Di Fabio**, Professor für Öffentliches Recht und Verfassungsgeschichte, wurde 1999 zum Richter am Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe berufen.

Dr. Thomas **Duve** hat einen Fakultätspreis 1997 erhalten.

Dr. Horst **Eidenmüller**, LL.M. (Cambr.), wurde im Februar 1999 der Wissenschaftspreis der Bayerischen Landesbank verliehen.

Dr. Stefan **Freytag** hat einen Fakultätspreis 1998 erhalten.

Dr. Thorsten **Funkel** hat einen Fakultätspreis 2000 erhalten.

Prof.Dr.Dr. Enrique **Gimbernat Ordeig**, Universität Madrid, wurde im Juli 1999 die Ehrendoktorwürde der Fakultät verliehen.

Dr. Alexander **Graser** hat einen Fakultätspreis 2000 erhalten.

Dr. Christoph **Grigoleit** erhielt 1997 einen der Bayerischen Habilitationsförderpreise und 1999 einen Preis für außergewöhnliche Leistungen in der Lehre.

Dr. Bettina **Grunst** erhielt 1997 einen der Bayerischen Habilitationsförderpreise.

Dr. Roland **Hefendehl** erhielt 1997 ein DFG-Habilitationsstipendium und 1998 einen Preis für außergewöhnliche Leistungen in der Lehre.

Dr. Hans-Georg **Hermann** hat einen Fakultätspreis 2000 erhalten.

Dr. Tatjana **Hörnle** hat einen Fakultätspreis 1998 erhalten.

Dr. Nicolaus **Kaczynski** hat einen Fakultätspreis 2000 erhalten.

Dr. Wolfgang **Kaiser** hat einen Fakultätspreis 1997 erhalten.

Prof.Dr.Dr.h.c. Arthur **Kaufmann**, emeritierter Professor für Strafrecht, Strafprozessrecht und Rechtsphilosophie, wurde die Ehrendoktorwürde der Yeshiva University in New York, der Katholischen Universität Lublin und der Universität Sydney verliehen. Außerdem wurde ihm im Juni 2000 das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen.

Dr. Peter **König** hat einen Fakultätspreis 1999 erhalten.

Dr. Markus **Krebs** hat einen Fakultätspreis 1999 erhalten.

Dr.jur., Dr.jur.can.h.c., Dr.jur.h.c., Peter **Landau**, Professor für Kirchenrecht, Deutsche Rechtsgeschichte, neuere Privatrechtsgeschichte, Bürgerliches Recht, Rechts- und Staatsphilosophie, wurde als stellvertretender Beisitzer in den Bundeswahlausschuss für die Wahl des 14. Deutschen Bundestages berufen. 1998 wurde ihm die juristische Ehrendoktorwürde der Universität Basel verliehen.

Dr. Oliver **Landwehr** hat einen Fakultätspreis 2000 erhalten.

Dr. Oliver **Lepsius** erhielt für seine Monographie die Auszeichnung „Juristisches Buch des Jahres 1997“ durch die Jury „Juristische Bücher des Jahres“.

Dr. Petra **Linsmeier** hat einen Fakultätspreis 2000 erhalten.

Dr. Antonia **Maier** hat einen Fakultätspreis 1997 erhalten.

Prof.Dr.Dr.h.c.mult. Basil S. **Markesinis**, Universität Oxford, wurde im Juli 1999 die Ehrendoktorwürde der Fakultät verliehen.

Dr. Franz **Mayer** hat einen Fakultätspreis 1999 erhalten.

Prof.Dr.Dr.h.c. Dieter **Medicus**, emeritierter Professor für Antike Rechtsgeschichte und Bürgerliches Recht, wurde 1999 von der Universität Regensburg die Ehrendoktorwürde verliehen.

Dr. Melanie **Mettke** hat einen Fakultätspreis 2000 erhalten.

Dr. Christoph **Möllers** hat einen Fakultätspreis 2000 erhalten.

Dr. Markus **Möstl** hat einen Fakultätspreis 1998 erhalten.

Dr. Alexander **Neumüller** hat einen Fakultätspreis 1997 erhalten.

Dr. Harald **Niedermair** hat 1998 einen Fakultätspreis sowie einen Preis für außergewöhnliche Leistungen in der Lehre erhalten.

Prof.Dr.Dr.h.c.mult. Dieter **Nörr**, Professor für Römisches und Bürgerliches Recht, wurde im Dezember 1997 die Ehrendoktorwürde der Universität Paris II (Panthéon-Assas) verliehen.

Dr. Anke **Nordemann-Schiffel** hat einen Fakultätspreis 1999 erhalten.

Prof.Dr. Hans-Jürgen **Papier**, Professor für Öffentliches Recht, insbesondere Deutsches und Bayerisches Staats- und Verwaltungsrecht sowie Öffentliches Sozialrecht, wurde 1998 zum Richter am Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe berufen und zum Vizepräsidenten gewählt.

Dr. Andreas L. **Paulus** hat einen Fakultätspreis 2000 erhalten.

Prof.Dr. Michel **Pedamon**, Universität Paris II (Panthéon-Assas), wurde im Juli 1999 die Ehrendoktorwürde der Fakultät verliehen.

Prof.Dr.Dr.h.c. Dieter **Pfaff**, Professor für Bürgerliches Recht, Zivilprozessrecht, Handels- und Wirtschaftsrecht, Internationales Privatrecht, Rechtsvergleichung und Ostrecht, wurde 1999 von der Universität Budapest die Ehrendoktorwürde verliehen.

Prof.Dr.Dr.h.c.mult. Claus **Roxin**, emeritierter Professor für Straf- und Strafprozessrecht und allgemeine Rechtstheorie, wurde 1997 die Ehrendoktorwürde der Universität Athen verliehen. Außerdem erhielt er 1998 die Ehrendoktorwürde der Universität Mailand und 2000 die Ehrendoktorwürde der Universitäten Lusiada (Lissabon)/Portugal sowie des Nationalen Instituts für Strafrechtswissenschaften in Mexico. Von der Universität Lima/Peru wurde ihm die Würde eines Honorarprofessors verliehen. Außerdem wurde ihm die Medaille „München leuchtet – Den Freunden Münchens“ in Gold überreicht.

Dr. Christoph J. M. **Safferling** hat einen Fakultätspreis 1999 erhalten.

Dr. Gernot **Schiller** hat einen Fakultätspreis 2000 erhalten.

Dr. Christoph **Schmid** erhielt 1997 einen der Bayerischen Habilitationsförderpreise.

Dr. Julia **Schmidt** hat einen Fakultätspreis 2000 erhalten.

Dr. Matthias **Schönfelder** hat einen Fakultätspreis 1999 erhalten.

Prof.Dr. Heinrich **Scholler**, Professor für Staats- und Verwaltungsrecht sowie Rechts- und Staatsphilosophie, wurde 1999 die Ehrendoktorwürde der National University of Mongolia/Ulan Bator verliehen.

Dr. Achim **Seidel** hat einen Fakultätspreis 2000 erhalten.

Prof.Dr.Dr.h.c. Hans-Jürgen **Sonnenberger**, Professor für Bürgerliches Recht, Handelsrecht, Rechtsvergleichung und Internationales Privatrecht, wurde im April 2000 die Ehrendoktorwürde der Universität Paris II (Universität Panthéon-Assas) verliehen.

Dr. Andreas **Thier** hat einen Fakultätspreis 1998 erhalten. Ferner wurde er im November 1999 für seine Dissertation mit dem Max-Weber-Preis der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ausgezeichnet.

Dr. Jörg **Thierfelder** hat einen Fakultätspreis 1999 erhalten.

Dr. Robin **Tuerks** hat einen Fakultätspreis 1999 erhalten.

Dr. Arnd **Uhle** hat einen Fakultätspreis 1999 erhalten.

Prof.Dr.Dr.h.c. Klaus **Vogel**, emeritierter Professor für Öffentliches Recht, insbes. Öffentliches Wirtschafts- und Steuerrecht, erhielt 1998 das Bundesverdienstkreuz am Bande. Ferner wurde ihm im Januar 2000 die Ehrendoktorwürde der Wirtschaftsuniversität Wien verliehen.

Dr. Bärbel **Wehr** hat einen Fakultätspreis 1999 erhalten.

PD Dr. **Wellenhofer-Klein** erhielt im November 1999 den Ludwig-Schunk-Preis für Wirtschaftswissenschaften.

Dr. Daniel **Wiegand** hat einen Fakultätspreis 1999 erhalten.

Prof.Dr.Dr.h.c.mult. Hans F. **Zacher**, emeritierter Professor für Öffentliches Recht, insbes. Deutsches und Bayerisches Staats- und Verwaltungsrecht, wurde 1997 von der Universität Szeged/Un-garn, die Ehrendoktorwürde verliehen. Außerdem wurde er mit der Harnack-Medaille der Max-Planck-Gesellschaft ausgezeichnet. 1998 wurde er in das Board of Governours am Weizmann-Institute of Science in Revohot/Israel ernannt.

FAKULTÄT FÜR BETRIEBSWIRTSCHAFT

Dr.oec.publ. Winfried **Gaßner** wurde 1999 der Promotionspreis der Münchener Universitätsgesellschaft verliehen.

Dr.oec.publ. Martin **Heß** wurde 1998 der Preis der Münchener Universitätsgesellschaft für herausragende Leistungen in der Lehre verliehen.

Prof.Dr.Dr.h.c.Dr.h.c. Karl **Oettle**, emeritierter Professor für Betriebswirtschaftslehre, wurde 1998 von der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Rostock und 1999 von der Universität Linz die Ehrendoktorwürde verliehen.

Prof.Dr.Dr.h.c. Arnold **Picot**, Professor für Betriebswirtschaftslehre, wurde 1998 die Ehrendoktorwürde der Fakultät für Wirtschaftswissenschaften der Technischen Universität Bergakademie Freiberg verliehen. Ferner wurde er 1999 zum Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt.

Prof.Dr. Bernd **Rudolph**, Professor für Betriebswirtschaftslehre, wurde 1997 in das Kuratorium des Max-Planck-Institutes für ausländisches und internationales Privatrecht in Hamburg berufen.

Anfang des Jahres 2000 wurde er zum Mitglied der Sachverständigengruppe für die Strukturreform der Deutschen Bundesbank berufen.

Prof.Dr. Klaus von **Wysocki**, emeritierter Professor für Revisionswesen, erhielt 1999 die Ehrendoktorwürde der Fakultät für Betriebswirtschaftslehre der Universität Mannheim.

VOLKSWIRTSCHAFTLICHE FAKULTÄT

Dr.oec.publ. Jörg **Baten** wurde einer der Dissertationspreise des Jahres 1998 des Volkswirte Alumni-Club München verliehen.

Dr.oec.publ. Thomas **Bauer** wurde einer der Dissertationspreise des Jahres 1998 des Volkswirte Alumni-Club München verliehen.

Prof.Dr.Dres.h.c. Knut **Borchardt**, emeritierter Professor für Wirtschaftsgeschichte und Volkswirtschaftslehre, wurde der Bayerische Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst verliehen.

Dr.phil. Flurin **Condrau** wurde einer der Fakultätspreise des Jahres 1998 für herausragende Leistungen in der Lehre der Volkswirtschaftlichen Fakultät verliehen.

Dr.oec.publ. Matthias **Effinger** wurde einer der Dissertationspreise des Jahres 1999 des Volkswirte Alumni-Club München verliehen.

Prof.Dr. Bernd **Huber**, Professor für Finanzwissenschaft, wurde zum Mitglied des Wissenschaftlichen Beirates beim Bundesministerium der Finanzen berufen.

Günther **Oppermann** wurde der Fakultätspreis des Jahres 2000 für herausragende Leistungen in der Lehre des Münchner Volkswirte Alumni-Clubs verliehen.

Dr.oec.publ. Matthias **Polborn** wurde der Promotionsförderpreis 1998 der Münchener Universitätsgesellschaft verliehen.

Prof. Ray **Rees**, Professor für Volkswirtschaftslehre, wurde zum Gastprofessor an der Universität York, England ernannt.

Dr.oec.publ. Michael **Reutter** wurde der Dissertationspreis des Jahres 2000 des Volkswirte Alumni-Club München verliehen.

Prof.Dr.Dr.h.c. Hans-Werner **Sinn**, Professor für Nationalökonomie und Finanzwissenschaft sowie Direktor des Center for Economic Studies der LMU, hielt 1998 den Jahres-Festvortrag bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften sowie 1999 die Yrjö-Jahnsson-Lectures an der Universität Helsinki. Im Jahr 1999 wurde ihm die Ehrendoktorwürde der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg verliehen und er wurde zum Präsidenten des Ifo-Instituts ernannt. Des weiteren wurde er 1999 mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet.

Prof.Dr. Klaus **Schmidt**, Professor für Volkswirtschaftslehre, insbesondere Wirtschaftstheorie, wurde der Preis für gute Lehre an den staatlichen Universitäten in Bayern des Jahres 1999 vom Bayerischen Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst verliehen.

Dr.oec.publ. Ulrich **Scholten** wurde ein Dissertationspreis des Jahres 1999 des Münchner Volkswirte Alumni-Club verliehen. Außerdem wurde ihm der DIA-Forschungspreis für die Immobilienwirtschaft des Jahres verliehen.

Patrick **d'Souza** wurde ein Preis des Jahres 1998 für herausragende Leistungen in der Lehre von der Münchener Universitätsgesellschaft verliehen.

Dr.oec.publ. Henrik **Thiele** wurde einer der Fakultätspreise des Jahres 1998 für herausragende Leistungen in der Lehre der Volkswirtschaftlichen Fakultät verliehen.

Achim **Wambach**, D.Phil., wurde der Fakultätspreis des Jahres 1999 für herausragende Leistungen in der Lehre des Münchner Volkswirte Alumni-Club verliehen.

FORSTWISSENSCHAFTLICHE FAKULTÄT
(1. Oktober 1997 bis 30. September 1999,
am 1. Oktober 1999 an die TU übergegangen)

Prof.Dr. Peter **Fabian**, Professor für Bioklimatologie und Immissionsforschung, wurde zum Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat des Deutschen Wetterdienstes berufen.

Dr. Richard **Heitz**, Doktorand der Forstwissenschaftlichen Fakultät, erhielt – gemeinsam mit sechs Doktoranden der Universität Freiburg – den „Forschungspreis Wald und Holz“.

Dr. Thomas **Jung** wurde von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften der Arnold-Sommerfeld-Preis verliehen.

Dr. Thomas **Knoke** erhielt den Karl-Abetz-Förderpreis des Jahres 1999.

Dr. Gabriela **Lobinger** wurde zusammen mit Dr. Ulrich Schulz aus Eberswalde der Thurn und Taxis-Preis für Forstwissenschaft 1997 verliehen.

Prof.Dr.Dr.habil.Dr.h.c. Gerd **Wegener**, Professor für Holzkunde und Holztechnik, wurde im März 1998 die Ehrenmedaille in Silber des Bayerischen Bauernverbandes verliehen. Außerdem wurde er für die Amtszeit von 4 Jahren in den Hochschulrat der Fachhochschule Rosenheim berufen.

MEDIZINISCHE FAKULTÄT

Prof.Dr.Dr.Dr.h.c. Dieter **Adam**, Professor für Kinderheilkunde, wurde von der Medizinischen Akademie in Wroclaw (Breslau) die Ehrendoktorwürde verliehen.

Prof.Dr. Peter B. **Becker**, Professor für Molekularbiologie, wurde im Jahr 2000 zum Mitglied der European Molecular Biology Organisation (EMBO) gewählt.

Prof.Dr.Dr.h.c. Thomas **Brandt** FRCP, Professor für Neurologie, Direktor der Neurologischen Klinik Großhadern, erhielt im Mai 1999 den Betty and David Koetser Prize for Brain Research und wurde außerdem mit dem Robert-Pfleger-Preis 2000 ausgezeichnet. In Uppsala erhielt er die Bárány-Goldmedaille. Ferner wurde ihm die Ehrendoktorwürde der Bulgarian National Academy of Medicine verliehen, er wurde zum Mitglied der Bulgarischen Nationalakademie für Medizin gewählt, und außerdem zum Ehrenmitglied der Französischen Neurologischen Gesellschaft, der Australischen Otoneurologie-Gesellschaft und zum Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina ernannt.

Prof.Dr.Dr.h.c.mult. Otto **Braun-Falco**, emeritierter Professor für Dermatologie und Venerologie, wurde im November 1998 die Urkunde zur Goldenen Promotion der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz überreicht.

Prof. Dr. Marianne **Dieterich**, Professorin für Neurologie, erhielt den Vertigo-Preis der Deutschen Gesellschaft für Neurologie.

Dr.rer.nat. Axel **Doenecke**, Dr.med. Ulrich **Hacker**, PD. Dr.med. Michael **Halleck**, Doktorand Roland **Magerstädt** und Dr.med. Tim **Röhnisch**, ein Team aus dem Genzentrum und der Medizinischen Klinik Innenstadt, wurde mit dem dritten Preis beim Business-Plan-Wettbewerb 1998 ausgezeichnet.

Dr. Felix **Eckstein**, Privatdozent für Anatomie, erhielt zusammen mit Prof.Dr. Reinhard Putz sowohl 1997 als auch 2000 den Göran-Selvik-Preis.

Prof.Dr. Wolfgang **Eisenmenger**, Professor für Rechtsmedizin, hat 1997 die „Münchener Auszeichnung für exzellente Lehre in der Medizin“ erhalten, außerdem wurde er in den Stiftungsbeirat

der Konrad-Händel-Stiftung sowie in den Stiftungsrat der Ingeborg van Calcker-Stiftung gewählt. Im Juni 2000 wurde er von der Rumänischen Gesellschaft für Gerichtliche Medizin zum Ehrenmitglied ernannt und im September des gleichen Jahres in Santiago de Compostella als Vertreter der European Academy of Legal Medicine in das Präsidium der International Academy of Legal Medicine gewählt.

Prof.Dr. Alexander **Gerbes**, Professor für Innere Medizin, wurde mit dem GASL-Preis 1999 ausgezeichnet. Außerdem wurde er von der European Association for the Study of Liver (EASL) zu deren Vertreter im Scientific Committee der United European Gastroenterology Federation (UEGF) ernannt.

Prof.Dr. Wolfgang **Gernet**, Professor für Zahnärztliche Prothetik, erhielt 1997 die Goldene Medaille der Universität Istanbul, außerdem wurde ihm 1998 die Ehrendoktorwürde der Universität Istanbul verliehen. Ferner wurde er in den Lehrkörper der Akademischen Praxis und Wissenschaft der Deutschen Gesellschaft für Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde sowie als Mitglied in die Prüfungskommission Süd der Deutschen Gesellschaft für Zahnärztliche Prothetik und Werkstoffkunde e.V. für den Spezialisten für Zahnärztliche Prothetik berufen. Ebenfalls 1998 wurde ihm das Goldene Ehrenzeichen der Bayerischen Landes Zahnärztekammer für Verdienste um den zahnärztlichen Berufsstand verliehen und er wurde als Präsident der Erich-Frank-Gesellschaft zur Förderung der deutsch-türkischen Medizin wiedergewählt. Im Jahr 2000 wurde er als Associate Editor des Journals Clinical Oral Investigation berufen.

Dr. B. Michael **Ghadimi**, Göttingen, hat den Georg Heberer Award der Chiles Foundation Portland/Oregon erhalten.

Uta **Ferrari**, Andreas **Gschwendtner**, Florian **Setzer**, Christian **Zischek** und Clemens **Schirmer** gewannen in Berlin den „Benjamin Franklin Contest“.

Prof.Dr. Burkhard **Göke**, Professor für Innere Medizin und Direktor der Medizinischen Klinik II, wurde zum Kongresspräsidenten für die Jahrestagung 2002 der Deutschen Diabetesgesellschaft gewählt.

Prof.Dr.Dr.h.c.mult. Heinz **Goerke**, emeritierter Professor für Geschichte der Medizin, wurde die Benjamin Franklin Medaille durch die FU Berlin und die Goldene Medaille der Universität Istanbul verliehen. Er wurde zum Ehrenpräsidenten der Erich-Frank-Gesellschaft ernannt und zum Ehrenmitglied der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik gewählt. Außerdem erhielt er 1999 das Große Bundesverdienstkreuz mit Stern.

Eva-Maria **Grasbon-Frodl** wurde der Bayerische Habilitationsförderpreis für Frauen 1997 verliehen.

Prof.Dr. Michael **Hallek**, Professor für Innere Medizin, erhielt den Preis für klinische Forschung der SmithKline Beecham Stiftung. Außerdem erhielt er den Arthur-Pappenheim-Preis 1999 der Deutschen Gesellschaft für Hämatologie und Onkologie.

Prof.Dr.Dr. Jürgen **Heesemann**, Professor für Bakteriologie, wurde mit dem Aronson-Preis 1998 ausgezeichnet und im Jahr 2000 zum Mitglied der Deutschen Akademie für Naturforscher Leopoldina gewählt.

Prof.Dr.Dr.h.c.mult. Theodor **Hellbrügge**, emeritierter Professor für Sozialpädiatrie, wurde 1998 die Ehrendoktorwürde der Pädagogischen Hochschule Liepaja/Letland und der Universität Vilnius verliehen. 1999 erhielt er die Ehrendoktorwürde der Universität Riga sowie der Iuliu Hatieganu Universität in Cluj-Napoca/Rumänien. Außerdem wurde ihm von der Akademie für Postgraduate Medizin in Kiew, von der Medizinischen Staatsakademie zu Kasan, Tatarstan, Russische Föderation, und von der Kiewer Medizinischen Fort- und Weiterbildungsakademie „P.L. Shupyk“ die Ehrendoktorwürde verliehen. Darüber hinaus

wurde er mit der Ehrenmedaille der Stadt Plovdiv ausgezeichnet und von der Stadt München wurde ihm die Medaille „München leuchtet – Den Freunden Münchens“ in Gold überreicht.

Dr. Ellen **Hoffmann**, Privatdozentin für Innere Medizin, wurde 1999 mit dem „Preis für gute Lehre“ ausgezeichnet.

Prof.Dr.Dr.h.c.mult. Alfons **Hofstetter**, Professor für Urologie, wurde 1997 zum Ehrenmitglied der Ungarischen Gesellschaft für Urologie sowie der Sächsischen Gesellschaft für Urologie ernannt. 1998 wurde er Präsident der Central European Association of Urology und erhielt außerdem die Ehrendoktorwürde der Carol Davila-Universität Bukarest/Rumänien. Ferner wurde er 1999 zum Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften, Bukarest/Rumänien ernannt und wurde im Jahr 2000 Ehrendoktor und Associate Professor der Universität Oradea/Rumänien. Ebenfalls in 2000 erhielt er den Innovationspreis für Urologie (Fa. Pfleger/Bamberg).

Prof.Dr.Dr.Dipl.-Phys. Jürgen **Kleinschmidt**, Professor für Medizinische Physik, wurde im Oktober 1998 in das internationale Wissenschaftliche Komitee des Kurbades Meran/Südtirol berufen.

Prof.Dr. Berthold **Koletzko**, Professor für Pädiatrie, wurde im Juni 1998 von der Schweizerischen Gesellschaft für Pädiatrie zum korrespondierenden Mitglied gewählt.

Prof.Dr. Ulrich **Koszinowski**, Professor für Virologie, wurde zum Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina gewählt.

Dr. Wolfgang **Kübler**, Institut für Chirurgische Forschung, wurde mit dem „Hermann Rein Preis 1999“ der Gesellschaft für Mikrozirkulation und Vaskuläre Biologie sowie im Jahre 2000 mit dem „Lafon Award for Microcirculation“ der European Society for Microcirculation ausgezeichnet.

Prof.Dr. Walter **Land**, Professor für Chirurgie mit Schwerpunkt Transplantationschirurgie, wurde vom Bayerischen Gesundheitsministerium die „Bayerische Staatsmedaille für soziale Verdienste“ verliehen.

Dr. Ulrich **Linsenmaier**, Radiologische Abteilung, Klinikum Innenstadt, wurde 1998 der John American Society of Emergency Radiology verliehen.

Prof.Dr. Edmund **Lengfelder**, Professor für Strahlenbiologie, wurde 1999 von der Republik Belarus der Franzisk-Skorini-Orden verliehen.

Prof.Dr. Walter **Marget**, Professor für Kinderheilkunde i.R. und ehem. Leiter der Abteilung für antimikrobielle Therapie der Universitätskinderklinik, erhielt als Anerkennung seines Lebenswerkes vom European Congress of Clinical Microbiology and Infection Diseases (ESCMID) den „ESCMID Award for Excellence“.

Dr. Stefan **Maßberg**, wiss. Assistent am Institut für Chirurgische Forschung, wurde 1999 der „Schwarz Pharma Monheim Preis“ der Deutschen Gesellschaft für Angiologie verliehen.

Prof.Dr.Dr.h.c.mult. Konrad **Meßmer**, Professor für Experimentelle Chirurgie, wurde 1998 mit der „Malpigi Medal“ der European Society for Microcirculation ausgezeichnet. 1998 haben ihm die Universidad de Santiago de Compostela/Spanien sowie im Jahre 2000 die Universidad de Córdoba/Argentinien die Ehrendoktorwürde verliehen. Außerdem wurde er 1999 zum „Dekan der Klasse Medizin“ der „Academia Scientiarum et Artium Europaea“ gewählt.

Dipl.Psych. Marianne **Müller**, I. Frauenklinik, wurde der Bayerische Habilitationsförderpreis 2000 verliehen.

Prof.Dr. Jan **Murken**, Professor für Kinderheilkunde und Medizinische Genetik und Leiter der Abt. Medizinische Genetik der Kinderklinik Innenstadt, wurde 1999 vom Bayerischen Landtag

als Mitglied für den Landesgesundheitsrat bestätigt sowie als zweiter Vorsitzender des Gremiums wieder gewählt.

Ein Team von Chirurgen der Chirurgischen Klinik Innenstadt um Dr. Thomas **Mussack** hat den Günther Schlag Memorial Award der European Shock Society erhalten.

Dr. Erika von **Mutius**, Privatdozentin für Pädiatrie, erhielt im Mai 2000 den Habilitationsförderpreis der Universität München für ihre Arbeiten auf dem Gebiet der Epidemiologie von allergischen Erkrankungen.

Dr. Aljoscha **Neubauer** wurde mit dem Promotionspreis der Technischen Universität München für herausragende Promotionsarbeiten ausgezeichnet.

Prof.Dr.Dr. Walter **Neupert**, Professor für Physiologische Chemie, wurde mit dem Gairdner Foundation Award 1998 (Canada) ausgezeichnet. Außerdem wurde ihm von der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina die „Schleiden-Medaille 1999“ verliehen sowie von der Gesellschaft für Biochemie und Molekularbiologie die „Otto-Warburg-Medaille 2000“ für sein überragendes wissenschaftliches Werk. Ferner erhielt er im Jahr 2000 das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse sowie den E.B. Wilson Award 2000 der American Society for Cell Biology.

Shirley Gil **Parrado** wurde in Oxford für ihre Doktorarbeit mit dem Young & Pre-Doctoral Investigator Award ausgezeichnet.

Prof.Dr. Gustav **Paumgartner**, Professor für Innere Medizin, wurde Vorsitzender der Ethik-Kommission der Medizinischen Fakultät und erhielt außerdem die Ehrenmedaille in Gold des Klinikums Großhadern.

Prof.Dr.Dr.h.c. Klaus **Peter**, Professor für Anaesthesiologie, Dekan, Direktor der Klinik für Anaesthesiologie, wurde 1999 vom Bayerischen Landtag als Mitglied für den Landesgesundheitsrat bestätigt, ferner wurde er im Bereich Wissenschaft und

Forschung mit dem „Pro Meritis“-Preis des Bayerischen Wissenschaftsministeriums ausgezeichnet.

Prof.Dr. Ulrich **Pohl**, Professor für Vegetative Physiologie, Vorstand des Physiologischen Instituts, ist zum Mitglied der „Academia Scientiarum et Artium Europaea“ ernannt worden.

Prof.Dr. Reinhard **Putz**, Professor für Anatomie, Vorstand der Anatomischen Anstalt, erhielt zusammen mit Dr. Felix Eckstein sowohl 1997 als auch 2000 den Göran-Selvik-Preis, und wurde außerdem zum Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina gewählt.

Prof.Dr. Dietrich **Reinhardt**, Professor für Kinderheilkunde und Pharmakologie, Direktor der Kinderklinik und Poliklinik im Dr. von Hauner'schen Kinderspital, wurde im April 2000 für weitere 4 Jahre zum Präsidenten der Gesellschaft für Pädiatrische Pneumologie gewählt. Außerdem bestellte ihn der Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Kinderheilkunde und Jugendmedizin zum Schriftleiter der Monatsschrift für Kinderheilkunde (Organ der Deutschen Gesellschaft für Kinderheilkunde und Jugendmedizin).

Dr. Cornelia **Reininger** wurde auf dem 11. Treffen der Europäischen Sektion der „International Union of Angiology“ in Rom prämiert.

Prof.Dr. Werner **Richter**, außerplanmäßiger Professor für Innere Medizin, wurde zum Ehrenmitglied der Bulgarischen Lipid-Liga ernannt.

Prof.Dr.Dr.h.c.mult. Gerhard **Riethmüller**, Professor für Immunologie, Vorstand des Instituts für Immunologie, wurde von der Jung-Stiftung für Wissenschaft und Forschung in Hamburg die Ernst-Jung-Medaille für Medizin in Gold 2000 verliehen.

Prof.Dr. med. Michael **Sackmann**, Professor für Innere Medizin am Klinikum Großhadern, wurde gemeinsam mit seinen Mitarbeitern Thomas

Hengstenberg, Roger **Rosette** und Wolfgang **Kaufhold** mit dem zweiten Preis der Gesellschaft für Gastroenterologie in Bayern ausgezeichnet.

Prof.Dr. Manfred **Schattenkirchner**, Professor für Innere Medizin, Leiter der Rheuma-Einheit, wurde das Bundesverdienstkreuz am Bande verliehen.

Prof.Dr. Manfred **Schliwa**, Professor für Zellbiologie, Vorstand am Adolf-Butenandt-Institut, wurde zum Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina gewählt. Außerdem wurde er erneut in den Beirat der Deutschen Gesellschaft für Zellbiologie gewählt.

Dr. Carl-Ludwig **Schönfeld** wurde von der Deutschen Ophthalmologischen Gesellschaft mit dem Forschungspreis 2000 der Firma Bausch und Lomb Surgical ausgezeichnet.

Prof.Dr.Dr.h.c. Peter C. **Scriba**, Professor für Innere Medizin und Ärztlicher Direktor des Klinikums Innenstadt, wurde 1998 der Bayerische Verdienstorden verliehen. Ferner wurde er von der Bundesministerin für Gesundheit erneut ab 1. April 1999 für 4 Jahre als Mitglied in den Sachverständigenrat für die Konzertierte Aktion im Gesundheitswesen berufen. Außerdem ist er von der Europäischen Kommission zum Mitglied des Panel für das Programm „Quality of Life and Management of Living Resources“ ernannt worden.

Prof.Dr. Dietrich **Seidel**, Professor für Klinische Chemie und Ärztlicher Direktor des Universitätsklinikums Großhadern, wurde im November 1998 in Sofia die Ehrendoktorwürde der Medizinischen Fakultät verliehen. Gleichzeitig wurde er zum Mitglied der Bulgarischen Nationalakademie für Medizin gewählt. Ferner erhielt er im Juli 1999 das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse.

Prof.Dr. Georg **Simbruner**, Professor für Kinderheilkunde, wurde von der National Research Foundation, Pretoria/Südafrika der Humboldt/South African Research Award verliehen.

Dr. Thomas **Sitter**, Leiter der Nephrologischen Arbeitsgruppe der Medizinischen Klinik der LMU, hat 1999 den JANSSEN-CILAG-Förderpreis erhalten.

Prof.Dr. Siegfried **Stotz**, Professor für Orthopädie (Kinderorthopädie) i.R. und Ärztlicher Leiter des Spastikerzentrums, wurde das Verdienstkreuz des Verdienstordens der BRD verliehen.

Dr. Michael **Strupp**, Privatdozent an der Neurologischen Klinik in Großhadern, erhielt im Mai 1999 den Spitzner-Preis für Physikalische Medizin.

Prof.Dr. Gerold **Stucki**, Professor für Physikalische Medizin und Rehabilitation, hat 1999 den Hirzel-Callegari-Preis für die Entwicklung eines klinischen Qualitätsmanagementsystems für die Rehabilitation erhalten.

Dr. Daniel **Teupser**, Mitarbeiter am Institut für Klinische Chemie im Klinikum Großhadern, erhielt 1998 den Shlomo Eisenberg Young Investigator Award der Europäischen Atherosklerose-Gesellschaft und 1999 einen Preis anlässlich des Internationalen Kardiologen-Kongresses.

Prof.Dr. Christian **Thaler**, Professor für Frauenheilkunde und Geburtshilfe, wurde in Jacksonvile/USA zum Vice President der American Society for Reproductive Immunology (ASRI) gewählt.

Prof.Dr.Dr.h.c. Klaus **Thurau**, emeritierter Professor für angewandte Physiologie und Arbeitsphysiologie, wurde mit dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse ausgezeichnet. Außerdem wurde er in das Kuratorium der Heinz und Heide Dürr-Stiftung, Berlin, berufen.

Dr. Arnold **Trupka**, Privatdozent für Chirurgie, erhielt 1999 den Otto-Goetze-Preis der Vereinigung der Bayerischen Chirurgen.

Prof.Dr.Dr.h.c. Michael **Wahl**, Professor für Zelluläre Physiologie, wurde die Ehrendoktorwürde von der Semmelweis-Universität Budapest verliehen.

Dr.med. Kim **Weber**, MBBS, wiss. Mitarbeiterin am Institut für Prophylaxe und Epidemiologie der Kreislauferkrankungen, wurde der Bayerische Habilitationsförderpreis 2000 verliehen.

Prof.Dr. Hartmut **Wekerle**, Professor für Neuroimmunologie, erhielt den K.J. Zülch-Preis 1999.

Dr. Ulrich **Welge-Lüssen** wurde von der Deutschen Ophthalmologischen Gesellschaft mit dem Nachwuchspreis für junge Wissenschaftler ausgezeichnet.

TIERÄRZTLICHE FAKULTÄT

Dr.med.vet. Karin Ruth **Blumer** wurde der Promotionsförderpreis 1998 der Münchener Universitätsgesellschaft verliehen.

Prof.Dr.Dr.h.c. Erwin **Dahme**, emeritierter Professor für Allgemeine Pathologie und Neuropathologie, Vorstandsmitglied der Bayerischen Landestierärztekammer, wurde vom Bayerischen Landtag als Mitglied für den Landesgesundheitsrat bestätigt.

Prof.Dr.Drs.h.c. Gerrit **Dirksen**, emeritierter Professor für Innere Medizin der Klautentiere, wurde die Ehrendoktorwürde der Universität Brunn verliehen.

Dr. Verena **Dirsch** wurde von der Deutschen Herzhilfe mit dem Präventionspreis ausgezeichnet.

Tanja **Frey** erhielt den Dissertationspreis der H. Wilhelm Schaumann-Stiftung.

Prof.Dr. Hans-Joachim **Gabius**, Professor für Physiologische Chemie und Tierernährung, wurde 1998 die Memory Medal for „remarkable achievements“ in Glycobiology verliehen. Außerdem wurde er vom Wissenschaftsjournal Science in der Rangliste der Forscher mit dem „Hottest Research“ auf Platz 2 gesetzt.

Dr. Katrin **Hartmann**, Privatdozentin an der I. Medizinische Tierklinik, wurde zum Diplomate of the European College for Veterinary Internal Medicine-CA ernannt. Außerdem wurde sie mit dem Forschungspreis der Fachgruppe Innere Medizin und Klinische Labordiagnostik ausgezeichnet.

Prof.Dr. Walter **Hermanns**, Professor für Allgemeine Pathologie und Pathologische Anatomie, Vorstand des Instituts für Tierpathologie, wurde zum Gutachter bei der Deutschen Forschungsgesellschaft ernannt.

Prof.Dr. Johannes **Hirschberger**, Professor für Innere Medizin, wurde im November 1997 zum Mitglied der American Society For Veterinary Clinical Pathology ernannt. Außerdem wurde er 1998 zum Präsidenten der European Society of Veterinary Clinical Pathology (ESVCP) gewählt.

Prof.Dr. Ellen **Kienzle**, Professorin für Tierernährung und Diätetik, ist beim National Research Council (NRC) der USA in das Committee on Animal Nutrition, Subcommittee on Dog and Cat Nutrition und in die National Research Academy berufen worden.

Prof.Dr. Josef **Kösters**, Professor für Geflügelkunde, Vorstand des Instituts für Geflügelkrankheiten, erhielt 1998 die Medaille der Landwirtschaftlichen Universität Breslau.

Prof.Dr. Wilfried **Kraft**, Professor für Innere Medizin, Dermatologie und Neurologie der kleinen Haustiere sowie klinische Labordiagnostik, Vorstand der Medizinischen Tierklinik, erhielt 1998 die Ehrenmedaille der Veterinärmedizinischen Fakultät Breslau.

Univ.-Prof.Dr.med.vet.Dr.h.c.Dr.h.c. Josef **Leibetseder**, Rektor der Veterinärmedizinischen Universität Wien, wurde die Ehrendoktorwürde der Fakultät wurde verliehen.

Prof.Dr.Dr.h.c. Hans-Georg **Liebich**, Professor für Tieranatomie, insbes. Systematische und Topographisch-klinische Anatomie, wurde 1998 vom Rat der Europäischen Union zum Mitglied des Beratenden Ausschusses für die Ausbildung des Tierarztes ernannt. Außerdem erhielt er 1998 die Medaille der Landwirtschaftlichen Universität Breslau. Im Februar 2000 wurde ihm von der Universität Breslau die Ehrendoktorwürde verliehen.

Dr.med.vet. Uwe **Münster** wurde der Promotionsförderpreis 1998 der Münchener Universitätsgesellschaft verliehen.

Prof.Dr. Andreas **Stolle**, Professor für Hygiene und Technologie der Lebensmittel tierischen Ursprungs, erhielt 1998 die Ehrenmedaille der Veterinärmedizinischen Fakultät Breslau.

Die „Goldenen Promotion“ bei der Promotionsfeier im Februar 1999 (Erneuerung der Promotionsurkunde anlässlich der 50. Wiederkehr der Promotion) wurde verliehen an:

Dr.med.vet. Walter **Drothler** aus Hahnbach/Rum.; Dr.med.vet. Karl **Ganal** aus Ravensburg/Wttbg.; Dr.med.vet. Curt **Henle** aus Oberstaufen; Dr.med.vet. Eberhard **Leistner** aus Löbau/Lausitz; Dr.med.vet. Peter **Perschy** aus Filipovo/Ungarn; Dr.med.vet. Friedrich **von Seyerl** aus Mähr. Ostrau; Dr.med.vet. Friedrich **Sperling** aus Hindenburg/Obschl. und Dr.med.vet. Xaver **Weber** aus Apfeltrach.

Die „Goldene Promotion“ bei der Promotionsfeier im Juli 1999 wurde verliehen an:

Dr.med.vet. Robert **Englert** aus Oberwolkach; Dr.med.vet. Heinz **Münch** aus Stettin; Dr.med.vet. Josef **Dietrich** aus Oettingen und Dr.med.vet. Karl **Eismann** aus Weiden.

Die „Goldene Promotion“ bei der Promotionsfeier im Februar 2000 wurde verliehen an:

Dr.med.vet. Ludwig **Bichlmaier** aus Plattling/Ndb.; Dr.med.vet. Josef **Bogenrieder** aus München; Dr.med.vet. Josef **Hanfstingl** aus Altötting und Dr.med.vet. Werner **Luczny** aus Elowitz, Kr. Leobschütz/Oberschlesien.

Die „Goldene Promotion“ bei der Promotionsfeier im Juli 2000 wurde verliehen an:

Dr.med.vet. Joseph **Beringmeier** aus Delbrück/Westfalen; Dr.med.vet. Karl **Bolbecher** aus Weisskirchen/Banat; Dr.med.vet. Hans **Drexl** aus Oberndorf bei Fürstenfeldbruck; Dr.med.vet. Hans **Pähr** aus Furth im Wald; Dr.med.vet. Josef **Rodi** aus Achstetten, Kreis Biberach/Wttbg. und Dr.med.vet. Hans **Zeller** aus Augsburg.

PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT FÜR GESCHICHTS- UND KUNSTWISSENSCHAFTEN

Prof.Dr. Hubert **Glaser**, emeritierter Professor für Didaktik der Geschichte, wurde vom Bayerischen Landtag als Mitglied des Landesdenkmalrates bestellt.

Prof.Dr. Rudolf **Kuhn**, Professor für Mittlere und Neuere Kunstgeschichte, wird im Januar 2001 vom Präsidenten der Universität Tel Aviv der President's Award verliehen.

Prof.Dr. Klaus-Dieter **Lehmann**, Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz in Berlin, wurde die Ehrendoktorwürde der Fakultät verliehen.

Dr.phil. Birgit **Lodes** wurde der Bayerische Habilitationsförderpreis für Frauen 1997 verliehen.

Max **Mannheimer**, Vorsitzender der Lagergemeinschaft Dachau, wurde die Ehrendoktorwürde der Fakultät verliehen.

Prof.Dr.Dr.h.c. Horst **Möller**, Professor für Neuere und Neueste Geschichte, wurde 1998 die Ehrendoktorwürde der Universität Bordeaux verliehen.

Dr.h.c. Manfred **Pix**, Vizepräsident des Sparkassenverbandes Bayern, wurde 1999 die Ehrendoktorwürde der Fakultät verliehen.

Prof.Dr. Friedrich **Prinz**, emeritierter Professor für Mittelalterliche Geschichte und vergleichende Landesgeschichte, wurde 1998 von der Academia Toscana di Scienze e Lettere „La Colombaria“ zum korrespondierenden Mitglied gewählt.

Prof.Dr.Dr.h.c. Gerhard A. **Ritter**, emeritierter Professor für Neuere und Neueste Geschichte, übernahm im Wintersemester 1997/98 die Otto-von-Freising-Gastprofessur der Katholischen Universität Eichstätt.

Prof.Dr. Winfried **Schulze**, Professor für Neuere Geschichte, wurde 1998 zum neuen Vorsitzenden des Wissenschaftsrates gewählt. Außerdem wurde er zum Mitglied der „Academia Scientiarum et Artium Europaea“ ernannt.

PD Dr. Margit **Szöllösi-Janze** wurde der Habilitationsförderpreis 1998 der Münchener Universitätsgesellschaft verliehen.

Prof.Dr. Zvi **Yavetz**, Universität Tel Aviv/Israel, wurde die Ehrendoktorwürde der Universität verliehen.

Prof.Dr. Yosef Hayim **Yerushalmi**, Columbia-Universität New York/USA, wurde die Ehrendoktorwürde der Universität verliehen.

FAKULTÄT FÜR PHILOSOPHIE,
WISSENSCHAFTSTHEORIE UND
STATISTIK

Prof.Dr.Dr.h.c. Werner **Beierwaltes**, emeritierter Professor für Philosophie, wurde 1998 das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen. Außerdem wurde ihm im Jahr 2000 der Preis „Premio Roncesvalles de Filosofia“ der Universität von Navarra (Spanien) verliehen.

Prof.Dr. Horst **Bürkle**, Professor für Religionswissenschaft, erhielt von Papst Johannes Paul II. den Silvester-Orden.

Prof.Dr. Dieter **Henrich**, emeritierter Professor für Philosophie, Wissenschaftstheorie und Statistik, wurde von der Humboldt-Universität Berlin eine Honorarprofessur verliehen. Die Académie Internationale de Philosophie d'Art (Genf/New York) wählte ihn zum ordentlichen Mitglied. Ferner wurde ihm von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster der Ehrendoktorwürde verliehen.

Prof.Dr. Jörg **Jantzen**, außerplanmäßiger Professor für Philosophie, wurde im Oktober 1998 zum Präsidenten der Internationalen Schelling-Gesellschaft gewählt.

Prof.Dr.Dr.h.c. Hans **Maier**, emeritierter Professor für Christliche Weltanschauung, Religions- und Kulturtheorie, erhielt 1998 die Goldene Medaille der Elisabeth J.-Saal-Stiftung zur Förderung der humanistischen Bildung. 1999 wurde ihm der Cicero-Preis für Redekunst verliehen und er erhielt außerdem den Romano Guardini-Preis der Katholischen Akademie Bayern sowie die Bayerische Verfassungsmedaille in Gold. Ferner wurde er wurde zum neuen Vorsitzenden des Kuratoriums der Stiftung Bibel und Kultur gewählt.

Prof.Dr. C. Ulises **Moulines**, Professor für Philosophie, Logik und Wissenschaftstheorie, wurde 1997 zum Präsidenten der Gesellschaft für Analytische Philosophie ernannt; ebenfalls 1997 erhielt er das Ehrenstipendiat der spanischen Stiftung

BBV. Im Jahr 2000 wurde er in die Académie Internationale de Philosophie des Sciences aufgenommen.

PD Dr. Martin **Mulso** erhielt im Oktober 1999 in Altomonte, Italien, den Premio Internazionale d' Historia della Filosofia Luigi de Franco.

Prof.Dr. Iris **Pigeot-Kübler**, Professorin für Statistik, wurde 1998 zur neuen Präsidentin der Deutschen Region der Internationalen Biometrischen Gesellschaft gewählt, ferner wurde sie vom Ministerium zum Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats des Bundesinstituts für Arzneimittel und Medizinprodukte (BfArM) bestellt. 1999 wurde sie in das International Statistical Institute aufgenommen.

Prof.Dr.Dr.h.c.mult. Robert **Spaemann**, emeritierter Professor für Philosophie, wurde 1998 von der Chilenischen Akademie der sozialen, politischen und moralischen Wissenschaften zum Ehrenmitglied ernannt. Ihm wurde außerdem 1998 von der Katholischen Universität von Santiago de Chile die Ehrendoktorwürde verliehen. Die Universität Warschau hat ihm für das Wintersemester 1998/99 eine Gastprofessur auf dem „Erasmus-Lehrstuhl“ angeboten.

Sir Peter **Strawson** aus Oxford wurde im Juli 1998 die Ehrendoktorwürde der Fakultät verliehen.

Prof.Dr. Wilhelm **Vossenkuhl**, Professor für Philosophie, wurde 1997 und im Jahr 2000 für weitere 3 Jahre zum Mitglied des Senats der Deutschen Forschungsgemeinschaft berufen. Außerdem wurde er sowohl 1998 als auch erneut im Jahr 2000 in den Hochschulrat der Universität Bayreuth gewählt.

Prof.Dr. Carl Friedrich Freiherr von **Weizsäcker**, Honorarprofessor für Philosophie, wurde mit der Reinhold-Schneider-Plakette 1998 ausgezeichnet.

Prof.Dr. Günter **Zöllner**, Professor für Philosophie, Geschäftsführender Vorstand des Philosophie-Departments, wurde im Jahr 2000 zum Präsidenten

ten der Internationalen Johann-Gottlieb-Fichte Gesellschaft gewählt sowie zum Mitherausgeber der J.G. Fichte-Gesamtausgabe der Bayerischen Akademie der Wissenschaften ernannt.

FAKULTÄT FÜR PSYCHOLOGIE UND PÄDAGOGIK

Dr. Felix **Brodbeck** erhielt 2000 den Nachwuchsförderpreis der Münchener Universitätsgesellschaft.

Prof.Dr. Dieter **Frey**, Professor für Sozialpsychologie, wurde von der Deutschen Gesellschaft für Psychologie sowie der Christoph-Dornier-Stiftung der Deutsche Psychologiepreis 1998 verliehen. Außerdem wurde er zum Vorsitzenden des Wissenschaftlichen Beirats des Instituts für interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung an der Universität Bielefeld gewählt.

Caroline **Haff** und Anja **Kahnt** haben für ihre Masterarbeit vom Deutschen Institut für Betriebswirtschaft (dib) in Frankfurt am Main den dib-Wissenschaftspreis 2000 erhalten.

Prof.Dr. Kurt **Heller**, emeritierter Professor für Psychologie, wurde 1999 in die New Yorker Akademie der Wissenschaften, Sektion Psychologie, aufgenommen.

Dr. Eva **Jonas**, Lehrstuhl für Sozialpsychologie, erhielt für ihre Dissertation den Sauermann-Preis 2000 der Gesellschaft für Experimentelle Wirtschaftsforschung.

Prof.Dr. Heiner **Keupp** ist der erste Preisträger des neu eingerichteten Preises der Deutschen Gesellschaft für Verhaltenstherapie.

Diana **Krasnova**, Teilnehmerin am internationalen MA-Studiengang „Psychology of Excellence“, hat den DAAD Jahrespreis 1999 erhalten.

Prof.Dr. Heinz **Mandl** wurde 1999 als Mitglied in die Societas Scientiarum Fennica/Helsinki aufgenommen.

Prof.Dr. Lutz **von Rosenstiel**, Professor für Organisations- und Wirtschaftspsychologie, wurde mit der Viktor Mataja-Medaille der Österreichischen Werbewissenschaftlichen Gesellschaft ausgezeichnet. Ferner wurde ihm von der Universität Leipzig die Ehrendoktorwürde verliehen.

Dr. Robin **Stark** erhielt 1999 den Nachwuchsförderpreis der Gesellschaft der Münchener Universitätsgesellschaft.

Prof.Dr.Dr.h.c. Helmut **Zöpfl**, Professor für Schulpädagogik, erhielt von der Pontificia Universitas Lateranensis im Juni 1999 die Ehrendoktorwürde. Ferner wurde ihm 2000 von der Universität Salzburg die Doktorwürde verliehen.

PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT FÜR ALTERTUMSKUNDE UND KULTUR- WISSENSCHAFTEN

Prof.Dr. Suraiya **Faroqhi**, Professorin für Osmanistik, wurde für den Zeitraum Oktober 2001 bis Juli 2002 zum Fellow des Wissenschaftskollegs Berlin gewählt.

Prof.Dr. Thomas O. **Höllmann**, Professor für Sinologie einschließlich chinesischer Archäologie und Kunst sowie der Völkerkunde, wurde 1998 von der Bayerischen Akademie der Wissenschaften zum ordentlichen Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse gewählt.

Prof.Dr.Dr.h.c. Leopold **Kretzenbacher**, emeritierter Professor für deutsche und vergleichende Volkskunde, wurde 1997 in Graz der Ehrenring des Landes Steiermark verliehen.

Prof.Dr. Johannes **Laube**, Professor für Japanologie (Religion und Philosophie im modernen Japan), wurde zum ordentlichen Mitglied der „Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste“ in Salzburg gewählt.

Prof.Dr. Michael **Mackensen**, Professor für Provinzialrömische Archäologie, wurde 1998 zum korrespondierenden Mitglied des Österreichischen Archäologischen Institutes gewählt.

Dr.phil. Adelheid **Otto** wurde 1997 der Bayerische Habilitationsförderpreis für Frauen verliehen.

Prof.Dr. Ingrid **Schellbach-Kopra**, Professorin für Finnougristik, erhielt vom Präsidenten der Republik Finnland das Komturkreuz des Ordens des Löwen von Finnland.

Prof.Dr. Paul **Zanker**, Professor für Klassische Archäologie und Direktor des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom, wurde der Reuchlinpreis 1999 der Stadt Pforzheim verliehen.

Dr.phil. Annette **Zgoll** wurde der Promotionsförderpreis 1998 der Münchener Universitätsgesellschaft verliehen

FAKULTÄT FÜR SPRACH- UND LITERATURWISSENSCHAFT I

Prof.Dr. Hellmuth **Flashar**, Professor für Klassische Philologie, wurde von der Universität Trier mit dem Ausonius-Preis 1998 ausgezeichnet.

Dr. Bernhard **Huß** erhielt 1998 den Kurt-von-Fritz-Preis für herausragende Arbeiten am Institut für Klassische Philologie.

Kerstin **Karazzi**, Institut für Allgemeine und Indogermanische Sprachwissenschaft, hat für ihre Dissertation im August 2000 den Ernst-Waldschmidt-Preis empfangen.

Dr. Hans Peter **Obermayer** erhielt 1997 den Kurt-von-Fritz-Preis für herausragende Arbeiten am Institut für Klassische Philologie.

Prof.Dr. Oliver **Primavesi**, Professor für Klassische Philologie, erhielt 1999 für seine Empedoklesausgabe zusammen mit Prof.Dr. Alain **Martin**, Université Libre de Bruxelles, den Prix Reinach der Association pour l'Encouragement des Études Grecques en France und 2000 den Prix Gantrelle der Académie Royale de Belgique.

Dr. Herbert **Rosendorfer**, Honorarprofessor für Bayerische Gegenwartsliteratur, erhielt 1999 den Jean-Paul-Preis.

Prof.Dr. Ina **Schabert**, Professorin für Englische Philologie, wurde im Dezember 1999 mit dem Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der BRD ausgezeichnet.

Dr. Ulrike **Sprenger**, Assistentin am Institut für Romanische Philologie, erhielt 1997 für ihre herausragende literaturwissenschaftliche Dissertation den Max-Weber-Preis der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Dr. Sabine **Vogt** erhielt 1999 einen Bayerischen Habilitationsförderpreis. Außerdem erhielt sie 1999 den Kurt-von-Fritz-Preis für herausragende wissenschaftliche Arbeiten am Institut für Klassische Philologie.

Prof.em.Dr. Stanley **Wells** wurde Chairman of the Trustees of the Shakespeare Birthplace Trust, Stratford-upon-Avon.

PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT FÜR SPRACH- UND LITERATURWISSENSCHAFT II

Prof. Michael George **Clyne**, Ph.D., Monash University/Australia, wurde die Ehrendoktorwürde der Universität verliehen.

Prof.Dr.Dr.h.c. Konrad **Ehlich**, Professor für Deutsch als Fremdsprache, wurde die Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät der Aristoteles-Universität Thessaloniki/Griechenland verliehen.

Prof.Dr.Dr.h.c.mult. Wolfgang **Frühwald**, Professor für Neuere Deutsche Literaturgeschichte, wurde der Bayerische Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst verliehen. Außerdem wurde ihm der Ehrenring der Görres-Gesellschaft überreicht.

Prof.Dr. Friedhelm **Kemp**, Honorarprofessor für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft, wurde der Bayerische Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst verliehen.

Prof.Dr. Angelika **Redder**, Professorin für Deutsch als Fremdsprache, wurde zur Ersten Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für Sprachwissenschaft (DGfS) gewählt.

Prof.Dr.Dr.h.c.mult. Harald **Weinrich**, emeritierter Professor für Deutsch als Fremdsprache, wurde die Ehrendoktorwürde der Universität Rom „La Sapienza“ sowie der Universität Madrid „Universidad Complutense“ verliehen. Ferner wurde er auch mit dem Bayerischen Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst ausgezeichnet.

SOZIALWISSENSCHAFTLICHE FAKULTÄT

Prof.Dr. Jutta **Allmendinger**, Ph.D., Professorin für Soziologie, wurde für die Amtsperiode 1999/2000 zur Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) gewählt.

Prof.Dr. Ulrich **Beck**, Professor für Soziologie, wurde der Cicero-Preis für öffentliche Reden verliehen. Außerdem wurde er mit dem German British Forum 1999 Award ausgezeichnet.

Prof.Dr.Dr.h.c.mult. Karl Martin **Bolte**, emeritierter Professor für Soziologie, wurde die Ehrendoktorwürde der Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften der Universität Karlsruhe verliehen.

Prof.Dr. Hans-Bernd **Brosius**, Professor für Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft), wurde zum Präsidenten der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft gewählt; ferner wurde er zum Mitglied des Siemens-Kommunikationsbeirates bestellt und 1998 in die Herausgebergremien der international renommierten Fachzeitschriften „Media Psychology“ und „Communication Theory“ bestellt.

James **Davis**, Ph.D., Politische Wissenschaft, hat einen hochdotierten Forschungspreis der NATO für sein Forschungsprojekt „Post-Victory Alliance Politics“ erhalten, gleichzeitig wurde ihm der Titel „NATO Research Fellow“ verliehen.

Miriam **Karama**, Martina **Helmerich** und Christian **Grüner** erhielten für ihre Dissertationsprojekte jeweils ein Dissertationsstipendium der Heinz und Sybille Laufer-Stiftung.

Prof.Dr. Ursula E. **Koch**, Professorin für Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft), wurde vom Ministère de l'Education nationale de la recherche et de la technologie zum „Commandeur dans l'ordre des Palmes académiques“ befördert. Außerdem wurde sie vom Senat zum stellvertretenden Mitglied des Vorstandes des Bayerisch-Französischen Hochschulzentrums bestellt. Ferner wurde sie vom Ministerium für Kultur, Jugend, Familie und Frauen des Landes Rheinland-Pfalz in den Beirat für die Modernisierung und Erweiterung der Dauerausstellung auf dem Hambacher Schloß berufen.

PD Dr. Karl-Rudolf **Korte** wurde der Habilitationsförderpreis 1998 der Münchener Universitätsgesellschaft verliehen.

Die Münchner Teilnehmergruppe am Simulationsprojekt „National Model United Nations“ (Lehrstuhl von Prof.Dr. Peter Joachim **Opitz**, Geschwister-Scholl-Institut) hat 1999 einen Preis für hervorragende Leistung erhalten.

Prof.Dr. Berndt **Ostendorf**, Professor für Nord-amerikanische Kulturgeschichte, wurde in den Rat für Migration berufen.

Dr. Bettina **Palazzo** wurde für ihre Dissertation mit dem Max Weber-Preis für Wirtschaftsethik 1998 ausgezeichnet.

Prof.Dr. Wolf-Dieter **Ring**, Honorarprofessor für Kommunikationswissenschaft (Zeitungswissenschaft), wurde das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen.

Raphael **Rossmann** hat für seine Masterarbeit einen 1. Preis IP Impact Award 2000 erhalten.

Prof.Dr.Dr.h.c. Werner **Weidenfeld**, Professor für Politische Wissenschaft unter bes. Berücksichtigung der Politischen Systeme und der Europapolitik, erhielt im Mai 1998 die höchste Auszeichnung der deutsch-amerikanischen Gesellschaft, die General Lucius D. Clay Medaille. Außerdem wurde ihm im Oktober 1998 das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen. Ferner wurde er in den Beirat der Graduate School of International Studies der Yonsei University Seoul/Korea berufen und wurde 1998 von 316 politologischen Fachkollegen zum angesehensten Politikberater gewählt. Prof. Weidenfeld hat für die Bertelsmann-Stiftung und für das C.A.P. den „Toleranz-Preis der Anti-Defamation League“ in Atlanta in Gegenwart von Präsident Clinton entgegengenommen.

Prof.Dr. Rolf **Ziegler**, emeritierter Professor für Soziologie, wurde zum Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina gewählt. Außerdem wurde er vom Generaldirektor der UNESCO zum Mitglied des International Scientific Advisory Board ernannt.

FAKULTÄT FÜR MATHEMATIK UND INFORMATIK

Prof.Dr. Menso **Folkerts**, Professor für Geschichte der Naturwissenschaften, wurde zum korrespondierenden Mitglied der Mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig gewählt. Ebenfalls 1998 wurde er zum Obmann für die Sektion Wissenschafts- und Medizingeschichte und zum Senator der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina gewählt. Im März 1999 wurde er zum ordentlichen Mitglied der Philosophisch-historischen Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt.

Prof.Dr. Rudolf **Fritsch**, Professor für Didaktik der Mathematik und Dekan der Fakultät, wurde 1999 von Universität Sofia/Bulgarien die Ehrendoktorwürde verliehen.

Dr.Dr.habil. Thomas **Frühwirth** wurde der Telecom Application Award zugesprochen.

Dr. Bernhard **Hanke** erhielt im Juli 2000 den Promotionsförderpreis der Münchener Universitätsgesellschaft.

Dr. Markus **Schmidmeier** wurde mit dem Bolzano-Preis 1998 ausgezeichnet.

Prof.Dr. Karl **Seebach**, emeritierter Professor für Didaktik der Mathematik, wurde 1998 mit dem Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der BRD ausgezeichnet.

FAKULTÄT FÜR PHYSIK

Prof.Dr. Gerd **Binnig**, Honorarprofessor für Physik, wurde im Januar 1998 der Bayerische Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst verliehen.

Dr. Gunnar **Brink**, Center for NanoScience (CeNS) an der LMU, ist einer der Preisträger des Münchner Business Plan Wettbewerbs 1999.

Prof.Dr. Jochen **Feldmann**, Professor für Photonik und Optoelektronik, wurde im Februar 1999 einer der Preise für gute Lehre verliehen.

Prof.Dr. Hermann **Gaub**, Professor für Experimentalphysik, erhielt 1998 den Titel „Ehrenprofessor der Jilin University“ in Chang Chun. Im Herbst 2000 wurde er mit dem „Langmuir Distinguished Lecturer Award“ der Division of Colloid and Surface Chemistry der American Chemical Society in Washington D.C. ausgezeichnet.

Prof.Dr. Theodor W. **Hänsch**, Professor für Physik, wurde 1998 mit dem Philip-Morris-Forschungspreis ausgezeichnet. Außerdem wurde ihm die Stern-Gerlach-Medaille der Deutschen Physikalischen Gesellschaft verliehen. Ferner erhielt er den Arthur Schawlow-Award des Laser Institute of America in Dearborn, Michigan/USA und im Jahr 2000 gemeinsam mit PD Dr. Tilman **Esslinger** und Dr. Immanuel **Bloch** zum zweiten Mal den Philip-Morris-Forschungspreis.

Dr. Nancy Ellen **Hecker** wurde ein Forschungsstipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung verliehen.

Dr. Gero von **Plessen** wurde der Max-Auwärter-Preis 1998 verliehen.

Dr. Matthias **Rief** erhielt den Jahrespreis 1999 der Deutschen Gesellschaft für Biophysik.

Prof.Dr. Arnulf **Schlüter**, Honorarprofessor für Theoretische Physik, wurde der Bayerische Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst verliehen.

Dr. Ullrich **Schollwöck**, Privatdozent für Physik, wurde als Gründungsmitglied in die Junge Akademie an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina gewählt. Ferner hat er einen Gerhard-Hess-Förderpreis erhalten.

Prof.Dr. Klaus **Stierstadt**, Professor für Physik i.R., wurde die Ehrendoktorwürde der Technischen Universität Timisoara/Rumänien verliehen.

Prof.Dr.Dr.h.c.mult. Herbert **Walther**, Professor für Experimentalphysik, wurde im März 1998 mit der Stern-Gerlach-Medaille der Deutschen Physikalischen Gesellschaft sowie mit dem Ernst Hellmut Vits-Preis der Universität Münster ausgezeichnet. Außerdem wurde ihm im September 1999 das Verdienstkreuz 1. Klasse des Verdienstordens der BRD verliehen.

PD Dr. Achim **Wixforth** erhielt im März 1998 den Walter-Schottky-Preis für Festkörperforschung.

FAKULTÄT FÜR CHEMIE UND PHARMAZIE

Prof.Dr. Hanns-Peter **Boehm**, emeritierter Professor für Anorganische Chemie, wurde 1999 zum Fellow of the American Carbon Society gewählt.

Dr. Verena **Dirsch** erhielt den Präventionspreis der Deutschen Herzhilfe, den Phoenix Pharmazie-Wissenschaftspreis 1998 für den Bereich Pharmakologie sowie den Travel grant, 2000 years of Natural Products Research, Amsterdam, 1999.

Dipl.Chem. Heiner **Ebel** erhielt den Jungakademikerpreis 1999 (vormals Winterfeldt-Preis) der Universität Hannover.

Prof.Dr. Michael **Famulok**, Professor für Biochemie, wurde mit dem Otto-Klung-Preis für Chemie 1998 ausgezeichnet.

Dr. Irmgard **Frank** wurde mit dem Bayerischen Habilitationsförderpreis 1999 ausgezeichnet.

Prof.Dr. Rudolf **Grosschedl**, Professor für Biochemie, wurde zum Mitglied von EMBO (European Molecular Biology Organization) gewählt.

Dr. Hubert **Huppertz** wurde der Starck-Promotionspreis 2000 für Anorganische Chemie zuerkannt.

Dr. Bernd **Kayser** wurde der Promotionsförderpreis 1998 der Münchener Universitätsgesellschaft verliehen.

PD Dr. Christoph **Kessler** wurde mit dem 3. Preis beim Patentwettbewerb Molekulare Medizin 1998 ausgezeichnet.

Dr. Alexandra **Kiemer** wurde mit dem Bayerischen Habilitationsförderpreis 1999 ausgezeichnet. Sie erhielt den Ellen-Weber-Preis der ASTA Medica 1999, den Schering-Plough Young Investigators Award for the „Best Oral Presentation“ der European Association for the Study of the Liver 1998 sowie den Präsidentenposterpreis der 53. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Verdauungs- und Stoffwechselkrankheiten 1998.

Prof.Dr. Paul **Knochel**, Professor für Organische Chemie, erhielt den Research Award of Merck, Sharp & Dome 1999.

Prof.Dr. Helmut **Knözinger**, Professor für Physikalische Chemie, wurde von der DECHEMA die Alwin Mittasch-Medaille für das Jahr 1998 verliehen.

Tobias **Kohl** erhielt einen Herbert-Marcinek-Preis 2000.

Cand.chem. Bettina **Lötsch** erhielt einen Herbert-Marcinek-Preis 2000.

Dr. Klaus **Meerholz**, Privatdozent für Physikalische Chemie, erhielt den Habilitationspreis 1999 und wurde mit dem Nernst-Haber-Bodenstein-Preis der Deutschen Bunsengesellschaft für Physikalische Chemie ausgezeichnet.

PD Dr. Martin J. **Müller** wurde der Arnold-Sommerfeld-Preis 1999 der Bayerischen Akademie der Wissenschaften verliehen.

PD Dr. Thomas J. J. **Müller** erhielt den Forschungspreis der Otto-Röhm-Gedächtnisstiftung 1998.

Prof.Dr.Dr.h.c.,D.Sc.h.c. Heinrich **Nöth**, emeritierter Professor für Anorganische Chemie, wurde für eine 2. Amtszeit als Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften wiedergewählt. Ferner wurde ihm die Chugaev-Medaille des Kurakov-Institutes der Russischen Akademie der Wissenschaften verliehen.

Prof.Dr. Dieter **Oesterhelt**, Professor für Biochemie und Direktor am Max-Planck-Institut für Biochemie in Martinsried, wurde 1998 mit dem Otto-Hahn-Preis für Chemie und Physik und dem Alfred Krupp-Wissenschaftspreis ausgezeichnet. Außerdem wurde ihm der Werner-von-Siemens-Ring 1999 verliehen.

Dr. Maria **Rodriguez-Palmero Seuma**, Apothekerin, hat ein Forschungsstipendium der Alexander von Humboldt-Stiftung erhalten.

Dr. Kay **Severin** erhielt den Bayerischen Habilitationsförderpreis 1997.

Prof. Dr. Wilhelm **Simson**, Honorarprofessor für Anorganische Chemie, Vorsitzender des Vorstandes der VIAG AG, München und Mitglied im Hochschulrat, wurde 1998 mit dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse ausgezeichnet. Ferner erhielt er 1999 den Bayerischen Verdienstorden.

Prof.Dr. Wolfgang **Schnick**, Professor für Anorganische Festkörperchemie, wurde der Steinhofers-Preis der Universität Freiburg verliehen; er wurde damit zum Steinhofers-Lecturer 1999.

Prof.Dr. Wolfgang **Steglich**, Professor für Organische Chemie, wurde von der GDCH auf der Chemiedozententagung 1998 in Essen die Richard-Kuhn-Medaille verliehen. Im April 1999 erhielt er die Ehrendoktorwürde der Humboldt-Universität zu Berlin.

Prof.Dr. Karl **Thoma**, emeritierter Professor für Pharmazeutische Technologie, wurde von der Pharmazeutischen Gesellschaft die Hermann-Thoms-Medaille 1999 verliehen. Außerdem wurde er zum Ehrenmitglied der Bulgarischen Wissenschaftlichen Pharmazeutischen Gesellschaft in Sofia ernannt. Ferner wurde er mit der Lesmüller-Medaille ausgezeichnet.

Prof.Dr. Angelika **Vollmar**, Professorin für Pharmazeutische Biologie, erhielt den Phoenix-Wissenschaftspreis 1998 sowie des EASL-Preis 1998.

Prof.Dr. Matthias **Westerhausen**, Professor für Anorganische Chemie, wurde der Preis für gute Lehre 1998 verliehen.

Stefan **Wiesmüller** erhielt einen Herbert-Marcinek-Preis 2000.

Prof.Dr.Dr.h.c. Ernst-Ludwig **Winnacker**, Professor für Biochemie und Präsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft, wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) als Präsident der DFG für eine zweite Amtsperiode (1. Januar 2001 bis 31. Dezember 2003) wiedergewählt. Er erhielt den Johann-Georg-Zimmermann-Preis für Krebsforschung 1999 und die Verdienstmedaille Human Frontier Science Programm 1999 in Strasbourg. Außerdem wurde ihm von der Veterinärmedizinischen Universität Wien die Ehrendoktorwürde verliehen. Darüber hinaus wurde ihm der Bayerische Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst verliehen.

Prof.Dr.Dr.h.c. Meinhart H. **Zenk**, Professor für Pharmazeutische Biologie, wurde der Bayerische Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst verliehen.

Prof.Dr.phil. Hendrik **Zipse**, Professor für Organische Chemie, erhielt das Dozentenstipendium des Fonds der Chemischen Industrie 1998.

FAKULTÄT FÜR BIOLOGIE

Prof.Dr. August **Böck**, Professor für Mikrobiologie, wurde 1999 der Bayerische Verdienstorden verliehen.

PD Dr. Ernst-Gerhard **Burmeister**, Oberkonservator an der Zoologischen Staatssammlung, wurde 1998 der Preis für hervorragende Lehre verliehen.

Prof.Dr. Thomas **Cremer**, Professor für Human-genetik, wurde 2000 der Preis für hervorragende Lehre verliehen.

Prof.Dr.phil. Irenäus **Eibl-Eibesfeldt**, außerplanmäßiger Professor für Zoologie, wurde mit dem Inge und Werner Grüter-Preis ausgezeichnet.

Prof.Dr.Dr.h.c. Wolfgang **Engelhardt**, Honorarprofessor für Zoologie und ehem. Generaldirektor der Staatlichen Naturwissenschaftlichen Sammlungen, erhielt das Große Verdienstkreuz mit Stern und Schulterband des Verdienstordens der BRD.

Prof.Dr. Regine **Kahmann**, Professorin für Genetik und Mikrobiologie, wurde 1998 mit dem Bundesverdienstkreuz am Bande ausgezeichnet. Außerdem wurde sie zum Mitglied der „Academia Scientiarum et Artium Europaea“ gewählt. 1999 wurde ihr der Bayerische Maximiliansorden für Wissenschaft und Kunst verliehen.

Dr. Jan **Lohmann** wurde der Promotionsförderpreis 2000 der Münchener Universitätsgesellschaft verliehen.

Prof.Dr.Dr.h.c. Gerhard **Neuweiler**, Professor für Zoologie und vergleichende Anatomie, wurde 1998 zum Mitglied des Senats der Wissenschaftsgemeinschaft G.W. Leibniz und 1999 zum Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und zum Distinguished Fellow of Jawaharlal Nehru Centre for Advanced Scientific Research in Ganganore/Indien gewählt. Ferner wurde in den Hochschulrat der Universität Hohenheim berufen.

Prof.Dr. Svante **Pääbo**, Professor für Zoologie, wurde im Dezember 1998 die Max-Delbrück-Medaille der Schering-Forschungsgemeinschaft verliehen.

Dr. Maximilian **Weigend** B.Sc.(H.), Institut für Systematische Botanik, erhielt im Juli 1998 für seine Dissertation den Anton-de-Bary Preis der Regensburgischen Botanischen Gesellschaft. Im Mai 1998 wurde ihm von der Stadt Cajamara/Peru die Ehrenbürgerwürde verliehen.

PD Dr. Birgit **Wetterauer** wurde 1999 der Preis für hervorragende Lehre verliehen.

FAKULTÄT FÜR GEOWISSENSCHAFTEN

Prof.Dr. Herbert **Hagn**, Professor für Geologie und Paläontologie i.R., wurde im November 1998 das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse verliehen.

Prof.Dr. Dietrich **Herm**, emeritierter Professor für Paläontologie und historische Geologie, wurde im Oktober 1998 mit dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse ausgezeichnet.

Prof.Dr.Dr.h.c.mult. Heinz **Jagodzinski**, emeritierter Professor für Kristallographie und Mineralogie, wurde mit der Karl Hermann-Medaille der Deutschen Kristallographischen Gesellschaft geehrt.

Prof.Dr.Dr.h.c. Hubert **Miller**, Professor für Allgemeine und Angewandte Geologie, wurde 1998 zum Mitglied der Academia Nacional de Ciencias en Córdoba, Argentinien, gewählt. Ferner wurde er zum Generaldirektor der Staatlichen Naturwissenschaftlichen Sammlungen ernannt. Außerdem wurde ihm 2000 die Ehrendoktorwürde der Universität St. Kliment Ohridski, Sofia/Bulgarien verliehen.

Prof.Dr. Heinrich **Soffel**, Professor für Geophysik, wurde 1998 zum Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina ernannt.

Prof.Dr. Heinz Herrmann **Schulz**, Professor für Kristallographie und Angewandte Mineralogie, wurde 1997 mit dem Bundesverdienstkreuz 1. Klasse ausgezeichnet. 1998 wurde er zum Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina ernannt.

ZU EHRENSENATOREN DER UNIVERSITÄT WURDEN ERNANNT

Rolf **Dienst**, Managing Partner der Wellington Partners Venture Capital GmbH

Nikolay **Kiessling**

Dr.Dr.h.c. Hans **Zimmermann**, Ministerialdirigent i.R., früher Leiter der Hochschulabteilung im Bayerischen Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst

ZU EHRENBÜRGERN DER UNIVERSITÄT WURDEN ERNANNT

Dr. Hadumod **Bußmann**, Akademische Direktorin, ehemalige Universitätsfrauenbeauftragte

Gustav **Reischenbeck**

Karl **Reischenbeck**

Verstorbene

(soweit uns die Angaben bekannt sind)

Dr.phil. Ladislaus **Buzas**, ehem. Leiter der Universitätsbibliothek, verstorben am 2. Oktober 1997 im Alter von 82 Jahren.

Prof.Dr. Paul D. **Barlett**, Ehrendoktor der Fakultät für Chemie und Pharmazie, verstorben am 11. Oktober 1997 im Alter von 90 Jahren

Dr.sc.pol. Gerd **Tacke**, Ehrensensator der Universität, verstorben am 23. Oktober 1997 im Alter von 91 Jahren

Prof.Dr. Günther **Hämmerlin**, Professor für Angewandte Mathematik, verstorben am 12. November 1997 im Alter von 69 Jahren

Prof.Dr.Dr.h.c.mult. Friedrich-Karl **Beier**, Honorarprofessor für Gewerblichen Rechtsschutz und Urheberrecht, Wettbewerbs- und Kartellrecht, verstorben am 13. November 1997 im Alter von 71 Jahren

Frau Angela **Uebler**, Verwaltungsangestellte beim Staatswirtschaftlichen Institut der Volkswirtschaftlichen Fakultät, verstorben am 17. November 1997 im Alter von 60 Jahren

Prof.Dr. Hans **Buchner**, außerplanmäßiger Professor für Zoologie, verstorben am 29. Dezember 1997 im Alter von 91 Jahren

Henning L. **Voigt**, Verleger, Ehrensensator der Universität, verstorben am 4. Januar 1998 im Alter von 69 Jahren

Prof.Dr. Artur **Mayer**, emeritierter Professor für Organisations- und Wirtschaftspsychologie, verstorben am 26. Februar 1998 im Alter von 86 Jahren

Prof.Dr. Rainer **von Essen**, außerplanmäßiger Professor für Innere Medizin, verstorben am 2. März 1998 im Alter von 53 Jahren

Prof.Dr. Hans **Schmidt**, Professor für Mittlere und Neuere Geschichte i.R., verstorben am 8. März 1998 im Alter von 67 Jahren

Prof.Dr. Hans **Rall**, außerplanmäßiger Professor für Mittlere und Neuere sowie Bayerische Geschichte, verstorben am 11. März 1998 im Alter von 86 Jahren

Prälat Prof.Dr. Josef **Scharbert**, emeritierter Professor für Alttestamentliche Theologie bei der Katholisch-Theologischen Fakultät, verstorben am 21. April 1998 im Alter von 78 Jahren

Dr.h.c.mult. Johannes **von Elmenau**, Ministerialdirigent a.D., Ehrensensator der Universität, verstorben am 28. Mai 1998 im Alter von 91 Jahren

Prof.Dr. Burkhard **Freudenfeld**, Honorarprofessor für Politische Wissenschaft, verstorben am 1. August 1998 im Alter von 80 Jahren

Prof.Dr. Kurt **Schütte**, emeritierter Professor für Mathematische Logik, verstorben am 18. August 1998 im Alter von 87 Jahren

Dr. Karlheinz **Kaske**, Vorsitzender des Kuratoriums der Universität, verstorben am 27. September 1998 im Alter von 70 Jahren

Prof.Dr.Dr.h.c. Murad **Ferid**, emeritierter Professor für Internationales Privatrecht, Rechtsvergleichung und Bürgerliches Recht, verstorben am 11. Oktober 1998 im Alter von 90 Jahren

Prof.Dr. Jürgen **Aschoff**, außerplanmäßiger Professor für Physiologie, verstorben am 12. Oktober 1998 im Alter von 85 Jahren

Prof.Dr. Adolf **Wolff**, Honorarprofessor für Internationales Tierseuchenrecht, verstorben am 24. Oktober 1998 im Alter von 78 Jahren

Prof.Dr. Johannes **Müller-Bardorff**, emeritierter Professor für Evangelische Religionslehre und Religionspädagogik, verstorben am 7. November 1998 im Alter von 86 Jahren

Prof.Dr. Heinrich **Fries**, emeritierter Professor für Fundamentaltheologie und ökumenische Theologie in der Katholisch-Theologischen Fakultät, verstorben am 19. November 1998 im Alter von 86 Jahren

Prof.Dr. Max **Eder**, emeritierter Professor für Allgemeine Pathologie und Pathologische Anatomie in der Medizinischen Fakultät, verstorben am 28. November 1998 im Alter von 73 Jahren

Prof.Dr. Hans Gerhard **Huckenholtz**, Professor für Gesteinskunde, verstorben am 29. November 1998 im Alter von 68 Jahren

Prof.Dr. Fritz **Holle**, emeritierter Professor für Chirurgie, verstorben am 26. Dezember 1998 im Alter von 84 Jahren

Dr. Wolfgang **Wober**, Privatdozent für Physiologie bei der Medizinischen Fakultät, verstorben am 18. Januar 1999 im Alter von 66 Jahren

Prof.Dr. Helmut **Salecker**, emeritierter Professor für theoretische Physik, verstorben am 8. Februar 1999 im Alter von 77 Jahren

Prof.Dr. Hans-Peter **Laubscher**, Professor für Klassische Archäologie, verstorben am 12. Februar 1999 im Alter von 62 Jahren

Prof.Dr. Otto **Lehmann-Brockhaus**, Honorarprofessor für Kunstgeschichte, verstorben am 14. März 1999 im Alter von 90 Jahren

Prof.Dr.Dr.h.c. Georg **Heberer**, emeritierter Professor für Chirurgie, verstorben am 21. März 1999 im Alter von 78 Jahren

Eduard **Bucher**, Fahrer des Rektors, verstorben am 27. März 1999 im Alter von 46 Jahren

Prof.Dr.Dr.Dr. Johannes C. **Brengelmann**, Ph.D., außerordentlicher Professor für Sozialpsychologie, ehem. Direktor des Max-Planck-Instituts für Psychiatrie, verstorben am 28. März 1999 im Alter von 79 Jahren

Prof.Dr. Rudolf **Gompper**, emeritierter Professor für Organische Chemie, verstorben am 28. März 1999 im Alter von 73 Jahren

Dominique **Thillet-Rothe**, Sachbearbeiterin im Prüfungsamt Zahnmedizin, verstorben am 7. April 1999 im Alter von 47 Jahren

Prof.Dr. Alfred Nikolaus **Witt**, emeritierter Professor für Orthopädie, verstorben am 20. April 1999 im Alter von 85 Jahren

Prof.Dr. Otto **Zerries**, außerplanmäßiger Professor für Völkerkunde, verstorben am 4. Mai 1999 im Alter von 84 Jahren

Prof.Dr. Hans-Georg **Beck**, emeritierter Professor für Byzantinistik und neugriechische Philologie, verstorben am 25. Mai 1999 im Alter von 89 Jahren

Prof.Dr. Karl Peter **Eymer**, außerplanmäßiger Professor für Innere Medizin, verstorben am 13. Juni 1999 im Alter von 79 Jahren

Prof.Dr. Otto **Barbarino**, Honorarprofessor für Volkswirtschaft, Ministerialdirektor a.D., verstorben am 16. Juni 1999 im Alter von 94 Jahren

Hans Hermann **Rösner-Mautby**, Ehrensensator der Universität, verstorben am 24. Juni 1999 im Alter von 82 Jahren

Prof.Dr. Manfred **Sarx**, Honorarprofessor für Pflichtprüfungswesen bei der Fakultät für Betriebswirtschaft, verstorben am 1. Juli 1999 im Alter von 75 Jahren

Dr. Wolfgang **Heß**, Lehrbeauftragter für Numismatik an der Philosophischen Fakultät für Geschichts- und Kunstwissenschaften, Direktor der Staatlichen Münzsammlung München i.R., verstorben am 3. Juli 1999 im Alter von 73 Jahren

Prof.Dr. Peter **Wellmann**, emeritierter Professor für Astronomie, ehemaliger Leiter der Universitätssternwarte, verstorben am 4. Juli 1999 im Alter von 85 Jahren

Prof.Dr. Ferdinand **Neumaier**, Professor für Geologie, verstorben am 15. Juli 1999 im Alter von 93 Jahren

Prof.Dr. Georg **Walterspiel**, Professor für Betriebswirtschaftslehre, verstorben am 29. Juli 1999 im Alter von 78 Jahren

Prof.Dr. Karl **Schnith**, Professor für Mittlere und Neuere Geschichte, verstorben am 3. September 1999 im Alter von 65 Jahren

Dr. Rudolf **Nowotny**, Akademischer Direktor i.R. am Institut für Musikwissenschaft, verstorben am 15. September 1999 im Alter von 63 Jahren

Prof.Dr. Helmut **Schippel**, Honorarprofessor für Zivilrecht, verstorben am 24. September 1999 im Alter von 68 Jahren

Prof.Dr. Heinz **Lieberich**, Honorarprofessor für Bayerische Rechtsgeschichte, verstorben am 24. Oktober 1999 im Alter von 94 Jahren

Prof.Dr. Otto **Stochdorph**, emeritierter Professor für Neuropathologie, verstorben am 7. November 1999 im Alter von 85 Jahren

Prof.Dr. Hans Ulrich **Bergmeyer**, Honorarprofessor für Biochemische Analytik, verstorben am 16. November 1999 im Alter von 79 Jahren

Regierungsamtsrat Walter **Kohlenz**, Leiter des Referats III B 10, verstorben am 24. November 1999 im Alter von 61 Jahren

Prof.Dr. Gustav **Wizigmann**, außerplanmäßiger Professor für Mikrobiologie und Tierseuchenlehre, verstorben am 21. Dezember 1999 im Alter von 64 Jahren

Prof.Dr. Hans **Behringer**, Professor für Organische Chemie i.R., verstorben am 20. Januar 2000 im Alter von 89 Jahren

Prof.Dr. Hermann **Bauer**, emeritierter Professor für Kunstgeschichte, verstorben am 22. Januar 2000 im Alter von 70 Jahren

Prof.Dr. Hans **Halbach**, Honorarprofessor für Pharmakologie bei der Medizinischen Fakultät, verstorben am 3. Mai 2000 im Alter von 91 Jahren

Prof.Dr. Hanuš **Papoušek**, außerplanmäßiger Professor für Entwicklungspsychobiologie, verstorben am 5. Mai 2000 im Alter von 77 Jahren

Prof.Dr. Audomar **Scheuermann**, emeritierter Professor für Kanonisches Prozess- und Strafrecht, ehem. Rektor der LMU, verstorben am 6. Mai 2000 im Alter von 91 Jahren

Prof.Dr. Norbert **Mai**, Professor für Neuropsychologie, verstorben am 7. Mai 2000 im Alter von 55 Jahren

Dr.jur. Heinz **Böß**, Ehrensator der Universität, verstorben am 11. Mai 2000 im Alter von 88 Jahren

Dr. Horst **Holzer**, Privatdozent für Soziologie, verstorben am 13. Mai 2000 im Alter von 64 Jahren

Prof.Dr. Hans **Schilling**, emeritierter Professor für Pastoraltheologie, verstorben am 17. Mai 2000 im Alter von 72 Jahren

Prof.Dr. Sten **Gagné**r, Professor für germanische und vergleichende Rechtsgeschichte und für Bürgerliches Recht, verstorben am 24. Mai 2000 im Alter von 79 Jahren

Prof.Dr.Dr.h.c. William G. **Moulton**, Ph.D., Honorarprofessor für Germanistische Linguistik und Deutsch als Fremdsprache, verstorben am 2. Juni 2000 im Alter von 86 Jahren

Prof.Dr. Reinhard **Häßler**, außerplanmäßiger Professor für Anaesthesiologie bei der Medizinischen Fakultät, verstorben am 17. Juni 2000 im Alter von 42 Jahren

Prof.Dr.Dr.h.c. Michael **Wahl**, Professor für Physiologie, verstorben am 11. September 2000 im Alter von 56 Jahren

Prof.Dr. Hans-Martin **Becker**, Professor für Chirurgie (Gefäßchirurgie), verstorben am 13. September 2000 im Alter von 69 Jahren

Abschied

Mit dieser Chronik der Ludwig-Maximilians-Universität 1997–2000 verabschiede ich mich als verantwortlicher Redakteur. Fast 20 Jahre lang habe ich – zusammen mit einem engagierten Team – die Chronik betreut. An dieser Stelle sei allen, die in dieser Zeit mitgearbeitet haben, gedankt. Wir haben mit dem Berichtsjahr 1982 begonnen und ins-

gesamt 9 Bände, in denen jeweils mehrere Berichtsjahre zusammengefasst sind, herausgebracht. Die Vorläufer der Chronik – die gedruckten Rektoratsreden – reichen bis 1830 zurück. 1913 wurde daraus das Universitätsjahrbuch, das 1935 eingestellt wurde. Betreut vom Universitätsarchiv erschien die Chronik wieder vom Berichtsjahr 1957/58 bis 1968/69, dann folgte die Unterbrechung bis 1982.

Dietmar Schmidt

